Des

Herrn Düport du Tertre

Geschichte

der sowohl

alten als neuen Verschwörungen,

Meutereyen

und

merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französ. übersetzt.

Siebenter Theil.

Breßlau,
verlegts Wilhelm Gottlieb Korn,
1768.

Staatsveränderungen in China.

China ist das weitläuftigste Reich, das uns heut zu Tage bekannt ist. Seine Länge, in welchem Verstande man sie auch nimmt, ist dreyhundert und sechzig unserer Meilen. Dieses Reich wird in funfzehn Provinzen, und jede Provinz in gewisse Gerichtsbezirke getheilt, von denen wieder verschiedene andere abhängen, die nicht so groß sind. Ueberhaupt fehlt es dem Lande nicht an Fruchtbarkeit, und an einigen Orten ersetzt der Fleiß der Landleute, was der Güte des Erdreichs mangelt. Indeß reicht doch alles, was in China gepflanzet wird, kaum zum Unterhalte seiner Einwohner zu, weil es eine Menge Felder giebt, die gar nicht gebauet werden können. Man findet

in diesem Lande Minen von allerhand Metallen, Marmorbrüche, Jaspisse, Rubine und Bergcristalle, welche geschickte Künstler vollkommen gut zu arbeiten wissen. China ist voll von schönen Flüssen. Die Rheden, die Canäle, die Brücken sind ungemein prächtig; denn die Chineser sparen nichts, wenn es auf den gemeinen Nutzen ankommt. Das schönste, was man auf allen Flüssen siehet, ist die große Menge von Fahrzeugen, die mit allem beladen sind, was eine jede Provinz gutes hervorbringt, und die der kayserlichen Residenzstadt den Unterhalt zuführen. Man bewundert auch die berühmte a) Mauer, welche gegen Mitternacht die Grenze von China macht, und dasselbe gegen die Tartarn vertheidigt. Es ist vielleicht nichts in der Welt, das diesem Werke zu vergleichen wäre, welches so lang ist, als drey große Provinzen, öfters über unersteiglich scheinende Gebürge hinweg geführet, und mit einer Reihe von kleinen Festungen besetzt ist, die nicht mit geringern Kosten gebauet sind. Man bemerkt unter den meisten chinesischen Städten keinen großen Unterschied. Sie sind fast alle viereckig, wenn es das Erdreich zugelassen hat, und mit hohen Mauern umgeben, auf welchen, in gleicher Entfernung von einander, Thürme stehen. Sie haben bisweilen Gräben, die entweder trocken oder mit Wasser angefüllt sind. Man siehet noch andere Thürme,

a) Man fieng im Jahr 221 vor C. G. an sie zu bauen.

Thürme, von verschiedener Gestalt, die acht bis neun Stockwerke über einander haben; Triumphbogen in den Gassen, und ziemlich schöne Tempel, den Götzen geheiligt, oder Denkmäler, zur Ehre der Helden von der Nation aufgerichtet; endlich noch einige öffentliche Gebäude, die mehr durch ihren großen Umfang, als durch ihre Pracht merkwürdig sind. Zu diesen rechne man noch einige ziemlich große Plätze, lange Gassen, deren einige ziemlich weit, andere aber sehr enge, und auf beyden Seiten mit Häusern besetzt sind, welche hervorragende Dächer haben, und nur ein Stockwerk hoch sind. Man findet überall Kaufmannsläden, die mit Porcelan ausgelegt, mit seidenen Tapeten ausgeschlagen, oder mit Firniß überzogen sind. Vor der Thüre eines jeden Ladens stehet ein Fußgestell, und auf demselben eine sieben bis acht Fuß hohe Tafel, die entweder gemalt oder vergoldet ist, und auf welche drey große Charaktere geschrieben sind, welche das Zeichen des Kaufmanns vorstellen.

Peking b), die Hauptstadt des Landes, und ordentliche Residenz der Kayser, liegt auf einer sehr fruchtbaren Ebene, zwanzig Meilen von der großen Mauer. Diese Stadt, die in zwey Städte, die alte und neue, getheilt ist, macht ein vollkommenes Viereck aus. Der Umfang der Mauern, ohne die Vorstädte dazu zu rechnen, ist über funfzig Meilen. Auf den Mauern findet man an verschiedenen Orten Häuser für die

b) Peking heißt so viel als nordischer Hof.

Soldaten, und Thürme, auf welche man kleine Reservecorps stellen kann. Die Thore der Stadt, welche hoch und gut gewölbet sind, tragen große Pavillons von neun Stockwerken, deren jedes mit Fenstern oder Schießlöchern durchbrochen ist. Das untere Stockwerk ist ein großer Saal, wohin sich die Officiere und Soldaten begeben, die von der Wache kommen oder auf dieselbe ziehen. Alle Thore, deren an der Zahl neune sind, haben einen Doppelpavillon, der auf die platte Erde gebauet, und stets mit Canonen besetzt ist. Vor jedem Thore hat man einen Raum von mehr als dreyhundert und sechzig Fuß übrig gelassen, der eine Art von Waffenplatz vorstellt.

Die Straßen zu Peking sind sehr gerade, fast alle nach der Schnure gezogen, eine gute Meile lang, und ohngefähr zwanzig Klaftern breit, von beyden Seiten meistentheils mit Kaufmannshäusern besetzt. Man siehet kein Frauenzimmer auf den Gassen; dem ungeachtet ist die Menge des Volks außerordentlich. Die vielen Pferde, Maulesel, Esel, Camele und verschiedenen Arten der Fuhrwerke verursachen eine gewaltige Verwirrung, so daß Leute von Stande immer einen zu Pferde vor sich herschicken, der ihnen Platz machen muß. Man läßt sich entweder in einer Sänfte tragen, oder man reitet; es kostet auch nicht viel ein Fuhrwerk zu haben.

Es giebt vielleicht keine Stadt in der Welt, wo die Policey besser beobachtet würde, als zu Peking. Man höret fast niemals von Diebstählen

len und Ermordungen reden. Alle Straßen sind mit Wachhäusern besetzt, und Tag und Nacht sind Soldaten, mit Degen an der Seite und Peitschen in der Hand, zugegen, um ohne Unterschied auf diejenigen loszuschlagen, die eine Unordnung begehen. Mit Einbruch der Nacht, wenn man mit einer großen Glocke ein gewisses Zeichen gegeben, ist es niemanden mehr erlaubt, aus seinem Hause zu gehen, wenn ihn nicht unvermeidliche Geschäfte dazu nöthigen. Man fragt alle Personen, die man auf der Gasse antrift, und eine Laterne in der Hand haben müssen; wenn ihre Antwort zum geringsten Verdachte Anlaß giebt, so nimmt man sie in dem Wachhause in Verhaft. Die Soldaten, welche für die Sicherheit der Einwohner sorgen, müssen auch darauf Acht haben, daß ein jeder die Gasse vor seiner Thüre rein halte, daß er, zur Zeit, wenn es sehr trocken ist, sie früh und Abends mit Wasser besprenge, und nach dem Regen den Koth wegschaffe.

Der kayserliche Pallast bestehet aus einer ungeheuern Menge großer Gebäude, weitläuftiger Höfe und geraumiger Gärten. Er ist mit einer Mauer von Backsteinen umschlossen, die ohngefähr fünf viertel Meilen im Umkreise hat. Diese Mauer ist oben herum gezackt, und auf den Ecken mit kleinen Pavillons gezieret. Ueber jedem Thore ist ein noch höherer und maßiverer Pavillon, mit einem Geländer umgeben, das auf Säulen ruhet. In diesem Umfange finden sich die Zimmer des Kaysers und seines Hof-

staats. Obgleich die Bauart dieses Pallastes sehr von der unsrigen unterschieden ist, so fällt sie doch durch ihre Größe, durch die ordentliche Abtheilung der Zimmer, und durch die Gestalt der Dächer, die aus vier sehr hohen Absätzen bestehen, vorwärts gebogen heraus stehen, und in der Mitte in einer hohen Spitze endigen, sehr in die Augen. Alles ist mit gefirnißten Ziegeln, von einer vortreflich gelben Farbe, bedeckt, so daß es von weiten nicht anders aussiehet, als ob alles vergoldet sey. Weiter unten gehet noch ein anderes Dach rings herum aus der Mauer hervor, das eben so schön glänzt, und auf einer Menge Balken und Stützen ruhet, welche alle mit einem grünen Firnisse überzogen, und mit goldenen Figuren besäet sind. Dieses zweyte Dach und der äußerste Rand des erstern sehen wie eine Art von Cronen aus, welches eine gute Wirkung thut. Die Zimmer bestehen aus einer Reihe von Sälen mit ihren Vorhöfen, mit Galerien umgeben, und eins hinter dem andern in regelmäßiger Ordnung angelegt. Die Terrassen, auf welche man diese Zimmer gebauet hat, sind ohngefähr funfzehn Fuß hoch. Sie sind mit weißem Marmor überzogen, und mit ziemlich artigen Geländern umgeben. Diese Terrassen machen vor den Thüren und Fenstern des Zimmers einen sehr breiten Fußboden, der mit Marmor gepflastert ist.

Außer diesem Hauptgebäude des Pallastes giebt es noch verschiedene andere für die Kinder des Kaysers und für die Prinzen vom Geblüte, ohne

ohne eine große Menge derer zu rechnen, in welchen die Personen wohnen, die zum Hofe gehören. Der kayserliche Pallast ist das einzige Gebäude, welches Aufmerksamkeit verdient; denn die Häuser der Privatpersonen sind ziemlich schlecht gebauet. Ich will mich nicht mit der Beschreibung der andern Städte in China aufhalten; lieber will ich bey einigen wesentlichern Artikeln etwas stehen bleiben, und die Regierungsart und die Sitten einer Nation vorstellig machen, die weit gesitteter ist, als gewisse Völker in Europa.

Die Gewalt des Kaysers ist absolut, und fast ohne Grenzen. Man hat ihm nichts entgegen zu setzen, wenn er seine Gewalt mißbraucht, als Vorstellungen. Die Gesetze haben öffentliche Sittenrichter eingeführt, welche das Recht haben, dem Kayser Ermahnungen zu geben. Sieben unabhängige Collegia, die in verschiedene Kammern getheilt sind, und von denen wieder viele andere Tribunale abhängen, haben die Aufsicht über die Wahl der Mandarinen, über die Erhaltung der öffentlichen Gebäude, über die Anwendung der Truppen, über die Einrichtung des Finanzwesens, über die Verwaltung der Gerechtigkeit, und endlich über die Beobachtung der Gebräuche und Gewohnheiten im Reiche. Jeder Gerichtshof bekümmert sich nur um die Sachen, die vor ihn gehören. Alle diese Collegia erkennen keinen höhern über sich, als den Kayser, oder den hohen Rath. Ob es gleich zu ihren Verrichtungen nicht gehöret, über Staats-

sachen Berathschlagungen zu halten, so unterwirft man sie doch bisweilen ihrer Untersuchung, und trägt ihnen auch nicht selten die Ausführung derselben auf.

Der Kayser in China will alles mit eigenen Augen sehen, und es ist in allen übrigen Theilen der Welt kein Prinz, der sich mehr mit Staatssachen beschäftigte. Hauptsächlich läßt er es nur auf sein eigenes Gutbefinden ankommen, wenn obrigkeitliche Personen ernennt werden müssen. Die Hofintriguen erheben hier nicht, so wie sonst allenthalben, einen Mann zu den höchsten Würden des Staats.

Die Gerechtigkeit wird mit der äußersten Genauigkeit verwaltet, und ein jeder ungewissenhafter Richter wird sehr strenge bestraft. Es giebt ein Gesetz, welches die Mandarinen in ihrer Pflicht erhält. Alle fünf oder sechs Jahre untersucht man die Aufführung dieser hohen Staatsbedienten. Sie müssen selbst ein schriftliches Geständniß von allen begangenen Fehlern aufsetzen, und wenn man sie nicht aufrichtig findet, so haben sie keine Gnade zu erwarten, sondern werden auf Zeitlebens vom Amte gesetzt. Es giebt eine doppelte Art von Mandarinen, gelehrte und Kriegsmandarinen. Die ersten müssen die Geschichte, die Gebräuche und Gewohnheiten des Reichs inne haben. Sie bekleiden gewisse Stellen in den Gerichten. Zum Zeichen ihrer Würde tragen sie auf den Kleidern Vögel, mit Golde gestickt. Die Kriegsmandarinen sind die vor-

nehmsten

nehmsten Officiere der Truppen. Man erkennet sie an einer Stickerey, welche Drachen, Löwen, Tyger u. s. w. vorstellt.

Der Statthalter jeder Provinz führet den Titel eines Unterkönigs. Alle Tribunale hängen von diesem obersten Mandarin ab. Er hat vier Beysitzer, die ihm in seinem Amte beystehen. Die Officiere der Truppen müssen, bey harter Strafe, ihm von der geringsten Bewegung des Volks, in dem Bezirke, in welchem sie stehen, Nachricht geben. Fast alle Rechtssachen, sowohl bürgerliche, als peinliche, oder den Soldatenstand angehende, gehören vor sein Gericht, und die hohen Gerichte zu Peking bestätigen fast allemal das Urtheil, das er gefället hat. Die ganze Staatsklugheit der chinesischen Mandarinen bestehet darinne, daß sie den Rebellionen zuvor zu kommen wissen. Wenn das Volk aufrührisch wird, so hält man sich allezeit an den, der das Commando hat. Er wird wenigstens als ein Mann ohne Talente angesehen, wenn er auch noch so unschuldig seyn sollte, und die leidlichste Strafe ist, daß er vom Amte gesetzt wird. Dieses strenge Verfahren verhindert manche Unruhe, welche dieses weitläuftige Reich verwüsten würde.

Wenn der Richter beyden Partheyen ihr Urtheil gesprochen hat, läßt er öfters demjenigen, der den Proceß verliehrt, noch Prügel geben, weil er etwas zur Unzeit, oder wider alles Recht und Billigkeit behauptet hat. Die Prügel sind

eine

eine Strafe, deren man sich insgemein zur Züchtigung des gemeinen Mannes bedient. Einem Mandarin kann man sie nicht geben, wenn ihm nicht wenigstens vorher seine Würde genommen ist. Die größte Strafe für Personen, die den Tod nicht verdienen, ist eine Art von Pranger, der aus zwey Stücken Holz, von verschiedener Breite und Dicke, bestehet, nach Beschaffenheit des Verbrechens. Diese beyden Hölzer haben, wenn sie an einander gefügt werden, in der Mitten ein Loch, in welches der Missethäter den Hals stecken muß, worauf sie mit dem Siegel des Tribunals versiegelt werden, das auf einen Streifen Papier gedruckt wird, auf welches die Art des Verbrechens, und auch die Zeit, wie lange die Strafe dauern soll, geschrieben wird. c)

Die drey gewöhnlichen Arten am Leben zu strafen, sind das Stranguliren, das Abhauen des Kopfes,

c) Der Jesuit, P. Foureau, der zehn Jahre in China gewesen war, hat mir eine andere Art der Strafe erzählt, die in diesem Lande üblich ist. Sie bestehet in Ohrfeigen. Sie werden mit einem Instrumente gegeben, das aus verschiedenen über einander genäheten Streifen Leder bestehet, und ohngefähr den Karbatschen ähnlich ist, womit man die Knaben in der Schule das Latein lehret. Diese Ohrfeigen, wenn sie mit Nachdrucke gegeben werden, schlagen die Zähne entzwey, und machen den Kopf so weich wie Brey. Einige Jesuiten haben das Glück gehabt, solche Ohrfeigen der Religion wegen zu bekommen.

Kopfes, und das in Stücken schneiden. Diese letztere Strafe widerfährt nur den Rebellen, den Majestätsschändern, und den Mördern ihrer eigenen Herren. Gemeine Verbrechen werden nur mit dem Strange oder mit der Enthauptung bestraft. Die Anverwandte eines Missethäters schicken ihm öfters neue Kleider zum Tage seiner Hinrichtung, und lassen unterwegens Speisen für ihn bereit halten; man giebt ihm auch zu trinken. Der Scharfrichter, der den Missethäter begleitet, trägt eine Schürze von gelber Seide, welches die Hoffarbe ist, und womit er andeutet, daß er in diesem Augenblicke mit der Autorität des Kaysers gerüstet sey. Sein Schwerdt ist gleichfalls in gelbe Seide gehüllt. Das Amt des Scharfrichters hat nichts gehäßiges: er hat vielmehr Ehre davon, wenn er einen Missethäter geschickt hinrichtet.

Die niedern Beamten, welche die öffentlichen Gefälle einnehmen, verfahren in ihrem Amte insgemein sehr hart. Es ist wahr, daß die Chineser nicht die besten Bezahler in Ansehung der Contributionen sind, und man muß bisweilen wohl den Prügel zu Hülfe nehmen, wenn man Geld von ihnen erhalten will. Die Summe, die ein jeder von dem Stücke Acker, das er besitzt, zu entrichten, hat, richtet sich nach der Güte des Erdreichs. Seit einiger Zeit sind blos die Eigenthümer gehalten, die Steuern zu bezahlen, und nicht die Leute, die das Feld bauen.

Alle tartarischen Familien wohnen zu Peking, oder in den umliegenden Gegenden, und es ist ihnen nicht erlaubt, ohne einen besondern kayserlichen Befehl sich davon zu entfernen. Daher sind alle Truppen dieser Nation, aus welchen die Leibwache des Kaysers bestehet, so zu sagen, stets um seine Person. Man siehet daselbst auch chinesische Truppen, welche ehemals unter tartarischen Fahnen gestanden haben, und die man deswegen chinesisch-tartarische Truppen nennet. Sie sind in acht verschiedene Corps abgetheilt, von denen ein jedes seine eigene Fahne hat, die durch die Farbe oder die Stickerey von andern zu unterscheiden ist. Jede Fahne hat ihren Commandanten, zween Generallieutenants und verschiedene niedrigere Officiere. Alle diese abgesonderten Corps bestehen jedes aus zehntausend Mann, die in hundert Compagnien, jede zu hundert Mann, abgetheilt sind. Diese acht Fahnen machen die Cavallerie des Kaysers aus. Man rechnet auf fünfmal hundert tausend Mann Infanterie, die in der Hauptstadt, und in den Provinzen herum stehen. Da China nur schwache und halb barbarische Völker zu Nachbarn hat, die nichts zu unternehmen fähig sind, so dürfte es scheinen, daß dieses Reich einer so großen Menge Soldaten nicht nöthig hätte; man hält auch diese Truppen nicht der auswärtigen Nationen wegen, sondern um die Ruhe im Staate zu erhalten, und bey der geringsten Bewegung einem jeden Aufruhre zuvor zu kommen.

Die

Die Chineser haben große Eigenschaften und große Fehler. Sie sind sanftmüthig, bescheiden, friedliebend, vorsichtig, klug, ehrerbietig gegen ihre Aeltern, Herren und Beherrscher. Nüchternheit, Bescheidenheit, Artigkeit, Eifer für das gemeine Beste, Liebe zur Arbeit sind sehr gemeine Tugenden der Chineser. Sie sind außerdem sinnreich, nachdenkend, und den Künsten und Wissenschaften ergeben. Der Glanz so vieler guten Eigenschaften wird aber auch durch häßliche Fehler verdunkelt. Es ist vielleicht kein Volk auf der Welt, welches eigennütziger wäre. Wucher, Betrug, Raub, Lügen beschimpfen keinen Chineser. Ein Kaufmann, der mit falscher Waare betrügt, glaubt sich gerechtfertigt zu haben, wenn er zum Käufer sagt: Ihr müßt es besser verstehen als ich. Dieses Volk hegt außerdem eine große Verachtung gegen alle Nationen auf dem Erdboden. Es bildet sich unsere Erdkugel viereckigt ein, und hält China für den größten Theil derselben. Die übrigen Menschen wohnen, seiner Meynung nach, auf den Ecken dieses vermeynten Vierecks, und man glaubt ihnen viel Ehre anzuthun, wenn man sie so gut hält, als die den Chinesern zinsbaren Völker; man hält sie ungescheut für Barbaren. Alles was aus fremden Reichen zu ihnen kommt, Briefe, Geschenke, Abgesandte, sehen sie als einen Beweis der Unterwürfigkeit und des Tributs an. Die Chineser sind ungemein eifersüchtig. Man weis, daß sie so vorsichtig sind, ihre Weiber nicht aus dem Hause gehen zu lassen.

Man

Man preßt, von dem Augenblicke ihrer Geburt an, ihre Füße so zusammen, daß sie fast nicht im Stande sind auf denselben zu gehen. Man kann daher ein gut Stück von d) China durchreisen, ohne daß man ein Frauenzimmer zu sehen bekommt. Der Chineser ist auch äußerst rachgierig, und weis sich ungemein zu verstellen, wenn er einem Feinde schaden will. Ich lasse es jetzt bey diesem allgemeinen Begriffe, den ich von China gebe, bewenden; ich werde in der Folge Gelegenheit haben, mich weitläuftiger auf ihre Wissenschaften, auf ihre Sittenlehre und auf ihre Religion einzulassen. Ich will indeß den berühmten Confucius ein wenig bekannt machen, den die Chineser als den größten Lehrer ihrer Nation ansehen. Er wurde fünf hundert neun und siebzig Jahre vor Christi Geburt in der Provinz Chan-tong gebohren. Er war allererst drey Jahre alt, als er seinen Vater verlohr, welcher der vornehmste Minister im Fürstenthum Tsou war. Confucius machte sich zeitig einen großen Nahmen. Er hatte drey tausend Schüler, von denen zwey und siebzig vorzüglich gelehrt waren, und unter diesen hatte er zehn, die in allen Arten der Wissenschaften so vollkommen waren, daß man sie insgemein die zehn Philosophen nannte. Die großen Verdienste dieses chine-

d) Ein Jesuit, der Mißionarius gewesen war, hat mich versichert, daß er, auf einer Reise über hundert Meilen, keine Frauensperson gesehen.

chinesischen Weltweisen erhoben ihn zur Würde des ersten Ministers im Königreiche Lou. Seine weisen Verordnungen gaben dem Lande eine ganz andere Gestalt. Er schafte die Misbräuche ab, die sich darinne eingeschlichen hatten, und führte Treu und Glauben bey der Handlung ein. Die jungen Leute lernten durch ihn Ehrerbietung gegen die Alten haben, und ihre Aeltern bis an ihren Tod verehren. Das weibliche Geschlecht lehrte er Sanftmuth, Bescheidenheit, Mitleid, und brachte Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und alle bürgerlichen Tugenden bey dem Volke in Aufnahme.

Confucius schrieb eine Geschichte der Kriege, welche die tributschuldigen Prinzen des Reichs zweyhundert Jahre lang mit einander führten. Er starb in einem Alter von drey und siebzig Jahren. Man hegt gegen diesen Philosophen in China die größte Ehrerbietung. Er wird als der Patron und Lehrer des Reichs angesehen. Seine Schriften stehen in so großem Ansehen, daß es für ein hartes Verbrechen gehalten würde, wenn jemand etwas darinne ändern wollte. Aller Streit höret sogleich auf, wenn man eine Stelle aus seinen Schriften anführet, und die hartnäckigsten Gelehrten dürfen dawider kein Wort sagen. Der Kayser Chi-hoang-ti, der sich einbildete, den Ruhm aller seiner Vorfahren verdunkelt zu haben, wollte ihr ganzes Andenken vertilgen, damit die Nachkommenschaft nur von ihm allein spräche. Da nun hauptsächlich in den Büchern, King genannt, und in den

Schriften des Confucius die Tugenden und Thaten jener großen Kayser erzählt werden, welche guten Prinzen zu Mustern dienen sollen; so befahl Chi-hoang-ti durch ein Edict, bey Lebensstrafe, daß man alle diese Bücher verbrennen solle, ausgenommen die, welche von der Arzneywissenschaft und der Baukunst handeln. Dieses Edict wurde mit der äußersten Strenge vollzogen. Man rettete zwar einige Stücke dieser unschätzbaren Werke; aber ein großer Theil derselben wurde von den Flammen verzehrt. Noch heut zu Tage hört man die Chineser den Verlust dieser alten Denkmäler bedauren.

Es giebt fast in allen Städten eine Art von Pallästen, in welchen die Mandarinen und Graduirten sich zu gewissen Zeiten des Jahres versammeln, um dem Confucius ihre Ehrerbietung zu beweisen. In dem Lande, wo dieser berühmte Philosoph gebohren wurde, haben die Chineser verschiedene Denkmäler errichtet, welche eben so viel öffentliche Beweise ihrer Erkenntlichkeit sind. Hi-tsong, der König der Tartarn, der einen öffentlichen Beweis der Hochachtung gegen die Wissenschaften und diejenigen, die ihnen obliegen, an den Tag legen wollte, begab sich in den Saal des Confucius, und erwies ihm, auf chinesische Art, eben die Ehrerbietung, die man den Königen erweiset. Die Hofleute, die es nicht für anständig hielten, daß ihr König einen Mann auf diese Art verehrte, dessen Geburt nichts Erlauchtes hatte, bezeigten ihm ihre Verwunderung darüber. „Wenn er

„diese

„diese Ehre nicht durch seine Geburt verdient,„ antwortete ihnen der tartarische Monarch, „so „verdient er sie doch wegen der vortreflichen Leh„re, die er vorgetragen hat.„ Die Familie des Confucius erhält sich noch in gerader Linie seit zwey tausend Jahren.

Ehe ich die verschiedenen in China vorgefallenen Staatsveränderungen erzähle, will ich in wenig Worten die Geschichte gewisser Völker entwerfen, und unter andern die Geschichte der Nation Sifan, die ehemals einen mächtigen und den Kaysern selbst fürchterlichen Staat ausmachte, hernach aber, durch innerliche Kriege zerrüttet, sich gezwungen sahe, den Chinesern unterthänig zu werden. Die Völker, von denen ich geredet habe, sind von zwiefacher Art; man nennet die einen gelbe Sifanen, und die andern schwarze Sifanen. Diese Benennung kommt nur von der verschiedenen Farbe ihrer Zelte her. Die gelben Sifanen werden von einem Lama beherrscht, der stets aus einerley Familie gewählt wird, und von seinen Unterthanen nur eine geringe Contribution und gewisse Ehrenbezeugungen erhält. Die gelben und schwarzen Sifanen sind nur halb den chinesischen Mandarinen unterworfen, und es wäre so leicht nicht, sie völlig unter das Joch zu bringen, weil sie auf ungeheuern Gebürgen wohnen, wo man ihnen nicht leicht beykommen kann. Es sind dieses die Völker, bey denen die Rhabarber wächst. Ihre Herrschaft war ehemals ziemlich weitläuftig, und sie erstreckten ihre Eroberungen sehr weit.

Einer ihrer Könige lies um eine kayserliche Prinzeßinn für seinen Sohn zur Gemahlinn anhalten. Der chinesische Monarch, der diesen Antrag anfänglich stolz verwarf, wurde gezwungen, die Prinzeßinn zu geben, da man sie mit den Waffen in der Hand foderte.

Die Sifanen oder Toufanen, da sie den Kayser in China durch langwierige bürgerliche Kriege erschöpft sahen, wollten sich eine ihrer Herrschsucht so günstige Gelegenheit zu Nutze machen. Sie brachten eine Armee von dreymal hundert tausend Mann auf die Beine, und drangen bis in das Innerste von China ein. Der Kayser erschrack so sehr, daß er seinen Pallast verlies und die Flucht ergriff. Die Großen des Hofes, die Beamten, das Volk, alles folgte seinem Beyspiele. Die Feinde machten eine unsägliche Beute, und steckten sowohl den Pallast, als auch die Stadt, an verschiedenen Orten, mit Feuer an. Der kayserliche Feldmarschall, der nicht mehr als vierzig tausend Mann hatte zusammen bringen können, nahm seine Zuflucht zu einer Kriegslist, um durch Geschicklichkeit zu ersetzen, was ihm an Kräften abgieng. Er stellte einen Trupp Reiter auf die benachbarten Hügel, und ordnete die Soldaten in eine lange Reihe, mit Befehl, daß sie mit ihren Trommeln ein fürchterliches Lärmen machen, und während der Nacht an verschiedenen Orten große Feuer anzünden sollten. Diese List gelang ihm. Die Feinde fiengen an zu fürchten, daß sie mit der ganzen Macht des Reichs überfallen und eingeschlos-

schlossen würden. Sie hielten es fürs Beste, sich zurück zu ziehen, und der Kayser kam wieder in die Stadt, die er so zaghaft verlassen hatte.

Einige Jahre darnach thaten die Toufanen einen neuen Einfall in China; man stellte ihnen aber einen Hinterhalt entgegen, wodurch sie zur Flucht gebracht wurden. Diese Niederlage gab ihnen etwas friedfertigere Gedanken ein. Es kam zwischen beyden Partheyen zu einem Vergleiche, der aber nicht von langer Dauer war. Die blutigen Kriege zwischen den Chinesern und Toufanen dauerten verschiedene Jahrhunderte fort. Die letztern wurden endlich ums Jahr 1227 gänzlich unter das Joch gebracht. Von dieser Zeit an haben sie sich ruhig gehalten, ohne einen Versuch zu machen, ob sie ihrer Monarchie wieder aufhelfen könnten. Diese Nation war stets fürchterlich, so lange sie Könige hatte, die fähig waren, über sie zu herrschen. Unglückliche Trennungen, die sich im Schooße des Staats erhoben, trugen mehr als alles übrige zum Untergange eines Volkes bey, welches so oft das ganze Reich zittern gemacht hatte. Es giebt noch andere Nationen in China, welche den Kayser als ihren Oberherrn ansehen; sie stehen aber in keiner völligen Unterwürfigkeit, weil die Länder, in denen sie wohnen, sie in den Stand setzen, ihre Freyheit zu vertheidigen.

Die Chineser waren anfänglich ein sehr rohes Volk. Fohi, ihr erster Beherrscher, unternahm es, sie bessere Sitten zu lehren. Er machte Ge-

setze, und um ihnen ein Ansehen zu verschaffen, gab er gewisse Wunderwerke e) vor, welche auf den Verstand eines dummen Volks allemal ihre Wirkung thun. Vor dem Kayser Fohi waren die beyden Geschlechter der Menschen in China durch die Kleidung gar nicht unterschieden. Männer und Weiber durch einander gemengt, überließen sich, ohne Scham, allen Trieben der Natur. Der Kayser gab Gesetze für die Ehen, und verbot Personen, die einerley Namen führten, wenn sie auch nicht mit einander verwandt waren, einander zu heyrathen. Diese Gewohnheit gilt noch jetzt in China. Die Musik war gleichfalls eins von den Mitteln, welche der Kayser anwandte, um das wilde Naturel seiner Unterthanen zu bändigen.

Unter dem Chinnong, dem Nachfolger des Fohi, fiengen die Chineser an, sich auf den Ackerbau zu legen. Nachdem der neue Kayser sie gelehrt hatte, wie man die Erde fruchtbar machen könne, machte er ihnen auch die gegen verschiedene Krankheiten dienlichen Hülfsmittel bekannt. Man siehet ihn daher als den Urheber und Erfinder der Arzeneywissenschaft an. Chinnong machte auch den ersten Entwurf zur Handlung, und legte öffentliche Marktplätze an, auf welchen sich das Volk gegen Mittag versammelte,

e) Der Kayser sagte, er habe diese Gesetze auf dem Rücken eines Drachen gefunden, der wie ein Pferd gestaltet gewesen, und aus einem tiefen See gekommen wäre.

te, um sich mit denen zum Leben nöthigen Dingen zu versehen. Dieser Prinz beschäftigte sich, seine ganze Regierung hindurch, mit nichts anderem, als seine Unterthanen glücklich zu machen. Hoangti, der sein Nachfolger war, gieng seinen Fußstapfen nach. Er lies Berge abtragen und eben machen, legte große Straßen an, um die Handlung zu erleichtern, erfand verschiedene nützliche Künste, regierte mit großer Klugheit, und hatte im Grabe den Ruhm, daß ihn die ganze Nation bedauerte. Er hatte fünf und zwanzig Kinder, und eines derselben, Namens Chaohao, stieg nach dem Tode seines Vaters auf den Thron.

Die ersten Beherrscher von China waren fast alle sehr gute Prinzen. Man siehet sie nur damit beschäftigt, wie sie durch gute Gesetze und nützliche Künste ihr Reich blühend machen wollen. Ich werde hier nur die merkwürdigsten Züge ihrer Geschichte beybringen, und verschiedene Könige mit Stillschweigen übergehen, deren Leben nichts merkwürdiges in sich enthält. Der Kayser Chaohao hinterlies bey seinem Absterben fünf Söhne, die nicht ohne Verdienste waren; er zog ihnen aber seinen Neffen vor, der ihm der Regierung würdiger schien, und ernannte diesen zu seinem Nachfolger. Wenn die Könige der Erden weniger auf die Vorrechte der Geburt sähen, und ihre Krone allemal einem Prinzen hinterließen, der fähig wäre sie zu tragen, so würde die Zahl der schlechten Könige nicht so beträchtlich seyn. Wenn man aber auch den Prinzen

die Freyheit ließe, sich einen Nachfolger zu wählen, wie viel würden ihrer wohl seyn, die das Wohl des Staats der Erhebung ihrer Kinder vorzögen?

Der Kayser Tchuenhio vereinigte das Priesterthum mit der Krone, und verordnete, daß nur der Souverain das Recht haben solle, feyerliche Opfer darzubringen. Dieses wird noch jetzt in China beobachtet. Der Kayser ist zugleich der oberste Priester, und wenn er sich außer Stande befindet, sein Amt zu verwalten, so schickt er jemanden an seine Stelle. Diese Vereinigung des Priesterthums mit der kayserlichen Würde verhindert viele Unruhen und Verdrüßlichkeiten, die in allen Ländern nur allzu gewöhnlich sind, wo die Priester sich gewisser Vorrechte anmaßen, die mit der Eigenschaft der Unterthanen nicht allzu wohl bestehen können.

Die chinesischen Monarchen waren anfänglich mit einer einzigen Gemahlinn zufrieden gewesen. Der Kayser Kaosin war der erste, der ein Beyspiel der Vielweiberey gab. Er hatte bis auf vier Gemahlinnen. Seine Nachfolger hatten Lust ihm nachzuahmen. Obgleich die meisten chinesischen Monarchen, von denen ich geredet habe, Gesetze gemacht, und weise Verordnungen gegeben hatten, so wird doch Yao, der achte Kayser, als der Gesetzgeber der Nation angesehen. Er war zu gleicher Zeit das Muster aller Regenten. Nach ihm und nach seinem Nachfolger, Chun genannt, bildeten sich alle zukünf-

tigen

tigen Kayser, denen ihr Ruhm am Herzen lag. In der That hatten diese beyden Prinzen alle Eigenschaften, welche große Könige machen, und nie war die chinesische Nation so glücklich, als unter ihrer Regierung. Yao lies es nicht dabey bewenden, daß seine Unterthanen glücklich wären, so lange er lebte. Als es nöthig war, auf einen Nachfolger für sich bedacht zu seyn, beschloß er, die Regungen der väterlichen Zärtlichkeit bey sich zu ersticken, und nur auf den Vortheil seines Volks zu sehen. „Ich kenne meinen Sohn,„ sagte er; „unter einem äußerlichen Scheine der Tugend verbirgt er Laster, die „mehr als zu wirklich sind.„ Da er noch nicht wußte, auf wen er seine Wahl fallen lassen sollte, schlug man ihm einen Landmann, Namens Chun, vor, den tausend Tugenden des Throns würdig machten. Yao lies ihn holen, und um seine Talente zu untersuchen, gab er ihm die Statthalterschafft einer Provinz. Chun führte sich so weislich auf, daß der chinesische Monarch ihn zum Reichsgehülfen nahm, und ihm seine beyden Töchter zur Ehe gab. Yao lebte noch acht und zwanzig Jahre mit seinem Collegen in vollkommener Eintracht.

Als es mit ihm zum Sterben kam, rief er den Chun zu sich, hielt ihm die Pflichten eines Königs vor, und ermahnte ihn, sie getreulich zu erfüllen. Kaum hatte er seine Rede geendigt, als er den Geist aufgab, in einem Alter von hundert und achtzehn Jahren. Er hinterlies neun Kinder, die sich von der Krone ausgeschlossen sa-

hen, weil er sie nicht würdig befunden hatte, dieselbe zu tragen. Nach dem Tode des Kaysers schloß sich Chun drey Jahre lang in dem Grabe des Yao ein, um sich der Betrübniß zu überlassen, die ihm der Tod eines Prinzen verursachte, den er als seinen Vater ansahe. Es ist daher in China die Gewohnheit entstanden, drey Jahre lang die Trauer für seine Eltern zu tragen.

Die Regierung des Chun war nicht weniger glorreich, als seines Vorfahrers. Eine der vornehmsten Sorgen dieses Prinzen war, den Ackerbau in Aufnahme zu bringen. Er verbot den Statthaltern der Provinzen ausdrücklich, daß sie die Ackerleute nicht von ihrer Arbeit wegnehmen, und zu andern Arbeiten brauchen sollten, die weniger nützlich wären, als der Feldbau. Um sich in den Stand zu setzen, gut zu regieren, bediente sich Chun eines Mittels, das denen sehr außerordentlich scheinen wird, welche das Genie der Könige kennen. Es gab dieser Monarch eine Verordnung, kraft deren er seinen Unterthanen erlaubte, auf einer öffentlich ausgestellten Tafel dasjenige anzumerken, was sie an der Aufführung ihres Regenten zu tadeln gefunden hätten. Er nahm einen Mitregenten zu Hülfe, mit welchem er stets in gutem Verständnisse lebte. Nach einer eben so langen f) als glücklichen Regie-

f) Er regierte funfzig Jahre. Mit der Regierung seines Vorfahrers will ich anfangen, mich der

gierung starb er, und lies die Krone demjenigen, der ihm die Last derselben hatte tragen helfen.

Vor Christi Geburt, 2217.

Yu, das ist der Name des neuen Monarchen, gieng in den Fußstapfen seiner berühmtesten Vorfahren einher. Man konnte ihm keinen größern Gefallen thun, als wenn man ihm sagte, was man von seiner Aufführung hielte, und er hielt keine Beschäftigung einem Monarchen für anständiger, als den Völkern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Nie war ein Prinz leichter zu sprechen. Damit man desto leichter vor ihn kommen könnte, lies er an der Thüre seines Pallasts eine Glocke, eine Trommel und drey Tafeln, die eine von Eisen, die andere von Stein und die dritte von Bley, aufhängen. Er lies hierauf einen Befehl anschlagen, daß alle, die mit ihm sprechen wollten, auf eins dieser Instrumente oder auf die Tafeln schlagen sollten, nach Beschaffenheit der Sache, die sie ihm vorzutragen hätten. Man erzählt, daß er eines Tages zweymal von der Mahlzeit aufgestanden sey, da er an die Glocke schlagen hörte. Ein andermal soll er dreymal aus dem Bade gegangen seyn, um die Klagen zu hören, die man bey ihm anbringen wollte. Er pflegte immer zu sagen, ein Regent müsse so vorsichtig seyn, als ob er auf dem

der Chronologie zu bedienen. Mit ihm fängt sich die erste Dynastie, Hia genannt, an.

dem Eise gienge; nichts sey schwerer, als regieren; die Gefahren entstünden unter den Füßen der Monarchen; er habe alles zu fürchten, wenn er sich gänzlich seinem Vergnügen überließe; er müsse den Müßiggang fliehen, eine gute Wahl seiner Minister treffen, ihren Rathschlägen Gehör geben, und ein klug überlegtes Project mit Behendigkeit zur Ausführung bringen. Ein Prinz, der die Pflichten der königlichen Würde so gut kannte, war gewiß fähig, sie zu erfüllen. Man erfand unter seiner Regierung den chinesischen Wein, der aus Reis gemacht wird. Der Kayser hatte ihn kaum einmal gekostet, als er seinen Verdruß darüber äußerte: „Dieser Saft,„ sagte er, „wird die größten Unruhen im Reiche „anrichten.„ Er verbannete den Erfinder dieses Getränks aus seinen Staaten, und verbot bey schwerer Strafe, ferner dergleichen zu machen. Diese Vorsicht war vergebens. Yu hatte zum Nachfolger seinen ältesten Sohn, welcher Tikistin hieß.

Dieser Prinz regierte nicht weniger ruhmwürdig als der, von dem er die Krone geerbet hatte; die Chineser aber genossen seine gelinde Regierung nicht lange. Taikang, der nach ihm auf den Thron stieg, überlies seinen Ministern die Regierungssorgen, und ergab sich gänzlich dem Wein und den Weibern. Er verlies diese üppigen Ergötzlichkeiten nie, als um die Felder zu verwüsten, und mit einer ungeheuern Menge von Hunden und Pferden wilde Thiere zu jagen. Die Aufführung dieses Kaysers machte alle Gemüther

müther zum Aufruhre geneigt. Einer seiner vornehmsten Staatsbedienten lies sich einfallen, ihm die Krone zu rauben, und führte es glücklich aus. Diese Revolution kostete keinen einzigen Tropfen Blut. Der vom Throne gesetzte Prinz wurde ins Exilium geschickt, und Tchongkang, sein Bruder, war sein Nachfolger. Die Könige sehen nie einen Unterthan gern, dem sie ihre Erhebung zu danken haben. Sie fürchten, daß die Hand, die das Werk gemacht hat, es auch wieder zerstöhren möchte. Der neue Kayser war nicht undankbar; aber er war für seine Sicherheit besorgt. Um sein Interesse mit der Erkenntlichkeit zu verbinden, erhob er seinen Wohlthäter zum Ministerio, und nahm ihm das Commando der Truppen ab. Y, so hieß der neue Minister, sahe sich bald ohne alles Ansehen, indem sich niemand mehr vor ihm fürchten wollte. Voll Verdruß, daß man ihm nichts von Gewalt mehr lies, beschloß er, sie ganz an sich zu reißen; er konnte aber sein Vorhaben nicht eher, als unter der folgenden Regierung ausführen.

Der Kayser Tchongkang starb, und lies die Krone seinem Sohne Tisiang. Dieser schenkte dem Minister sein ganzes Vertrauen, und stellte ihn an die Spitze seiner Truppen. Y war nunmehr darauf bedacht, seine ehrgeizigen Anschläge ins Werk zu richten. Er gewann zuförderst die Freundschaft der Soldaten, und zog dieselben so auf seine Seite, daß sie weiter keine Befehle, als von ihm annahmen. Der Kayser sahe nun ein, wie unvorsichtig er gewesen sey, und da er dem

Uebel

Uebel nicht abzuhelfen wußte, und sich vor den ehrgeizigen Absichten des Ministers fürchtete, begab er sich zu einem Paare tributzahlender Prinzen, die seine Anverwandte waren. N hatte sich eine Menge Creaturen gemacht, die er zu den wichtigsten Aemtern erhoben hatte. Er verlies sich auf ihre Ergebenheit. Da er aber fürchtete, daß der Kayser noch zu viele Anhänger haben könnte, so wagte er es nicht, die Empörung so bald ausbrechen zu lassen. Er suchte sich indeß von der Person seines Herrn Meister zu machen, und schrieb einen sehr demüthigen Brief an denselben. Er bat ihn, in seinen Pallast zurück zu kommen, und gab ihm tausend Versicherungen der Treue. „Diejenigen,„ setzte er hinzu, „die „Dir einen Verdacht gegen mich beygebracht „haben, sind Deine wahrhaften Feinde, und su„chen Dich nur in den Abgrund zu ziehen.„ Der ungetreue Minister stellte nachher eine genaue Untersuchung wegen der Personen an, die dem Kayser noch ergeben waren, und bestrafte sie entweder mit dem Exilio oder dem Tode. Ihre Aemter wurden den Creaturen des Rebellen gegeben.

Die Verrätherey dieses ehrgeizigen Mannes wurde durch eine andere Verrätherey bestraft, welche nicht weniger abscheulich war. N zählte unter seine Anhänger einen, Namens Hantso, einen zweydeutigen und arglistigen Mann, der an seinem Vertrauen den meisten Antheil und sehr viel Ansehen bey der Armee hatte. Die Herrschsucht bemächtigte sich gleichfalls des Herzens die-

ses Bösewichts, der sich den Weg zum Throne zu bahnen glaubte, wenn er zugleich seinen Wohlthäter und seinen Regenten ums Leben brächte. Er vertrauete seinen Anschlag einigen Soldaten, und befahl ihnen, ihren General zu ermorden, wenn er auf die Jagd gehen würde. „Ich will „aussprengen,„ sagte er zu ihnen,„ daß ihr nichts „weiter gethan habet, als was der Kayser befohlen gehabt.„ Die Soldaten ließen sich verführen, und der Premierminister wurde aufgeopfert. Der ungetreue Hantso wollte nun auch seinen Herrn aus dem Wege räumen. Um in diesem Vorhaben glücklich zu seyn, läßt er den Kiao, den ältesten Sohn des rebellischen Ministers, einen jungen, feurigen und ungestümen Menschen, zu sich kommen. Er ermahnt ihn, den Tod seines Vaters zu rächen, und giebt ihm dazu die Mittel an die Hand, indem er einen Theil der Truppen, die er unter seinem Commando hat, abschickt. Kiao marschirte demnach gegen den Kayser, lieferte ihm eine Schlacht, brachte die feindliche Armee in Unordnung, tödtete den Prinzen mit eigener Hand, und vertilgte die ganze kayserliche Familie. Es war niemand, als die Kayserinn, die den Händen der Mörder entgieng. Diese unglückliche Prinzeßinn, welche schwanger war, hatte viel Mühe auf die Gebirge zu entfliehen. Hantso bemächtigte sich der Krone, und vergaß nicht denjenigen zu belohnen, der ihm dieselbe in die Hände gespielt hatte.

Die Kayserinn brachte einen Sohn zur Welt, den sie Chaokang nannte. Die Geburt dieses jungen

jungen Prinzen blieb lange unbekannt, und er war schon zu einem ziemlichen Alter gelangt, als der Usurpator davon Nachricht bekam. Hantso lies ihn suchen; aber dieser rechtmäßige Erbe des Throns begab sich zu einem dem Reiche unterwürfigen Prinzen, und stellte bey ihm nichts weiter, als einen Bedienten vor. Die Gesichtsbildung, und die edlen Manieren des Chaokang verriethen sein Geheimniß. Der Prinz, in dessen Dienste er sich begeben hatte, that verschiedene Fragen an ihn, mit jener gütigen Art, welche stets Vertrauen einflößet. Chaokang glaubte, daß er sich nicht verstellen dürfe, und erzählte seine Widerwärtigkeiten, nebst dem Unglücke seiner Familie. Der unterwürfige Prinz umarmte ihn zärtlich, gab ihm seine Tochter zur Gemahlinn, nebst einem Theile seines Fürstenthums, wo Chaokang Gelegenheit hatte, tausend gute Eigenschaften zu entwickeln, die ihn des Throns würdig machten. Der Schwiegervater verlohr keine Zeit; er schrieb an alle Minister und Großen des Reichs, die es noch mit dem letzten Kayser hielten. Er brachte hierauf eine Armee zusammen, und zog gegen den Kronräuber zu Felde. Dieser wurde überwunden; man bekam ihn gefangen, und ein schimpflicher Tod endigte sein abscheuliches Leben. So bald Chaokang sich auf dem Throne seiner Voraltern sahe, lies er den Kiao aufsuchen, welcher gefangen genommen und enthauptet wurde. Der Tod dieser Rebellen stellte die Ruhe im ganzen Reiche wieder her.

Da

Da ich mir nicht vorsetze, eine allgemeine Geschichte von China zu schreiben, sondern mich nur an die vornehmsten Staatsveränderungen in diesem Lande halte, so werde ich verschiedener chinesischen Monarchen nicht gedenken, deren Leben nichts merkwürdiges enthält; ich gehe demnach mit einem Schritte zur Regierung des Kaysers Kongkia über. Dieser Prinz, konnte nach dem Tode seines Vaters, vor seinem Onkel nicht aufkommen, welcher sich der Krone bemächtigte, sie verschiedene Jahre trug, und einem seiner Söhne hinterließ, der sie, bey seinem Absterben, wieder auf das Haupt des rechtmäßigen Erben kommen ließ. Kongkia erfüllte den Begriff sehr schlecht, den man sich von ihm gemacht hatte. Drey und vierzig Jahre der Widerwärtigkeiten hätten ihn lehren sollen, seine Leidenschaften zu mäßigen; aber er überließ sich, sobald er auf den Thron gelanget war, den ausschweifendsten Lüsten, und gab die Regierung in die Hände unwürdiger Minister. Die Schmeicheley war unter seiner Regierung ein sicheres Mittel, zu den höchsten Würden im Staate zu gelangen. Seine Aufführung machte ihn so verächtlich, daß die unterworfenen Prinzen sich ihrer Schuldigkeit entzogen, ohne daß er sein Ansehen brauchte, sie zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Die Laster dieses Kaysers machten die Krone auf den Häuptern seiner Familie wankend. Tikao, sein Sohn, gab sich keine Mühe sie zu befestigen. Als ein zu getreuer Nachahmer seines Vaters machte er seinen Pallast zum Aufent-

halte der schändlichsten Wollüste. Tifa, sein Nachfolger, ließ die Krone dem Kie, den man seiner Grausamkeiten und Schandthaten wegen als ein Ungeheuer ansahe. Sein Name wird heut zu Tage in China eben so sehr verabscheuet, als der Name des Nero bey allen europäischen Völkern. Es hatte dieser nnwürdige Kayser eine Gemahlinn, die noch weit gottloser und grausamer war, als er. Es kostete ihr gar nichts, Blut zu vergießen, und man hörte von nichts als Hinrichtungen reden, die der Eigensinn dieser grausamen Prinzeßinn befahl. Kie ließ ein großes Stück Landes in Gestalt eines Teiches ausgraben, und nachdem er es mit Wein füllen lassen, befahl er drey tausend seiner Unterthanen, sich hinein zu stürzen. Es war in seinem Palaste ein geheimes Zimmer, wo man auf Befehl des Kaysers und der Kayserinn sich in ihrer Gegenwart den abscheulichsten Ausschweifungen überließ. Diese Grausamkeiten und schändlichen Dinge brachten das ganze Reich zum Aufruhre. Die Großen und das Volk standen im Begriff, die Waffen gegen ihren Herrn zu ergreifen. Sie wurden durch die Minister aber zurück gehalten, welche glaubten, daß weise Vorstellungen den Prinzen wohl wieder zu sich selbst bringen könnten. Es kostete indeß dem das Leben, der es wagte das Wort zu führen.

Die Wuth des Kaysers machte den Eifer seiner Minister nicht träge. Sie übergaben ihm eine Schrift, in welcher sie ihm die ganze Abscheulichkeit seiner Aufführung vorhielten. Kaum

hatte er sie gelesen, als er, vom Zorne entbrannt, den Entschluß fassete, den Urheber dieser Schrift seiner Rache aufzuopfern; man setzte ihn aber außer Stand, sein grausames Vorhaben auszuführen. Es wurde eine Verschwörung wider ihn gemacht, und man beschloß den Tchingtang, einen von den unterworfenen Prinzen, der sich am meisten durch seine Klugheit und Tugend berühmt gemacht hatte, auf den Thron zu erheben. Dieser, den man dem Tyrannen zum Nachfolger geben wollte, ließ eine Bescheidenheit von sich blicken, die ihn des Throns würdig machte. Er erklärte, daß er kein Recht zum Reiche habe, und daß, wenn er die Waffen ergriffe, es nur geschähe, um den Kayser zu nöthigen, auf eine weniger tyrannische Weise zu regieren. Seine Armee war bald in Bereitschaft, und ein jeder Prinz gab ihm Truppen dazu.

Kie fand keine Vertheidiger unter seinen Unterthanen; er nahm daher zu den Tartarn Zuflucht, und suchte durch schöne Verheissungen sie in seine Dienste zu ziehen; es wollte ihm aber damit nicht gelingen. Da er sich nun von allen verlassen sahe, so erbot er sich, die Regierung nieder zu legen, und bat blos, daß man ihm das Leben lassen solle. Tchingtang war leicht zu bewegen, und ließ ihn sogar im Besitz des Throns. Als der Kayser nun glaubte, daß das Ungewitter sich gänzlich verzogen habe, stürzte er sich wieder in seine gewöhnlichen Laster, und warb eine Armee zusammen, um denjenigen mit Kriege zu überziehen, der so großmüthig gewesen war, und ihm die Herrschaft gelassen hatte. Tching-

tang stellte sich an die Spitze seiner Truppen; und als beyde Armeen einander im Gesichte standen, verließen die Soldaten des Kaysers ihn, und legten ihre Waffen zu den Füßen des Tchingtang nieder, den sie als ihren Beherrscher erkannten. Kie wußte sich mit nichts anderem, als mit der Flucht zu retten. Er verbannete sich selbst, und nach einem Exilio von drey Jahren beschloß er ein Leben, das seinen Namen und sein Andenken bey der Nachwelt zum Abscheu gemacht hat. Mit der Person dieses Prinzen oder vielmehr Ungeheuers endigte sich die erste Dynastie, Hia genannt, welche in einem Zeitraume von 468 Jahren siebzehen Kayser zählt.

Tchingtang wurde mit allgemeinem Beyfalle auf den Thron erhoben. Er allein glaubte sich unfähig eine so schwere Last zu tragen. Er ließ zu dreyenmalen seine Minister und die Großen des Reichs zusammen kommen, um eine Krone zurück zu geben, die ein jeder anderer, wie er sagte, weit würdiger tragen würde als er.

Man mußte ihn gewissermaßen zwingen auf dem Throne zu bleiben. Nachdem er die Chineser glücklich gemacht hatte, starb er, und ließ die Krone seinem Enkel, Namens Taikia. Dieser, anstatt in den Fußstapfen seines Großvaters einher zu gehen, beobachtete eine ganz entgegen gesetzte Aufführung, welche sehr fähig war, ihm die Verachtung und den Abscheu des Volks zuzuziehen. Sein erster Minister fiel auf einen sehr seltsamen Einfall, diesen jungen Prinzen zu verbessern. Er ließ ein Haus nahe bey dem

Grabe

Grabe des Tchingtang aufbauen, und sperrte den Kayser darinne ein, um ihm Gelegenheit zu geben, sich im Anblicke der Asche seines berühmten Großvaters zu bilden. Taikia wußte sich eine so außerordentliche Sittenlehre zu Nutze zu machen. Er kam, nach einer dreyjährigen Gefangenschaft, wieder auf den Thron, und wurde das zweytemal zum Kayser ausgerufen. Er wußte es seinem Minister Dank, daß er auf eine so seltsame Art mit ihm verfahren war, und sahe ihn stets als seinen Vater und Freund an. Würde man wohl viele Könige finden, denen man ungestraft dergleichen Lectionen geben dürfte?

Die Tyranney des Kie veranlaßte, wie wir gesehen haben, eine Staatsveränderung in China, und gab Gelegenheit zur Errichtung einer neuen Dynastie. Einerley diese Sache wird bald einerley Wirkung wieder hervorbringen. Die Regierung war seit mehr als sechshundert Jahren bey einer und eben derselben Familie gewesen, als Tcheou zur Krone gelangte. Stolz, Troß, Pracht, Schwelgerey und Grausamkeit stiegen mit diesem Prinzen auf den Thron. Er heyrathete ein Frauenzimmer, das fähig war, ihn in seinen Rasereyen zu unterstützen. Takia, so hieß diese grausame Person, beredete ihren Mann, daß er kein unumschränkter Herr über seine Unterthanen wäre, wenn er nicht Schrecken und Furcht über alle verbreitete. Man verfertigte, auf seinen Befehl, eine eherne Säule, die man bey einem großen Feuer glühend machte; man zwang hernach die Missethäter, sie zu umfassen, bis das Fleisch bis

auf die Knochen verbrannt war. Es war für die Prinzeßinn ein angenehmes Schauspiel, diese Elenden leiden zu sehen, und das schreckliche Geschrey zu hören, das ihnen die Heftigkeit der Marter abzwang.

Einer von den Ministern des Kaysers, der sich bey seinem Herrn recht in Gunst setzen wollte, hatte die Niederträchtigkeit, daß er ihm eine seiner Töchter, die sehr schön, aber nicht weniger tugendhaft war, in die Hände liefern wollte. Diese junge Person, welche die Handlung ihres Vaters verabscheuete, widersetzte sich muthig den Anfällen des Kaysers. Der Prinz, der durch diesen Widerstand beleidigt wurde, und auf einmal seine Liebe in Wuth verwandelte, stieß das junge Frauenzimmer mit dem Dolche nieder, und setzte sie, nachdem er sie in Stücken geschnitten, seinem Vater auf der Tafel vor. Ein anderer Minister, den diese Barbarey erschreckte, hatte das Herz, dem Prinzen die Abscheulichkeit seiner Aufführung vorzuhalten, und seine Vorstellungen kosteten ihm das Leben.

Die höchste Gewalt befand sich in den Händen der Takia, und die Gesetze, die sie gab, wurden alle ohne Schwierigkeit vom Kayser bestätigt. Die Gewalt, die sie über das Herz ihres Gemahls hatte, vergrößerte seine Wildheit immer je mehr und mehr. Alle Tage waren mit den blutigsten Hinrichtungen bezeichnet. Man ward endlich so vieler Grausamkeiten müde, und dachte darauf einen neuen Kayser zu

wählen.

wählen. Alle Stimmen fielen auf den Ven-vang, einen Prinzen, der dem Reiche Tribut bezahlte, seinen kleinen Staat aber mit ungemeiner Weisheit regierte. Er sahe sich auf dem Puncte Kayser zu werden; genoß aber eine so schmeichelhafte Hoffnung nicht lange. Er starb, und hinterließ seine Ansprüche ans Reich, sein Fürstenthum und seine Güter dem Vouvang, dem zweyten von seinen Söhnen, weil der ältere an den Absichten seines Vaters, den Kayser vom Throne zu setzen, keinen Antheil nehmen wollte. Dieser fuhr noch immer fort, sich durch seine Ausschweifungen verhaßt zu machen. Einer seiner Onkeln, der es für Pflicht hielt, den Prinzen von seinen bösen Wegen abzuziehen, begab sich in den Pallast und that ihm eine nachdrückliche Vorstellung; aber er wurde sogleich, auf Befehl des Kaysers, erwürgt, der ihm hernach das Herz aus dem Leibe reißen ließ, und sich das barbarische Vergnügen machte, dasselbe zu besehen, weniger aus Neugier, als um seine Rache zu befriedigen.

Die Prinzen und Großen des Reichs, die diese Abscheulichkeiten nicht länger dulden konnten, baten den Vouvang, sich an die Spitze einer Armee zu stellen, und den Kayser anzugreifen, wozu sie ihm allen nöthigen Beystand versprachen. Tcheou warb auch Truppen, und zog seinem Feinde entgegen. Kaum hatte man das Zeichen zur Schlacht gegeben, als der größte Theil der Soldaten des Kaysers die Waffen niederlegte, und ins Lager seines Gegners übergieng. Tcheou,

da er sich verrathen sahe, faßte den Entschluß eines Verzweifelten. Er flohe in seine Hauptstadt, und legte in seinem Schlosse selbst Feuer an, um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen. Die Hälfte des Pallastes wurde in Asche verwandelt. Vouvang zog als Sieger in denselben ein. Der erste Gegenstand, der ihm vor die Augen kam, war die Kayserinn g), die er mit dem Degen niederstieß. Nach dem Tode des Tyrannen und seiner Gemahlinn wurde Vouvang für den rechtmäßigen Herrn erkannt, und ward der Stifter der dritten Dynastie.

Vor Christi Geburt 1051.

Tchaovang, einer seiner Nachfolger, zog sich den Haß der Unterthanen durch seine allzu heftige Neigung zur Jagd zu. Der Schaden, den

g) Diese Prinzeßinn war sehr schön. Man glaubt, sie sey Ursache gewesen, daß man die kleinen Füße für eine der vornehmsten Zierden ihres Geschlechts gehalten. Sie hatte sehr kleine Füße, und doch schnürte sie sich dieselben mit Bändern immer noch enger zusammen. Dieß war eine Art von Schönheit, welche alle Weiber, nach ihrem Beyspiele, auch haben wollten, und diese lächerliche Einbildung ist so sehr Mode geworden, daß ein Frauenzimmer in China sich verächtlich machen würde, wenn es Füße von natürlicher Größe haben wollte. Diese Schönheit, oder vielmehr Häßlichkeit, ist Ursache, daß die Chineserinnen kaum gehen können: aber was thun Frauenzimmer nicht, um zu gefallen?

den seine Hunde und Pferde in den Feldern anrichteten, brachte das Volk auf, und gab ihm ein seltsames Mittel ein, ihren Herrn aus dem Wege zu schaffen. Der Kayser, wenn er von der Jagd kam, mußte über einen Fluß gehen, wozu allemal die Fahrzeuge bereit standen. Man machte sich über das Fahrzeug des Kaysers her, und setzte es in den Zustand, daß es bald auseinander gehen mußte. Der Kayser stieg mit einigen Herren von seinem Gefolge in dasselbe, und kaum war er mitten auf den Fluß gekommen, als das Schiff auseinander und zu Grunde gieng, so daß alle, die darauf waren, im Wasser ersoffen.

Ein unterdrücktes Volk, das seinen Herrn aufopfert, und seine Rache auf die ganze Familie des Tyrannen erstreckt; ein getreuer Unterthan, dem das Liebste nicht zu theuer ist, um das Blut seiner Beherrscher zu erhalten: das ist der merkwürdige Contrast, den uns jetzt die chinesische Geschichte vorstellen wird. Das Elend des Volks stieg unter der Regierung des Livang bis aufs höchste. Er war ein harter, grausamer und verschwenderischer Prinz. Seine Plackereyen und Gewaltthaten machten ihn äusserst verhaßt. Man hörte auf allen Seiten nichts als Klagen und Seufzen. Es kamen sogar Schmähschriften heraus, in denen man dem Kayser mit drohenden Ausdrücken seine unbarmherzige Härte vorwarf; das Schreyen und Murren des Volks diente aber weiter zu nichts, als daß es den Kayser immer noch wüthender mach-

te. Er verbot seinen Unterthanen, bey Lebensstrafe, mit einander zu sprechen; man sahe daher alle Einwohner der Hauptstadt mit hängendem Kopfe, im tiefen Stillschweigen auf den Gassen einher gehen; sie wichen einander sogar vorsetzlich aus. Ein getreuer Minister, Namens Tchaokong, stellte dem Kayser vor, wie ungerecht und grausam es sey, wenn man Unglücklichen verbieten wollte, sich zu beklagen, und sagte ihm dabey, daß ein zur Verzweiflung gebrachtes Volk im Stande sey, alles zu unternehmen. Die Prophezeyhung dieses klugen Ministers befand sich in der Folge nur allzuwahr. Das Volk, einem Strome gleich, der seine Dämme durchbricht, that einen schleunigen Einfall in den Pallast, um den Tyrannen aus dem Wege zu schaffen. Der Kayser ergriff, bey dem ersten Geräusche des Tumults, die Flucht, und rettete sein Leben; aber die ganze kayserliche Familie wurde von dem wüthenden Pöbel ermordet. Niemand, außer dem jüngsten Prinzen des Kaysers, wurde verschont, weil ihn Tchaokong heimlich in sein Haus hatte bringen lassen. Da die Aufrührer davon Nachricht erhielten, versammleten sie sich vor dem Hause des Ministers, und foderten mit großem Geschrey den jungen Prinzen heraus, der ihrer Rache war entzogen worden. Tchaokong, der den kostbaren Ueberrest des kayserlichen Geblüts gern erhalten wollte, griff zu einem Mittel, das, wie ich glaube, ohne Beyspiel ist. Nachdem er einen heftigen Streit zwischen den Regungen der

Natur

Natur und der Treue, die man seinem Herrn schuldig ist, ausgehalten hatte, entschloß er sich endlich, seinen eigenen Sohn auszuliefern, der auf der Stelle, vor seinen Augen, ermordet wurde. Der Kayser, unstät und flüchtig, lebte in der Dunkelheit, ohne daß er sich wieder in den Besitz einer Krone setzen konnte, die er durch seinen Fehler verlohren hatte. Er starb im Exilio, und Suenvang, welches eben der junge Prinz war, den Tchaokong gerettet hatte, stieg auf den Thron, die Chineser glücklich zu machen.

Yeouvang, sein Nachfolger, mußte einen Krieg mit den Tartarn führen, welche in das Lager des Kaysers einbrachen, diesen Prinzen tödteten, sich im ganzen Lande ausbreiteten, und die schrecklichste Verwüstung darinne anrichteten. Die Prinzen, die vom Reiche abhiengen, vereinigten ihre Macht, um sich diesem Strome entgegen zu stellen. Die beyden Könige von Tsin und von Ouei thaten sich besonders durch ihre Tapferkeit hervor. Sie trieben die Tartarn zurück, und jagten sie aus allen Ländern heraus, deren sie sich Meister gemacht hatten. Diese beyden Prinzen wollten die den Tartarn abgenommene Provinzen, als eroberte Länder, für sich behalten, und weil der Kayser Pingvang ihnen nicht beygestanden hatte, so sahen sie sich als unabhängig an, und wollten ihm nicht ferner unterwürfig seyn. Dieses Beyspiel hatte gar traurige Folgen, und war Ursache, daß verschiedene Prinzen ihre Fürstenthümer unabhängig machten. Alle diese aufrührischen Könige

waren

waren bedacht, ihre ehrgeizigen Absichten weiter zu erstrecken; jeder von ihnen wollte die Grenzen seines Reichs erweitern, und that Einfälle in die Staaten seines Nachbarn. Dieses gab zu grausamen Kriegen Anlaß, welche viele Jahre dauerten. Der Kayser wollte ihnen Einhalt thun, und befahl ihnen in Ruhe zu leben; aber man hatte vor seinen Befehlen keine Achtung mehr. Unter diesen bedenklichen Umständen gelangte Houangvang zur Regierung. Er wandte anfänglich gelinde Mittel an, um die dem Reiche unterworfenen Prinzen wieder zu ihrer Pflicht zu bringen; da aber diese Mittel unkräftig waren, griff er zu den Waffen. Er hatte dabey nicht viel Glück. Seine Armee, welche geschlagen wurde, und eine Wunde, die er bekam, ließen ihm keine Hoffnung übrig, sein Ansehen in den Provinzen wieder herzustellen, die es nicht mehr erkennen wollten.

Als der Kayser starb, wollte er seinem Sohne Tchuangvang die Krone entziehen, und sie dem Keou lassen, den er mit einer Beyschläferinn gezeugt hatte. Sobald der Monarch die Augen geschlossen hatte, that einer von den Großen des Hofes die Vorstellung, daß dieser ungerechte Vorzug ohnfehlbar einen bürgerlichen Krieg nach sich ziehen würde, und machte die Gemüther alle für den rechtmäßigen Erben geneigt. Tchuang wurde demnach als Kayser erkannt. Keou hatte indeß einen Anhang, der fest entschlossen war, ihn auf den Thron zu setzen; man entdeckte aber die Verschwörung, und die Absicht,

die

die keine geringere war, als den Kayser zu ermorden. Dieser fand es für gut, sich der Verstellung zu bedienen, und lud den Anführer der Verschwörung in den Pallast ein, unter dem Vorwande, daß er ihm eine wichtige Sache zu vertrauen habe. Der Rebelle kam, und wurde ermordet. Sein Tod, und die Flucht des Keou befestigten den Kayser auf dem Throne.

Die unterwürfigen Prinzen behaupteten sich indeß immer bey ihrer Unabhängigkeit. Der König von Tsi war so mächtig geworden, daß ihm weiter nichts als der kayserliche Titel fehlte. Seine Herrschsucht hätte ihn gewiß verleitet, seinen Herrn vom Throne zu stoßen, wenn er nicht befürchtet hätte, daß die andern Prinzen, die ihm gleich waren, sich seiner Erhebung widersetzen würden. Der Kayser Siangvang sahe mit Verdruß, daß alle Unternehmungen des Königs von Tsi dahin gerichtet waren, sich Meister vom Reiche zu machen. Er setzte sich vor, diesen Herrschsüchtigen im Zaume zu halten. Da er nun nicht im Stande war, offenbare Gewalt zu brauchen, nahm er seine Zuflucht zu einem andern Mittel. Der Usurpator der kayserlichen Gewalt hatte alle andern unterworfenen Prinzen zusammen kommen lassen. Es war eine Art von Staatenversammlung, welche anzustellen niemanden als dem Kayser zukam. Die Absicht des Königs von Tsi war, alle diese Prinzen zu gewinnen, daß sie ihn für ihren Oberherrn erkenneten.

Vor

Vor Christi Geburt 667.

Der Kayser schickte an diese versammelten Prinzen einen Abgesandten, der ein geschickter Mann war, nebst einem Schreiben, welches mit dem gewöhnlichen Ceremoniel, das ist, mit einer Ehrerbietung aufgenommen wurde, welche die Hoheit desjenigen zu erkennen giebt, der das Schreiben schickt. Diesem Ceremoniel zu Folge, wird ein Brief, der vom Kayser kommt, auf eine prächtige Tafel gelegt, und ihm vorher, ehe man ihn erbricht, eben die Ehrerbietung erwiesen, die man der Person des Kaysers selbst schuldig ist. Der König von Tsi hätte es gern vermieden, öffentlich einen Beweis seiner Unterwürfigkeit zu geben; aber er sahe sich genöthigt, dem Beyspiele der andern Prinzen zu folgen. Dieser Schritt, der seinem Stolze sehr viel kostete, belehrte ihn zugleich, daß er einen Herrn habe, und zerrüttete alle Projecte, die ihm sein stolzer Geist eingab.

Die Ruhe, deren der Kayser nach dieser Begebenheit genoß, wurde gar bald durch die Rebellion seines Sohns, Chotai, gestöhrt. Dieser Prinz verließ den Hof, und begab sich in den Schutz des Königs zu Tsi. Zu eben der Zeit steckte auch ein dem Reiche unterworfener Prinz die Fahne des Aufruhrs auf; dieser aber wurde vom Kayser überwunden, welcher die Tartarn zu Hülfe gerufen, und sich dieselben zu Freunden gemacht hatte, indem er eine Tochter ihres Anführers heyrathete. Siangvang wurde bald

bald hierauf von der Unruhe befreyet, die ihm der König von Tsi verursachte. Es starb dieser letztere, weil er schon sehr alt war. Die Kriege, die sich sogleich unter seinen fünf Kindern erhoben, welche einander die Nachfolge streitig machten, konnten dem Kayser nicht anders als nützlich seyn; aber dieser Monarch erweckte sich selbst neue Feinde. Er hatte die Tochter des tartarischen Fürsten blos aus Staatsabsichten geheyrathet; da er nun nichts mehr zu fürchten zu haben glaubte, verstieß er sie, unter dem Vorwande, daß sie eine Ausländerinn sey. Der Tartar, durch diesen Schimpf aufgebracht, beschloß, sich dafür zu rächen. Er rief den Chotai, der von aller Hülfe verlassen war, und versprach, daß er ihn zum Kayser wolle ausrufen lassen. Dieser rebellische Sohn fand sich beym Anführer der Tartarn ein, und beyde giengen vereinigt auf die Hauptstadt los, machten sich von derselben Meister, und nöthigten den Siangvang die Flucht zu ergreifen. Chotai ließ sich zum Kayser ausrufen, da indeß sein Vater überall herum irrete, und bey den unterwürfigen Prinzen Hülfe suchte. Diese versahen ihren Herrn mit Truppen, welcher sogleich zwo Armeen daraus bildete: die eine belagerte die Hauptstadt, zog im Triumph in derselben ein, nnd brachte den rebellischen Prinz ums Leben; die andere griff den Fürsten der Tartarn an, schlug seine Truppen, und setzte den Siangvang wieder auf den Thron.

Der neue König von Tsi war nicht im Stande einige Unruhe im Reiche zu erregen. Er hatte

hatte sich durch seine Vernachläßigung der Regierung und durch entsetzliche Grausamkeiten bey seinen Unterthanen verhaßt gemacht. Ein Prinz, der sein Bundesgenosse war, lies sich gelüsten, ihm einige Vermahnungen zu geben. Der König wurde darüber so aufgebracht, daß er demjenigen den Untergang schwor, der ihn verhindern wollte sich in den Untergang zu stürzen. Er wählte zu dieser Sache einen von denen Bösewichtern, die stets bereit sind den ungerechten Leidenschaften ihrer Herren hülfliche Hand zu leisten. Der König von Tsi schickte diesen Menschen an seinen Bundesgenossen, unter dem Vorwande, ihm in seinem Namen einen Besuch zu geben. Der Mörder begab sich an den Hof des Prinzen; er gieng in den Pallast, und fand den Prinzen mit Leuten umringt, die Bittschriften an ihn übergaben, und denen er das Recht sprach. Von diesem Anblicke gerührt, scheuete er sich, seine Hände in das Blut eines Prinzen zu tauchen, der so würdig war zu leben; da er aber auch zu seinem Herrn nicht wieder zurück kommen wollte, ohne seinen blutgierigen Befehl ausgeführt zu haben, so erstach er sich selbst, als er aus dem Pallaste weggieng.

Unter der Regierung des Kaysers Lievang sahe man unter den unterworfenen Prinzen die blutigen Kriege sich wieder erneuern, die beynahe drey hundert Jahre dauerten. Jeder dieser Prinzen machte Ansprüche ans Reich, und suchte seine Nebenbuhler zu verdrängen. Die Kayser hatten von ihrer Würde fast nichts mehr

übrig

übrig als den Namen, und sahen sich nach und nach aller ihrer Provinzen beraubt. Tchisiang, der König von Tsin, nahm zween benachbarten Prinzen verschiedene Plätze weg, und diese hatten nicht das Herz, sich ihm zu widersetzen. Niemand, außer dem Könige von Tchao, lies sich nicht geduldig einen Theil seiner Staaten nach dem andern entreißen. Dieser foderte die beyden Prinzen, von denen ich geredet habe, zu einer Vereinigung mit sich auf, um sich gemeinschaftlich an dem Usurpator zu rächen. Sie überfielen vereinigt die Armee des Tchisiang, welche gänzlich geschlagen wurde. Den Prinzen fand man unter den Todten. Der Ueberwinder vertilgte die Familie seines Feindes, und machte sich Meister von seinen Staaten. Nachdem er sich den Körper des Tchisiang hatte bringen lassen, hieb er ihm den Kopf ab, und machte aus der Hirnschaale, die er mit Firniß überziehen lies, einen Becher, woraus er insgemein trank.

Tchaosiang, der König von Tsin, bahnte sich unvermerkt den Weg zum Reiche. Er unterhielt unter der Hand den Krieg unter den andern Prinzen, damit sie einander selbst aufreiben möchten. Jeder von ihnen bat ihn um Hülfe, um seiner Privatrache Genüge zu thun, und sich der Staaten seines Feindes zu bemächtigen. Er gab ihnen die Truppen, die sie verlangten, sehr gern, in der Hoffnung, daß er eines Tages die Frucht seiner Staatslist allein erndten werde. Als er sich im Stande sahe, seine ehrgeizigen

Projecte ins Werk zu richten, machte er seine Ansprüche auf den kayserlichen Thron öffentlich bekannt. Er brachte ein Opfer mit den Ceremonien, die sonst von niemanden, als vom Kayser selbst, beobachtet werden können; dieses war eine öffentliche Bestätigung seiner Ansprüche, die er auf diese höchste Würde machte.

Niemand, als der König von Tsin, war mächtig genug, ihm die kayserliche Krone streitig zu machen; nachdem aber Tchansiang über diesen furchtbaren Nebenbuhler einen Sieg erhalten hatte, schickte er einen Theil seiner Armee zur Absetzung des Kaysers Nganvang ab. Dieser stellte seinem Feinde nur eine Handvoll Truppen entgegen, welche bald in Stücken gehauen wurden. Das einzige Hülfsmittel dieses unglücklichen Prinzen war, daß er die Gnade seines Ueberwinders anflehete, ihm die wenigen Städte abtrat, die ihm übrig blieben, und ihn für seinen Oberherrn erkannte. Diese Unterwerfung rettete ihm das Leben, das er an der äußersten Grenze einer Provinz seines Reichs zubrachte. Verschiedene andere Prinzen unterwarfen sich dem Könige von Tsin; es fanden sich aber auch einige, welche, ihrer Pflicht getreu, den Tcheoukiun, einen Prinzen von kayserlichem Geblüte, zum Kayser erwählten. Dieser neue Monarch brachte Truppen zusammen, um sich dem Usurpator zu widersetzen. Alle Prinzen, von denen er Hülfe verlangte, schlugen sie ihm ab, weil sie sich vor dem Könige zu Tsin fürchteten. Da nun Tcheoukiun sich so verlassen

sahe,

sahe, und nicht hoffen durfte, sich auf dem Throne erhalten zu können, sagte er sich vom Reiche los, das er nur sehr kurze Zeit besessen hatte. Tchaosiang genoß die Gewalt nicht lange, die er mit Unrecht an sich gerissen hatte; denn er starb noch vor der Abdankung des Tcheoukiun. Er hinterlies die Krone dem Tchuangsiangvang, welcher der Stifter der vierten Dynastie war.

Der neue Kayser beschloß, alle die kleinen Herren zu demüthigen, die so viele Unruhen im Reiche erregt hatten. Er griff sogleich einen von den unterwürfigen Königen an, und gewann einige Schlachten, worüber die andern Prinzen ungemein unruhig wurden. Sie vereinigten ihre Kräfte, und stellten der siegenden Armee zweymal hundert tausend Mann entgegen. Diese wurde jetzt wieder geschlagen, und genöthigt, die Länder zu verlassen, die sie erobert hatte. Tchuangsiangvang lies die Krone seinem angenommenen Sohne, dem Chihoangti.

Die Uneinigkeit der mit einander verbundenen Prinzen zerriß ihren Bund gar bald. Da sie durch blutige Kriege, die den größten Theil ihrer Truppen aufrieben, einander selbst geschwächt hatten, so ward es dem Kayser leicht, sie unter das Joch zu bringen. Wenn Chihoangti eins von diesen Königreichen erobert hatte, lies er allemal den Regenten, nebst seinen Nachkommen männlichen Geschlechts, umbringen. Der König von Tsi wurde in einen Thiergarten eingesperrt,

wo man ihm weiter nichts zum Unterhalte gab, als was zum Leben unumgänglich nöthig war; dieser Prinz aber rührte keine von den Speisen an, die man ihm brachte, sondern hungerte sich zu tode.

Alle diese Fürstenthümer und Reiche, unter einem Haupte vereint, machten den Kayser in China mächtiger, als es einer von seinen Vorfahren gewesen war. Er theilte das Reich in sechs und dreyßig Provinzen; und um es den Einfällen der Tartarn nicht blosgestellt seyn zu lassen, bauete er die berühmte große Mauer, die noch heut zu Tage da ist. Da er nun wollte, daß die Nachwelt nur von ihm allein reden sollte, so gab er ein Edict, und befahl darinne, daß man alle chinesischen Bücher, die seit dem Anfange der Monarchie heraus gekommen wären, verbrennen solle; von welchem Schicksale er blos die Schriften ausnahm, die von der Baukunst und Arzeneywissenschaft handelten. Er glaubte dadurch das Andenken seiner berühmtesten Vorfahren auszutilgen; eine Eitelkeit, die sehr ärgerlich an einem Prinzen ist, der sonst durch seine Handlungen die Unsterblichkeit verdient hätte.

Nach fünf und zwanzig kriegerischen Jahren fieng der Kayser an, einen dauerhaften Frieden zu genießen. Da er verschiedene Kinder hatte, so riethen ihm einige seiner Minister, daß er den jüngsten gewisse Provinzen unabhängig geben sollte. Chihoangti verwarf diesen Rath, indem er sie der Unruhen erinnerte, welche alle diese

kleinen

kleinen Fürstenthümer ehemals im Reiche erregt hatten. Er befahl, daß man in verschiedenen Städten Palläste für die jungen Prinzen bauen sollte, wo sie auf Kosten des Kaysers erhalten, und ihnen alle ihrem Stande gemäße Ehrerbietung erwiesen werden sollte, doch ohne daß sie einige Gewalt über das Volk hätten. Es ist dieses eine Gewohnheit, die fast beständig in China ist beobachtet worden; aber unter den letzten Regierungen hat man den Prinzen vom Geblüte erlaubt, sich in der Hauptstadt und im Gefolge des Hofes aufzuhalten.

Als der Kayser eine Reise durch die Provinzen seines Reichs that, wurde er von einer gefährlichen Krankheit befallen. Da er nun sein Ende heran nahen sahe, schrieb er einen Brief an seinen ältesten Sohn, den er zum Reichsnachfolger erklärte, und übergab diesen Brief seinem zweyten Sohne, nebst dem Reichssiegel. Der junge Prinz, anstatt diesen Brief zu bestellen, war nach dem Tode seines Vaters vielmehr darauf bedacht, sich die Krone selbst aufzusetzen. Er brachte den ersten Minister auf seine Seite, und die Stimme dieses bedeutenden Mannes zog bald die Stimmen des ganzen Volks nach sich. Der ältere Sohn des Chihoangti brachte einige Truppen zusammen, um sich in seinem rechtmäßigen Besitze zu erhalten. Da dieser Versuch nicht glücklich ablief, so erhielt er Befehl, sich selbst das Leben zu nehmen.

Eulchi, das ist der Name des Usurpators, war wenig besorgt, das Abscheuliche seines Brudermordes

mordes durch eine weise und bescheidene Aufführung gut zu machen. Er lies sich von seinem ersten Minister beherrschen, welcher ihm lauter böse Rathschläge gab. Die Völker wurden mit Auflagen gedrückt, damit der Kayser die Kosten, die er an prächtige Häuser, Thiergärten und Lustgärten wandte, bestreiten konnte. Die geringsten Fehler wurden mit den härtesten und grausamsten Strafen belegt, und niemanden als den Creaturen des Ministers war es vergönnt, ungestraft Bösewichter zu seyn. Diese Tyranney erregte ein Murren, welches auf einen offenbaren Aufruhr hinaus lief. Einer von den Generalen der kayserlichen Armee, welcher in die gegen Morgen gelegenen Provinzen war geschickt worden, um daselbst einige Unruhen zu stillen, steckte zuerst die Fahne des Aufruhrs auf, und beredete seine Truppen, daß sie den ältesten Sohn des letzten Kaysers als ihren Monarchen erkannten.

Unter diesen Umständen trug sichs zu, daß man einen Landstreicher, Namens Lieoupang, der aus einem gemeinen Soldaten der Anführer einer Räuberbande geworden war, auftreten sahe. Er war ein Mann, der von der Natur mit großen Eigenschaften begabt, voller Muth und Tapferkeit, angenehm und bescheiden im Umgange, aber dabey von einer unerbittlichen Strenge war, wenn es darauf ankam, die Gesetze der Kriegszucht geltend zu machen. Er hatte jene natürliche Beredsamkeit, welche bisweilen besser überzeugt, als alle Kunst des Redners.

ners. Als ihm einst ein berühmter Wahrsager begegnet war, hatte dieser sich ihm zu Füßen geworfen, und zu ihm gesagt: „Aus den Zügen „deines Gesichts, die ich sehr aufmerksam be„trachtet habe, sehe ich, daß du Kayser werden „wirst, und ich erweise dir im Voraus die Ehr„erbietung, die ein Unterthan seinem Herrn „schuldig ist. Ich habe eine Tochter, die gewiß „die schönste und klügste Person im Reiche ist; „diese biete ich dir zur Ehe an; so überzeugt bin „ich, daß meine Prophezeyhung eintreffen wird.„ Lieoupang nahm das Anerbieten an, und ward der Eidam desjenigen, der ihm das Reich versprach.

Der General indeß, der sich gegen den Kayser empört hatte, wollte die aufgehobenen Fürstenthümer wieder herstellen, und sich selbst eine Krone aufsetzen. In dieser Absicht lies er seine Truppen gegen eine feste Stadt des Königreichs Tsou anrücken, wovon er sich bald Meister zu machen hoffte. Der Commandant dieses Platzes, der über die Gefahr, die ihm drohete, erschrack, rief den Lieoupang zu Hülfe. Dieser näherte sich der Stadt mit seiner Armee, und schlug die Feinde zurück. Ein so wichtiger Dienst wurde sehr übel belohnt; denn der Commandant schloß vor dem Ueberwinder die Thore des Platzes zu. Lieoupang, der durch einen an einen Pfeil gebundenen Brief, den man in sein Lager schoß, benachrichtigt wurde, daß diese Undankbarkeit alle Einwohner der Stadt verdrösse, zeigte sich vor dem Platze, belagerte ihn, machte

sich davon Meister, und zog mit seiner Armee im Triumph in denselben ein. Die Einwohner erklärten sich für den Ueberwinder, der sich an der Spitze einer beträchtlichen Partey sahe, und seine Projecte der ihm geschehenen Prophezeyhung gemäß einrichtete.

Der Thron des Kaysers wurde indeß sehr erschüttert, ohne daß dieser aus der tiefen Schlafsucht erwachte, in welche ihn seine Wollüste gestürzt hatten. Der erste Minister schien es auf sich genommen zu haben, seinen Herrn ins Verderben zu stürzen, indem er ihm die allerschädlichsten Anschläge gab, denen nur allzugenau gefolgt wurde. Der Geiz und die Grausamkeit des Kaysers brachten das Volk zur Verzweiflung. Man sahe alle, die sich wider den Monarchen empörten, und Städte und Provinzen wegnahmen, als Rächer der öffentlichen Freyheit an. Man sahe alle Königreiche gleichsam wieder aufleben, welche der listige Chiboangri erstickt hatte. Das Reich wurde zergliedert, indem sich eine Provinz nach der andern absonderte, und jede ihren eignen Regenten wählte. Der König von Tsou nahm den tapfern Lieoupang in seine Dienste. Er lies ihn nebst zween andern Officieren kommen, und gab einem jeden eine Armee zu commandiren, womit sie, ein jeder besonders, den Kayser angreifen sollten, wobey er demjenigen das Königreich Tsin versprach, welcher sich von der Hauptstadt des Reichs Meister machen, und einen des Throns so unwürdigen Prinzen daraus verjagen würde. Eulchi stellte seinen

nen Feinden ein zahlreiches Heer entgegen. Seine Armee hatte anfänglich einige Vortheile; aber endlich wurde sie von einem der drey Generale geschlagen, welche Befehl gehabt hatten ihn anzugreifen. Man schickte an den Hof, um Verstärkung kommen zu lassen; da aber der Abgeschickte beym ersten Minister nicht zum Gehör hatte gelangen können, kam er zur kayserlichen Armee zurück, welche ins Lager der Ueberwinder übergieng, indem sie lieber mit den Rebellen vereinigt seyn, als einem Prinzen dienen wollte, der nicht fähig war zu regieren. Der Premierminister, welcher besorgte, daß man ihm diesen Uebergang der Armee, woran er auch allein schuld war, zur Last legen möchte, beschloß der Strafe, die er verdient hatte, durch die Wegschaffung des Kaysers zuvor zu kommen. Er führte verstohlnerweise einen Mörder in den Pallast, welcher die Hände mit dem Blute seines Herrn zu besudeln kein Bedenken trug. Auf diese Art starb, nach einer dreyjährigen Regierung, in einem Alter von vier und zwanzig Jahren, ein Prinz, durch ein Verbrechen auf den Thron gelangt war, denselben durch seine Aufführung entehrte, und der durch die abscheulichste Meuterey von demselben herabgestürzt wurde.

Der Premierminister, der sich diese Zeit über in seinem Hause eingesperrt und krank gestellt hatte, kam geschwind wieder zum Vorscheine, gleich als ob er den Urheber und die Theilnehmer eines so erschrecklichen Mordes hätte wollen aus-

findig machen. Um sich desto weniger verdächtig zu machen, und sich mit seiner Treue ein so viel größeres Ansehen zu geben, lies er den Jngvang, einen Neffen des Kaysers, erwählen. Das erste, wodurch der neue Monarch sein Ansehen zeigte, war, daß er den verhaßten Minister ermorden lies, der ihn nur auf den Thron erhoben hatte, damit das Volk nicht hinter seine Bosheit kommen möchte.

Lieoupang näherte sich indeß der Hauptstadt. Der Kayser hatte die Herannäherung der Feinde kaum vernommen, als er sogleich Anstalten zur Vertheidigung machte. Lieoupang bediente sich der List. Er schickte eine Menge Soldaten nach der kayserlichen Armee, die sich für Ueberläufer ausgaben, und ihrem Generale Anhänger zu verschaffen suchten. Dieser, der von allem, was vorgieng, benachrichtigt wurde, und hörte, daß es bald zum Aufruhre kommen würde, überfiel auf einmal die Truppen des Kaysers, und brachte sie in Unordnung. Da Jngvang sich verlassen sahe, und den Tod mehr fürchtete, als den Verlust der Krone, warf er sich dem Ueberwinder zu Füßen, und bot ihm alle Zeichen der kayserlichen Würde an. Lieoupang zog triumphirend in die Stadt ein, und gab sie zur Plünderung Preis; doch verbot er den Soldaten, bey der härtesten Strafe, daß sie keinem Einwohner übel begegnen sollten. Sich behielt er den Pallast vor, wo er unermeßliche Schätze fand. So endigte sich die vierte

Dynastie, welche drey und vierzig Jahre dauerte, und nur vier Kayser zählte.

Lieoupang, der nun der Stifter einer fünften Dynastie geworden war, nahm anfänglich nur den Titel eines Königs von Tsin an, weil man ihm dieses Königreich versprochen hatte, wenn er sich Meister von der Hauptstadt des Reichs machen würde. Hiangyu, welcher einer von den Generalen war, die man ebenfalls geschickt hatte, den Kayser vom Throne zu werfen, war in Verzweiflung, daß ihm Lieoupang durch seine Geschwindigkeit und Geschicklichkeit den Ruhm und eine Krone geraubt hatte. Da er nun ein boshafter und grausamer Mann war, und sich außerdem an der Spitze eines zahlreichen und kriegerischen Heeres befand, so hatte Lieoupang von Glücke zu sagen, daß es zwischen ihnen nicht zu Händeln kam. Eine Unterredung dieser beyden Generale setzte sie aus einander, und sie hielten zusammen den Einzug in die Stadt.

Hiangyu zeigte aber bald, was für ein wilder Geist er wäre. Er legte Feuer in der Stadt und im Pallaste an, durchsuchte die Gräber der Kayser von der letzten Dynastie, warf ihre Körper in allen Winkeln herum, und ermordete mit eigener Hand den abgesetzten Prinzen, dem Lieoupang stets mit Achtung und Ehrerbietung in seinem Unglücke begegnet war. Selbst die Soldaten, ob sie gleich ans Rauben und Morden gewöhnt waren, misbilligten diese Grausamkeiten; viele

viele brachen sogar in ein lautes Murren aus. Man fand Mittel, ihnen ihre Waffen wegzunehmen, und alle wurden sodann ermordet. Der grausame Hiangyu machte noch immer Ansprüche ans Reich. Er glaubte sich desselben zu versichern, wenn er den König von Tsou, seinen Herrn, umbrächte. Er konnte es diesem Prinzen nicht verzeihen, daß er dem Lieoupang vor ihm den Vorzug gegeben hatte. Voll von diesen ehrgeizigen und rachgierigen Anschlägen näherte er sich der Stadt Kieoukiang, allwo sich damals der König von Tsou aufhielt. Dieser, der seinem Generale eine besondere Ehre erzeigen wollte, kam ihm entgegen, und wurde in dem Augenblicke ermordet. Lieoupang schien über den Tod seines Wohlthäters sehr empfindlich, und beschloß ihn zu rächen. Es brach ein öffentlicher Krieg zwischen den beyden Generalen aus, welche noch nicht aufgehört hatten, einander das Reich streitig zu machen. Nach siebzehn Schlachten, wo beyde Parteyen wechselsweise den Vortheil hatten, gewann endlich Lieoupang eine, welche entscheidend war. Die Armee seines Gegners wurde gänzlich zu Grunde gerichtet, und dieser brachte sich aus Verzweiflung ums Leben, um nicht in die Hände des Siegers zu fallen. Ein Soldat hieb ihm den Kopf ab, den man hernach auf einen Spieß steckte, um ihn den Einwohnern von Tsou zu zeigen. Man hielt ihm ein prächtiges Leichenbegängniß, und sein Vater bekam eine Provinz als ein unabhängiges Fürstenthum. Lieou-

pang

pang wurde, nach diesem Siege, unter dem Namen Caotsou, als Kayser erkannt, und man sahe den Anführer einer Räuberbande durch die rühmlichsten Wege zum Throne gelangen. Er wußte sich auch darauf zu behaupten, und wurde von den Völkern angebetet, die ihn zu ihrem Beherrscher gewählt hatten.

Hoeiti, sein Sohn und Nachfolger, war nicht ohne gute Eigenschaften; aber die übertriebene Gefälligkeit, die er gegen seine Mutter hatte, verursachte allerhand Ungemach im Reiche. Diese Prinzeßinn maßte sich alles Ansehens an, und misbrauchte dasselbe auf eine abscheuliche Weise. Die vornehmsten Bedienungen des Staats wurden ihren Creaturen gegeben, oder Anverwandten, die zur Verwaltung derselben gar nicht fähig waren. Gift war das gewöhnliche Mittel, dessen sie sich bediente, diejenigen aus dem Wege zu schaffen, die das Unglück hatten, ihr zu misfallen. Nachdem Hoeiti gestorben war, schob sie ein Kind unter, das sie von einer Bauerfrau gekauft hatte, und dessen Mutter sie hernach tödten lies, damit die Betrügerey nicht einst an den Tag käme. Diese herrschsüchtige Frau regierte im Namen des vermeynten Kaysers, und schenkte verschiedene Provinzen an ihre Anverwandten, mit der Bedingung, daß sie Vasallen von ihr blieben. Als sie nun ihre Gewalt befestigt genug glaubte, lies sie das Kind umbringen, das zur Ausführung ihrer Absichten hatte dienen müssen. Alle Großen des Reichs waren auf Mittel bedacht, sich von einem Joche

zu

zu befreyen, das eben so schimpflich als tyrannisch war, als der Tod sie der Mühe überhob, und diese verabscheuete Prinzeßinn hinweg nahm. Ihre ganze Familie wurde ermordet, und man wählte den zweyten Sohn des Caotsou zum Kayser, welcher geruhig auf den Thron stieg, und den Namen Yenti annahm. Dieser neue Monarch, wie auch einige seiner Nachfolger, erwarben sich, durch ihre weise und gute Regierung, die Liebe und die Hochachtung der Völker.

Unter der Regierung des Hiaopingti, der nur erst neun Jahre alt war, als er auf den Thron gelangte, erhob man einen, Namens Vangmang, zur Würde des ersten Ministers; einen Mann, in dessen Charakter man sich noch nicht hatte finden können. Er war zweydeutig, arglistig, grausam, und trug heimlich Verlangen nach der kayserlichen Würde. Man hatte ihm einen Mann von Verdiensten an die Seite gesetzt, der mit ihm die Amtsgeschäffte theilen sollte; sein Ehrgeiz aber konnte keinen neben sich leiden; er bemächtigte sich also allein alles Ansehens. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, machte er sich einen großen Anhang von Creaturen, und als er sich im Stande glaubte, alles unternehmen zu können, lies er Gift in die Speisen des Kaysers mischen, und brachte den Kayser an den Rand des Grabes. Der Verräther stellte sich ungemein betrübt darüber, schickte ohn Unterlaß die eifrigsten Wünsche zum Himmel ab, und trieb es sogar so weit,

daß

daß er sein eigenes Leben für die Erhaltung einer so theuern Gesundheit anbot. Durch diese Heucheley entfernte er den Verdacht, der nach seinem Verbrechen entstehen konnte. Er hielt indeß die Umstände zu seinem Vorhaben noch nicht für günstig genug; indeß schob er die Ausführung desselben doch nur auf, um des glücklichen Erfolgs desto mehr versichert zu seyn. Nach dem Tode des Kaysers brachte er die Krone auf das Haupt eines zweyjährigen Kindes, und erhielt sich also bey seinem Ansehen. Da alle Begnadigungen durch seine Hände giengen, so wurde es ihm nicht schwer, sich eine Menge Anhänger zu verschaffen. Kaum waren drey Jahre verflossen, als er die Larve abzog, den jungen Prinzen, den er auf den Thron erhoben hatte, wieder absetzte, und sich selbst zum Kayser ausrufen lies. Sobald er die Frucht seiner Laster geerndtet hatte, gab er verschiedene Verordnungen, welche seine Usurpation begünstigten. Er glaubte sein Ansehen so befestigt, daß nichts im Stande wäre, dasselbe zu erschüttern; er betrog sich aber in seinen Absichten. Man griff den Kronräuber an; er wurde überwunden und ums Leben gebracht. Man schnitt den Körper in Stücken, und steckte das Haupt auf einer Gabel auf dem öffentlichen Platze aus, um das Volk sein Gespötte damit treiben zu lassen. Der Scepter fiel wieder in die Hände eines Prinzen vom kayserlichen Hause.

Die Schwäche einiger Kayser hatte zur Wiederherstellung jener kleinen Fürstenthümer Gelegenheit

genheit gegeben, welche ehemals waren aufgehoben worden. Diese Verminderung der kayserlichen Gewalt erregte viele Kriege und Unruhen. Unter der Regierung des Kaysers Heouti misbrauchte Sangthiao, General der Armeen des Königs zu Guei, seine Gewalt, die er über die Truppen hatte, und setzte sich in den Stand, alles zu unternehmen, und seine Absichten bis auf den kayserlichen Thron zu erstrecken. Da der Sohn des Heouti die Sachen in so schlimmer Verfassung sahe, begab er sich zu seinem Vater, und sagte zu ihm: Hier ist keine Zeit zum Ueberlegen; der entscheidende Augenblick ist da: wir müssen entweder siegen oder sterben. Der Kayser fand diesen Rath nicht nach seinem Geschmacke, und hatte zum Fechten keine Lust. Der junge Prinz, den es verdroß, daß sein Vater so wenig Muth bezeigte, begab sich in den Saal seiner verstorbenen Vorfahren, ermordete seine Frau, und brachte sich darauf selbst um. Die kayserliche Armee wurde in Stücken gehauen, und der Pallast geplündert. Der feigherzige Kayser gab sich selbst in die Hände des Siegers, und erhielt von diesem ein kleines Fürstenthum, allwo er sieben Jahre lang den Rest eines unedlen Lebens in der Dunkelheit zubrachte.

Der Sohn des Generals Songtchao, welcher der Stifter der siebenten Dynastie ward, nahm den Namen Chitsouvouti an. Der Anfang der Regierung dieses Prinzen war glorreich. Er bändigte alle die kleinen Fürsten, die sich

seiner

seiner Erhebung widersetzen wollten, und ward allein Meister vom Reiche. Gegen das Ende seines Lebens überlies er sich gänzlich dem Müssiggange und der Weichlichkeit. Er verabschiedete seine Truppen, weil er nichts mehr zu befürchten zu haben vermeynte. Diese Unvorsichtigkeit weckte den Ehrgeiz der Prinzen wieder auf, welche das Schrecken seiner Waffen bisher in der Unterwürfigkeit erhalten hatte; indeß konnten sie ihm doch die kayserliche Krone nicht rauben.

Als Vouti auf dem Throne saß, wagte es Foukien, der Kayser in Norden, h) die mittäglichen Provinzen mit Kriege zu überziehen; man bemühete sich vergebens, ihn von diesem Vorhaben abzuhalten. Er warb eine zahlreiche Armee an, in der Absicht, den Kayser des mittäglichen Reichs vom Throne zu werfen. Dieser letztere lies seinem Feinde nicht Zeit, alle seine Truppen zusammen zu bringen, sondern griff ihn unvermuthet im Lager an, und trug den Sieg davon. Die Generale des Foukien, die wegen dieser Niederlage sehr aufgebracht waren, bemächtigten sich ihres Herrn und strangulirten ihn. Das Schicksal des Ueberwinders war nicht besser; er starb von den Händen einer i) Frau, die

h) China war damals in zwey Reiche getheilet, in das nordische und mittägliche.

i) Der Kayser hatte die zweyte Königinn, die nur dreyßig Jahre hatte, eine alte Frau ge-

 schol-

die sich gewisser Beleidigungen wegen, welche Personen von ihrem Geschlechte fast niemals vergeben, an ihm rächte.

Unter der Regierung des Nachfolgers des Vouti, kam ein Mensch vom niedrigsten Pöbel, Namens Lieouyou, zum Vorscheine. Dieser, nachdem er eins der niedrigsten k) Geschäffte eine Zeitlang getrieben hatte, gieng unter die Soldaten, stieg bis zum Generale, machte sich durch kühne Thaten berühmt, brachte zween Kayser ums Leben, riß die Krone an sich, stiftete die achte Dynastie, und nahm den Namen Kaotsouvouti an. Seine Regierung war so weise, daß man vergaß, wie er dazu gelanget war. Seine Nachkommenschaft ward in der folgenden Zeit durch eben die Mittel vom Throne gestoßen, durch welche er sich darauf erhoben hatte. Siaotaotching, welcher unter dem Kayser Mingti erster Minister war, opferte seinem Ehrgeize zween Kayser auf, setzte sich an ihre Stelle, und ward der Stifter einer neuen Dynastie, welche fünf Kayser zählte, und nicht länger als drey und zwanzig Jahre im Besitz des Thrones war. Ein herrschsüchtiger Minister, Namens Siaoyuen, raubte abermals die Krone

scholten. Es führte nur eine von den Weibern den Titel Kayserinn, die andern wurden Königinnen genannt.

k) Er handelte mit Schuhen, die er von einem Orte zum andern herum trug.

ne und das Leben zween seiner Herren, und setzte sich an ihre Stelle.

Der neue Kayser, der den Namen Kaotsouvouti annahm, zeigte verschiedene Eigenschaften, die ihn des Throns würdig machten. Da er nun durch ein Verbrechen auf den Thron gelanget war, so kam er, nach einer Regierung von sechs und zwanzig Jahren, auf den seltsamen Einfall, den Hof zu verlassen, und sich in ein Kloster der Bonzen zu begeben, wo er mit geschornem Haupte, und unter einer groben Kleidung nur von Kräutern und Reiß lebte. Es kostete viel Mühe, ihn aus seiner Einsamkeit zurück zu bringen; er fuhr in seinem Pallaste noch immer fort, nach Art der Bonzen zu leben. Unter seiner Regierung kam das nordische Reich gänzlich in Verfall, und wurde unter zween chinesische Könige getheilt. Einer von den Vasallen des Kaysers erregte einen Aufstand gegen ihn, machte sich Meister von der Hauptstadt und von der Person seines Souverains. Kaotsouvouti erschien vor dem Ueberwinder mit einer großen Zuversicht. Der Rebelle, ob er gleich von Natur sehr wild war, konnte den Anblick seines Herrn doch kaum aushalten. In der Unruhe, die er empfand, rief er aus: Ich hätte nicht geglaubt, daß es so schwer wäre, einer Gewalt zu widerstehen, die vom Himmel bestätigt ist. Da er nun seine Hände mit dem Blute des Kaysers nicht beflecken wollte, so brachte er ihn auf eine andere Weise ums Leben, indem er ihm alle Tage immer etwas mehr von

seiner Nahrung entzog. Da man ein wenig Honig, das Kaotsouvouti verlangte, ihm versagte, starb er plötzlich in einem Alter von sechs und achtzig Jahren.

Vor Christi Geburt 544.

Sein Sohn folgte ihm nach, wurde aber von dem rebellischen Prinzen ermordet, der sich hernach der kayserlichen Krone bemächtigte. Er behielt sie nicht länger als ein Jahr, indem sie an die Familie des Stifters der neuen Dynastie wieder zurück kam; kurze Zeit darnach aber kam sie auf das Haupt des Usurpators Tchinpasien, der blos durch den Mord zweener seiner Herren zum Reiche gelangte. Der fünfte Kayser aus diesem Hause, ein weichlicher und weibischer Fürst, wurde durch den Yangkien, der sich in den Besitz der kayserlichen Würde setzte, vom Throne verjagt. Unter der Regierung dieses Usurpators wurde das nordische Reich, das seit dreyhundert Jahren bestanden hatte, gänzlich aufgehoben, und die beyden Monarchien machten künftig nur eine einzige aus. Der Kayser warf die Augen auf seinen ältesten Sohn, ob er gleich wenig Verdienste an ihm fand, und erklärte ihn zum Kayser. Yangti, sein zweyter Sohn, war über diesen Vorzug so aufgebracht, daß er seinen Vater und Bruder ermordete. Dieses doppelte Verbrechen half ihm den Thron besteigen; er wußte sich auch auf demselben zu behaupten. Sein Sohn hatte nicht gleiches Glück: man raubte ihm die Krone, und der Fall dieses Prinzen

zen gab Gelegenheit zur Errichtung der dreyzehnten Dynastie.

Der neue Monarch beherrschte seine Unterthanen mit vieler Gelindigkeit. Einige Jahre vor seinem Tode legte er die Krone nieder, um sie seinem zweyten Sohne, dem Taitsong zu überlassen, welcher einer der größten Kayser war, die man in China gesehen hatte. Dieser vortreffliche Prinz schenkte sein Vertrauen nur solchen Personen, die fähig waren, ihm gute Rathschläge zu ertheilen, oder Muth genug hatten, ihm seine Fehler vorzuhalten. Nie hat ein Prinz die Bescheidenheit und Mäßigkeit weiter getrieben. Er ward der Wiederhersteller der Wissenschaften, indem er die besten Bücher überall zusammen schaffte, und in seinem Pallaste eine Gesellschaft von Gelehrten stiftete. Eine große Anzahl geschickter Lehrer wurden zum Unterrichte der jungen Leute angewandt, die sich auf die Wissenschaften legen wollten. Er begnügte sich aber auch damit nicht, daß er die Köpfe seiner Unterthanen mit Gelehrsamkeit füllete, sondern bestrebte sich auch, ihnen jene kriegerische Tapferkeit einzuflößen, welche die vornehmste Stütze der Staaten ist. Er legte in dieser Absicht eine Soldatenschule an, in welcher man mit dem Bogen schießen lernte. Der Kayser war selbst bey allen Uebungen gegenwärtig. Man stellte ihm einst vor, daß für seine Person Gefahr dabey sey; er gab aber zur Antwort: „Ich betrachte mich in „meinem Reiche, als einen Vater in seiner Fa„milie, und liebe alle meine Unterthanen so, als

„ob es meine Kinder wären: was sollte ich also „wohl zu fürchten haben?„

Diese zärtliche Liebe des Kaysers in China gegen seine Unterthanen machte, daß er auch dieselben mit allem reichlich versehen wissen wollte, was nothwendig zum Unterhalte des Lebens gehört. „Die Wohlfahrt des Reichs, „sagte er, „hängt vom Volke ab. Ein Monarch, der „seine Unterthanen unter die Füße tritt und aus„saugt, um sich zu bereichern, ist einem Manne „gleich, der sein Fleisch in kleine Stücken schnei„den, und sich damit den Magen füllen wollte. „Er füllet sich an, es ist wahr; aber in kurzer „Zeit wird der Körper darüber zu Grunde ge„hen. Wie viele Kayser haben sich durch ihre „Habsucht ins Verderben gestürzt? Wieviel „ward erfordert, dieselbe zu befriedigen! Mit was „für Auflagen beschwerte man die armen Unter„thanen, wenn aller unnöthige Aufwand ihrer „Regenten bestritten werden sollte! Und was „wird aus dem Reiche, wenn das Volk unter„drückt wird? Stehet es nicht am Rande des „Unterganges? Und wenn das Reich verloren „gehet, was ist alsdann das Schicksal des Kay„sers? Dergleichen Betrachtungen,„ setzte er hinzu, „dienen mir allemal zum Zaume, daß „ich meine Begierden leicht bändige.„

Taitsong hatte den Richtern bey Lebensstrafe verboten, Geschenke zu nehmen. Um zu erfahren, ob sein Verbot beobachtet würde, ließ er einen Mandarin durch einen angestellten Menschen

schen in Versuchung führen. Der Mandarin nahm das angebotene Geschenk an, und wurde zum Tode verdammt. Der Premierminister begab sich deßwegen zum Prinzen, und sagte zu ihm: „Großer Kayser, dein Ausspruch ist ge„recht, und der Verbrecher verdient die härteste „Strafe; aber du, der du ihm eine Schlinge „gelegt hast, bist du völlig unschuldig? und „nimmst du nicht gewissermaßen an seinem Ver„brechen Antheil?„ Diese Vorstellung that ihre Wirkung, und der Kayser begnadigte den Missethäter. Im folgenden Jahre nahm einer von den Kriegsmandarinen ein seidenes Kleid an, womit man ihm ein Geschenk machte: alle Welt erwartete, daß diese Uebertretung des kayserlichen Verbots hart bestraft werden würde; aber der Kayser schickte, anstatt der Strafe, dem Mandarin eine Menge seidener Zeuge zu, und sagte zu denen, die sich über dieses Verfahren wunderten: „Die Beschämung, die ich ihm „damit anthue, wird für ihn eine weit empfind„lichere Züchtigung seyn, als wenn ich ihn aufs „härteste bestrafe. Die Zeuge, die ich ihm „schicke, sind kein Beweis einer Ehre, die ich „ihm erzeige, sondern werden ihm beständig sein „Vergehen vorhalten.„

Im siebenten Jahre seiner Regierung besuchte er die öffentlichen Gefängnisse, in welchen er dreyhundert und neunzig Personen fand, die den Tod verdient hatten. Er lies sie alle aus den Gefängnissen los, mit dem Befehle, daß sie sich nach der Erndte wieder darinne einfinden sollten.

Alle, ohne daß ein einziger mangelte, kamen zur bestimmten Zeit wieder. Die Freude des Kaysers war darüber so groß, daß er ihnen allen das Leben und die Freyheit schenkte. Man weis nicht, was man am meisten bewundern soll, ob die Gütigkeit des Prinzen, oder die Treue, womit ein Schwarm von Bösewichtern sein Wort hielt. Taitsong lies seine Leutseligkeit selbst in den Bestrafungen sehen, die man an Missethätern zu vollziehen gezwungen war. Er schrieb die Art vor, wie man einem die Prügel l) geben sollte, um die nicht gar todt zu schlagen, die zu dieser Strafe verurtheilt waren.

Der Premierminister starb, und der Kayser war über den Tod desselben empfindlich gerührt. Er sagte bey Gelegenheit dieses erlittenen Verlustes: „Wir haben dreyerley Arten von Spie„geln: die eine ist von Stahl, m) deren sich das „Frauen-

l) Als der Kayser ein Arzneybuch las, fand er darinne, daß, wenn man die Schultern eines Menschen wund schlägt oder verletzt, die inwendigen edlern Theile darunter leiden. Er befahl daher durch ein Gesetz, daß man die Prügel nicht mehr auf den Rücken, sondern weiter unten, auf einen fleischichtern Theil des menschlichen Leibes, geben sollte. Dieses wird noch heut zu Tage in China beobachtet.

m) Die Spiegel der Chineser waren sonst aus einem sehr fein polirten Stahle gemacht. Ich weis nicht, ob sie jetzt dergleichen von Glase haben, wie wir. Vor einigen Jahren gieng ein Glashändler, als ein Jesuit, nach China, um daselbst eine Glasmanufactur anzulegen.

„Frauenzimmer beym Putze bedient; die zweyte
„sind die alten Bücher, in welchen man die Ent-
„stehung, den Anwachs und den Verfall der
„Reiche siehet; die dritte endlich sind die Menschen
„selbst. Wenn man nur ein wenig auf ihre
„Handlungen Achtung giebt, so siehet man bald,
„was man thun, und was man unterlassen
„müsse. Ich hatte einen solchen Spiegel in der
„Person meines ersten Ministers, und nun habe
„ich ihn zum Unglück verlohren, ohne daß ich
„hoffen darf, einen ähnlichen wieder zu fin-
„den.„

Es kannte dieser Monarch den Character der Hofleute vollkommen. „Ein Prinz,„ sagte er einst eines Tages zu ihnen, „hat nicht mehr als
„Ein Herz, und dieses Herz wird ohn Unterlaß
„von denen belagert, die um ihn herum sind.
„Einige greifen es durch die Liebe zu einem eitlen
„Ruhme an, die sie ihm einzuflößen suchen; an-
„dere durch Weichlichkeit und Wollüste; noch
„andere durch Liebkosungen und Schmeicheleyen.
„Einige andere nehmen zur List und zu Lügen ihre
„Zuflucht, um ihn zu überraschen; und alle diese
„Maschinen, die sie in Bewegung setzen, haben
„keine andere Absicht, als sich in die Gnade des
„Prinzen einzuschmeicheln, seine Gunst zu ge-
„winnen, und Aemter und Würden im Reiche
„zur Belohnung davon zu tragen. Ein Prinz,
„wenn er nur einen Augenblick aufhört über sein
„Herz zu wachen, was hat er nicht zu befürch-
„ten?„ Wenn alle Könige die Gefahren so ken-

neten, die den Thron umgeben, was gilts, die Welt würde besser regiert werden?

Taitsong lies sich die Erziehung seiner Kinder eifrigst angelegen seyn. Alles, was diesem Prinzen vor die Augen kam, gab ihm Materie zu ihrem Unterrichte. Demjenigen von seinen Söhnen, den er sich zum Nachfolger bestimmt hatte, gab er folgende zwölf Lehren:

1. Sey Herr von deinem Herzen und von den Regungen desselben.

2. Erhebe keinen zu Aemtern und Würden, als der es verdient.

3. Ziehe kluge und verständige Leute an deinen Hof.

4. Gieb auf das Verhalten der obrigkeitlichen Personen genau Achtung.

5. Verbanne verläumderische Zungen weit von dir weg.

6. (Diese ist im französischen Originale ausgelassen. Der Herr Verfasser mag bisweilen ein wenig eilfertig abgeschrieben haben, wovon sich hin und wieder Spuren finden, oder der Buchdrucker hat ihm einen schlimmen Streich gespielt.)

7. Lebe jederzeit sparsam.

8. Richte Strafen und Belohnungen nach den Fehlern und Verdiensten derer ein, die du bestrafst oder belohnst.

9. Laß

9. Laß dir besonders angelegen seyn, den Ackerbau, die Kriegskunst, die Gesetze und die Wissenschaften in Aufnahme zu bringen.

10. Suche dir unter den alten Kaysern Muster aus, nach welchen du dich in der Regierung richtest; denn ich verdiene nicht, daß du die Augen auf mich wirfst, weil ich zu viele Fehler begangen habe, seitdem ich das Regiment führe.

11. Setze dir stets von allem das Vollkommenste vor, ohne welches du nie die Mittelstraße treffen wirst, in welcher die Tugend bestehet.

12. Endlich nimm dich in Acht, daß der Glanz deines Standes dich nicht hochmüthig, oder durch die Annehmlichkeiten eines wollüstigen Lebens weichlich mache; denn wenn dieses erfolgen sollte, so würdest du das Reich und dich selber ins Verderben stürzen.

So waren die weisen Vermahnungen beschaffen, welche der Kayser seinem Sohne Kaotsong gab, und deren sich dieser sehr schlecht zu bedienen wußte. Ich bin bey der Regierung dieses Prinzen ein wenig weitläuftig gewesen. Man hat nicht immer Gelegenheit, dergleichen Personen auf den Schauplatz zu stellen. Wie viele Tyrannen gegen einen guten König! Taitsong hatte einige Jahre vor seinem Tode ein junges Frauenzimmer zu sich genommen, deren Verstand so groß war, als ihre Schönheit; sie hieß Vouchi. Nie aber hatte auch mehr Bosheit unter einem schönen Aeußerlichen verborgen gesteckt. Sobald Taitsong, der sie unter

ter die Zahl seiner Weiber gesetzt hatte, den letzten Seufzer von sich gab, gieng sie in ein Kloster der weiblichen Bonzen.

Der neue Kayser, der sich heftig in sie verliebt hatte, suchte sie in Person auf, und führte sie in den Pallast zurück. Er verstieß die Kayserinn, und eine von den Königinnen, unter dem Vorwande, daß er noch keine Kinder von ihnen hätte, und setzte die Vouchi auf den kayserlichen Thron. Da diese Prinzeßinn bemerkte, daß der Kayser die verstoßenen Gemahlinnen noch nicht ganz vergessen hatte, lies sie ihnen anfänglich die Füße und die Hände, und hernach den Kopf abhauen.

Der Kayser ward indeß von einem Gegenstande, der seiner Liebe unwürdig war, immer mehr eingenommen. Er lies sich so sehr verblenden, daß er ihr die Regierung des Staats übertrug. Der erste Gebrauch, den diese barbarische Prinzeßinnn von der höchsten Gewalt machte, war, daß sie den Erben des Reichs mit Gift aus dem Wege schaffte, in der Absicht, ihre Familie auf den Thron zu setzen. So groß nun auch ihre Schandthaten waren, so behielt doch der Kayser bis ans Ende seines Lebens die Neigung, die sie ihm eingeflößt hatte. Vouchi fand, nach dem Tode ihres Gemahls, Mittel, die höchste Gewalt zu behalten; sie verjagte den Prinzen, der die Krone erben sollte, gab ihm ein kleines Fürstenthum, und setzte ihren jüngsten Sohn an seine Stelle, welcher nicht

im

im Stande war zu regieren, und weiter nichts als den kayserlichen Titel hatte. Vouchi, die gar wohl wußte, wie verhaßt sie sich durch ihre Tyranney gemacht hatte, und die immer befürchten mußte, daß man ihr eine Gewalt nehmen würde, die sie mit Unrecht an sich gerissen hatte, verfiel auf die schrecklichsten Ausschweifungen, um ihre Herrschsucht noch ferner zu unterstützen. Sie schaffte gleich anfänglich alle die aus dem Wege, die sie im Verdacht hatte, daß sie ihr entgegen wären, und lies an einem einzigen Tage eine Menge vornehmer Herren von den berühmtesten Familien hinrichten. Der Premierminister hatte indeß das Herz, die Prinzessinn stark wegen des rechtmäßigen Erben des Reichs anzugehen, der seit vierzehn Jahren im Exilio war. Seine Vorstellungen thaten eine gute Wirkung. Der Prinz kam an den Hof zurück, blieb aber in einem Pallaste eingesperrt, bis zu dem Tode des Kaysers, seines Bruders, welchem er sodann nachfolgte. Man findet nicht, um welche Zeit die Prinzeßinn gestorben sey, die dem Reiche so viel Ungemach zugezogen hatte.

Vor Christi Geburt, 224.

Traurige Empörungen stöhrten die Ruhe des Reichs unter der Regierung des Hiventsong. Das Haupt der Rebellen war ein ausländischer Prinz, Namens Nganlochan, den der Kayser zu den höchsten Würden erhoben hatte. Dieser Ehrgeizige, auf seinen glücklichen Erfolg stolz, und Meister eines großen Theils vom Norden, hatte

hatte die Verwegenheit, den kayserlichen Titel anzunehmen. Der Verlust, den der chinesische Monarch zu verschiedenen malen erlitten hatte, machte einige Rotten Straßenräuber so kühn, daß sie sich zusammen schlugen, die kayserliche Armee angriffen, und, wie man vorgiebt, beynahe vierzig tausend Mann davon niedermachten. Der Kayser wurde gezwungen, die Flucht zu ergreifen, und sich in dem Winkel einer Provinz zu verbergen. Sein Sohn, Namens Sorsong, setzte sich in den Besitz der Regierung, warb Truppen an, und trieb die Straßenräuber auseinander, die das Reich verheerten. Nachdem er die Ruhe hergestellt hatte, lies er seinen Vater zurück kommen, und trat ihm die Regierung wieder ab. Die Rebellion des Nganlochan blieb nicht lange ungestraft. Er wurde von seinem eigenen Sohne umgebracht. Der Vatermörder kam bald darauf durch die Hände des Generals seiner Truppen ebenfalls ums Leben. Dieser, der den jüngsten seiner Söhne zum Erben ernennen wollte, wurde auf gleiche Weise von seinem ältesten Sohne ermordet.

Im achten Jahre der Regierung des Taitsong thaten über zweymal hundert tausend Tartarn einen Einfall in China, und nöthigten den Kayser, die Flucht zu ergreifen. Sein Pallast wurde geplündert, und diese Barbaren zogen sich, mit reicher Beute beladen, in ihr Land zurück. Kotsou, ein eben so großer Feldherr als geschickter Minister, brachte die Sachen seines Herrn wieder in Ordnung. Dieser Mandarin leistete

leistete dem Reiche, sein ganzes Leben hindurch, wesentliche Dienste. Sein rechtschaffener Character verläugnete sich niemals, ob er gleich unter vier Kaysern erster Minister gewesen war. Weder seine Würden noch seine Glücksgüter stellten ihn den Pfeilen des Neides blos; ein Beweis sehr großer Verdienste. China trug drey Jahre lang die Trauer um diesen großen Mann. Er starb unter der Regierung des Tetsong.

Dieser, der nach dem Beyspiele einiger seiner Vorfahren, fast seine ganze Gewalt elenden Verschnittenen überlies, brachte die Gemüther so auf, daß man auf allen Seiten von nichts als Aufruhre hörte. Zum Glück waren die kayserlichen Waffen siegreich, und der Friede wurde, durch die Bezwingung der Rebellen, wieder hergestellt.

Nach Christi Geburt, 784.

Die Gewalt der Verschnittenen ward unter den folgenden Regierungen immer größer. Sie verfuhren im Reiche nach ihrem Gefallen, und wenn sich ein Prinz fand, der sich ihnen widersetzen wollte, wußten sie ihn mit Gift oder mit dem Dolche bald aus dem Wege zu schaffen. Ihre Unverschämtheit war die Ursache der vielen Unruhen, Kriege und Unglücksfälle, womit das Reich so lange Zeit heimgesucht wurde. Eine lange Stille folgte auf diese schrecklichen Ungewitter unter der Regierung des Taitsou, Stifters der neunzehnten Dynastie. Der Prinz, von dem ich rede, war weise, vorsichtig, freygebig, bescheiden, mäßig, leutselig, von gründlichem

Ver-

Verstande, in Staatssachen geschäftig, mit einem Worte, fähig ein so weitläuftiges Reich gut zu regieren. Er gab bey allen Gelegenheiten Beweise seines guten Herzens. Während daß seine Truppen die Stadt Nanking belagerten, und der Kayser das Blutbad voraus sahe, das auf die Eroberung dieses Platzes nothwendig erfolgen würde, stellte er sich krank an. Die Officiere waren darüber bestürzt, versammelten sich um sein Bette, und jeder schlug ihm ein Hülfsmittel vor. „Das sicherste Mittel, „antwortete der Kayser, „und wovon ich meine Genesung erwarte, hängt nur von euch ab. Versichert mich durch einen Eid, daß ihr das Blut „der unschuldigen Bürger schonen wollet, welche „bald gezwungen seyn werden, sich zu ergeben.„ Alle schworen, und der Kayser ward bald wieder gesund. Indeß konnten die Officiere den unbändigen Soldaten doch nicht so im Zaume halten, daß nicht einiges Blut wäre vergossen worden. Taitsou, der davon benachrichtigt wurde, rief mit thränenden Augen aus: „Was für „eine traurige Nothwendigkeit ist doch der Krieg, „da er nicht geführt werden kann, ohne vielen „Unschuldigen das Leben zu kosten!„ Einige von seinen Nachfolgern schlossen schimpfliche Vergleiche mit den Tartarn, und machten sich gewissermaßen diesen Barbaren zinsbar.

Da der Kayser Hoeitsong sich vorgesetzt hatte, das Königreich Leao zu zerstöhren, rief er die orientalischen Tartarn zu Hülfe, welche mit Freuden in diesen Bund traten. Es fielen verschiedene

schiedene Treffen zwischen beyden Parteyen vor; der Sieg erklärte sich stets für die Conföderirten, und das Königreich Leao wurde aufgehoben. Diese Eroberung machte den Anführer der Tartarn so aufgeblasen, daß er ein eigenes Reich errichtete, und ihm den Namen Kin gab. Er erstreckte in der Folge seine Absichten noch weiter, brach den mit dem Kayser in China geschlossenen Bund, und fiel in einige Provinzen ein, von denen er sich vermittelst einer Verrätherey einiger Chineser, die mit ihrem Herrn nicht zufrieden waren, Meister machte. Hoeitsong, der sich in Gefahr sahe, den größten Theil seiner Staaten zu verlieren, bot diesem Heerführer ungemein vortheilhafte Bedingungen an, um den Frieden von ihm zu erhalten. Der Tartar verlangte, daß er selbst in Person kommen, und die Grenzen der beyden Reiche festsetzen solle. Dieses geschahe, und die Sache wurde zur Richtigkeit gebracht. Als der Kayser wieder zurück kam, stellten ihm seine Minister vor, daß der grausamste Krieg besser gewesen wäre, als so ein schimpflicher Friede, und beredeten ihn, daß er sein Versprechen nicht halten sollte. Der Tartar, von diesen Vorschlägen benachrichtigt, griff sogleich wieder zu den Waffen, und nachdem er sich verschiedener Städte bemächtigt hatte, zog er triumphirend in die Stadt Chansi ein, wohin er dem Kayser nochmals einladete, um die Grenzen des Reichs zu bestimmen. Hoeitsong, der sich vor nichts so sehr als vor dem Kriege fürchtete, hatte die Schwachheit, daß er sich noch-

mals zu seinem Feinde verfügte; kaum aber war er angelangt, als man sich seiner Person bemächtigte. Man behielt ihn als einen Gefangenen, und nahm ihm allen Schmuck der kayserlichen Würde ab. Ein Minister, der den Kayser begleitete, und über das ungetreue Verfahren des Tartars in Zorn gerieth, rief mit einem tiefen Seufzer aus: „Es giebt nicht zwo Sonnen, und „ich kann nicht zween Herren gehorchen.„ Man suchte ihn zu besänftigen; aber man erbitterte ihn nur noch mehr. In dieser Wuth schnitt er sich die Zunge und die Lippen ab, und brachte sich hernach vollends ums Leben. Der Kayser starb in den Wüsteneyen der Tartarey. Sein Sohn Kintsong stieg auf den Thron, und verurtheilte sechs der vornehmsten Minister zum Tode, die durch ihren Rath den letzten Kayser, so zu sagen, den Tartarn in die Hände geliefert hatten. Diese suchten immer ihre Eroberungen weiter auszubreiten. Sie fielen in die Provinz Honan ein, und giengen ungehindert über den gelben Fluß, wo sie leicht mit einer Handvoll Soldaten aufzuhalten gewesen wären. Sie marschirten sodann auf die kayserliche Residenzstadt los, machten sich davon Meister, plünderten sie, und führten den Kayser nebst den Königinnen gefangen hinweg. Die vornehmsten Herren in China kamen einer schimpflichen Gefangenschaft dadurch zuvor, daß sie sich selbst ums Leben brachten.

Nach Christi Geburt, 1144.

Die Ueberwinder zogen sich mit ihrer Beute wieder zurück, und Kaotsong, der Bruder des Kaysers,

Kaysers, bemächtigte sich der Krone. Dieser Prinz trug einige Siege, sowohl über die Tartarn, als über verschiedene Aufrührer davon, welche sich die Unruhen zu Nutze machten, und die Provinzen plünderten. Ob der Kayser gleich die Tartarn verschiedene mal zurück getrieben hatte, so konnte er doch nichts von den Ländereyen wieder erobern, welche diese Barbaren weggenommen hatten. Kaotsong sahe sich genöthigt, einen schimpflichen Frieden zu schlüßen, der einige Jahre darnach durch die Untreue seiner Feinde wieder gebrochen wurde. Der König der Tartarn fiel mit einer zahlreichen Armee in die mittäglichen Provinzen ein. Als er an einen Fluß kam, über welchen er hinweg mußte, befahl er seinen Truppen, an dem Orte, wo er am breitesten und schnellsten war, hindurch zu setzen. Es entstand bey dieser Gelegenheit ein großes Murren unter der ganzen Armee. Der König wurde in dieser ersten Bewegung des Aufruhrs ums Leben gebracht. Die Tartarn zogen sich nach den nordlichen Gegenden zurück, wo es an Unruhen und Aufruhr auch nicht fehlte.

Nach Christi Geburt, 1194.

Es geschah unter den Kaysern der neunzehnten Dynastie, daß die abendländischen Tartarn ihr Reich wieder aufrichten wollten, welches seit dreyzehn Jahrhunderten n) eingegangen war.

n) Es war durch den fünften Kayser der fünften Dynastie zerstöhrt worden.

Sie hatten den berühmten o) Gentchiskan zum Anführer, der sich durch so viele Siege furchtbar machte, und der chinesischen Monarchie gewaltige Stöße versetzte. Dieser Eroberer führte die vornehmste Horde der Mongous. Verschiedene kleine Könige, die sich wider ihn verbanden, erfuhren die Wirkungen seiner Geschicklichkeit und Tapferkeit. Nachdem Gentchiskan fast alle Prinzen der occidentalischen Tartarey unterworfen hatte, zog er nach China, wo seine Waffen fast immer siegreich waren.

Die Mongous waren seit langer Zeit den orientalischen Tartarn, die man Kins nannte, unterwürfig gewesen; diese ließen ihren Tribut von ihnen fodern. Gentchiskan sagte zu dem Officiere, der an sie abgeschickt war: „Ich erkenne euern Kayser nicht für meinen Ober„herrn. Eure Nation sollte einen Sohn des „Himmels zum Herrn haben, und sie hat nicht „einmal einen Menschen zu wählen gewußt.„ Eine so beleidigende Antwort war eine offenbare Kriegserklärung. Gentchiskan warb Truppen, marschirte auf den Feind los, und trug eine Menge Siege über ihn davon. Die morgenländischen Tartarn, die den Fortgang dieses schleunigen Eroberers hemmen wollten, ließen alle, welche die Waffen tragen konnten, in die Städte kommen, und wandten ihre besten Truppen

o) Dieser Prinz hieß anfänglich Kiououen, hernach Temougen, endlich Teing Kissehan, woraus wir Gentchiskan gemacht haben.

pen zur Besetzung der Flüsse, der Pässe zwischen den Gebürgen und anderer wichtiger Oerter an. Gentchiskan, der davon benachrichtiget wurde, gab seinen Generalen Befehl, alle Weiber, Kinder und Alte im feindlichen Lande wegzunehmen, und sie an die Spitze der Armee zu stellen. Er marschirte damit auf verschiedene Plätze zur Belagerung los. Die Besatzungen wagten es nicht, sich zu vertheidigen, um nicht das Blut der Personen zu vergießen, die ihnen so lieb waren. Die Mongous verheerten mehr als neunzig Städte. Sie legten eine Menge Flecken und Dörfer in die Asche, nahmen alles Gold, Silber, und was sie an Kostbarkeiten fanden, weg, brachten viel tausend Menschen um, und führten eine ungeheure Menge junge Mägdchen und Kinder in die Sclaverey. Die Heerden von Vieh, die sie wegtrieben, waren unzählbar, und in diesem weitläuftigen Lande waren nicht mehr als fünf Städte, die sich dem Ueberwinder widersetzen konnten. Nach so vielem Morde und Blutvergießen schickte der stolze Gentchiskan einen Officier an den Kayser der Kins, und lies ihm sagen: er wolle nach der Tartarey zurück kehren; es müsse aber der Zorn der Mongous durch ansehnliche Geschenke gestillet werden. Der Kayser der Kins schickte der Friedensunterhandlung wegen, einen Abgesandten, und erhielt den Frieden auf die Bedingung, daß er dem Sieger fünf hundert junge Knaben und eben so viele Mägdchen, drey tausend Pferde, eine gewisse Quantität Seide und eine große Summe Geldes

geben sollte. Nachdem dieses alles eingeräumt war, verlies Gentchiskan die morgenländische Tartarey, und befleckte seinen Ruhm durch ein erschrecklich barbarisches Verfahren: er lies alle Kinder, die er zu Sclaven gemacht hatte, ermorden.

Der Krieg fieng sich unter den beyden Nationen bald wieder an, und Gentchiskan belagerte die Stadt Yienking, welche die Hauptstadt des Reichs war. Zween Generale commandirten in dem Platze. Der eine davon, Namens Vanyen, schlug seinem Collegen vor, daß sie eher alles wagen, als sich ergeben, und sich großmüthig für das Vaterland aufopfern wollten. Monien, so hieß der andere General, zeigte nicht eben so viel Hoheit der Seele. Sein College, den es verdroß, daß er an einem andern nicht Gesinnungen, den seinigen gleich, antraf, rief einen Mandarin, der sein Freund war, zu sich, und erklärte ihm, daß er entschlossen sey, zu sterben. Er schrieb an den Kayser, seinen Herrn, und meldete ihm, daß er sich des Todes schuldig hielte, weil er die kayserliche Stadt nicht habe erhalten können. Hierauf lies er seine Bedienten vor sich kommen, und theilte alles, was er hatte, an sie aus. Diese zerflossen fast in Thränen; er allein schien ruhig. Nachdem er alles in Ordnung gebracht hatte, schickte er alle von sich fort, und nahm Gift zu sich. Der andere General fand Mittel, aus der Stadt zu kommen, und begab sich zum Kayser, der damals zu Pienleang residirte. Er wurde

am

am Hofe so aufgenommen, als ob man ungemein mit seiner Aufführung zufrieden wäre; man gab ihm sogar eine andere gar ansehnliche Bedienung; einige Zeit darnach aber wurde er mit dem Tode bestraft, weil man ihn böser Absichten beschuldigte.

Die Armee der **Mongous** zog in die kayserliche Stadt ein, und verwüstete sie mit Feuer und Schwerdt. Gentchiskan setzte seine Eroberungen fort, und trug so viele Siege davon, als er Schlachten lieferte. Man stellte ihm Armeen von dreymal hundert tausend Mann entgegen, welche gänzlich von ihm geschlagen wurden. Er überzog sogar Indien mit Kriege, um die Grenzen seines Reichs so weit auszudehnen, als es ihm möglich wäre. Da diese weiten Feldzüge seine Soldaten verdrüßlich machten, fielen sie auf eine List, um den Gentchiskan zum Umkehren zu nöthigen. Einige **Mongous** gaben vor, ein Ungeheuer gesehen zu haben, das die Gestalt eines Hirsches, grüne Haare, mitten auf der Stirne ein Horn, und den Schwanz eines Pferdes gehabt habe. Sie setzten noch hinzu, dieses Ungeheuer habe geredet, und gesagt: **Es ist nöthig, daß euer Herr umkehrt.** Einer der vornehmsten Officiere, den man über dieses Wunder zu Rathe zog, antwortete dem Gentchiskan: „Herr, es sind vier Jahre, „daß du den Krieg in diesen Abendländern führest; der Himmel, der dich jetzt warnen läßt, „liebt das Blutvergießen nicht. Alle Soldaten „wünschen, daß du dich den Absichten der Gott-

„heit gemäß bezeigen, und das Leben so vielen
„Unglücklichen erhalten mögest, die auf dem
„Puncte stehen, es zu verliehren.„ Gentchis-
kan sahe aus dieser Rede ein, daß seine Trup-
pen sich nicht gern so weit von ihrem Vaterlande
entfernet sähen. Er erklärte sich demnach, daß
er nach der Tartarey zurückkehren wolle, und
überlies einem seiner Söhne die Beherrschung der
eroberten Länder.

Während daß Gentchiskan in Indien be-
schäftigt war, setzte sein General, Mouhouli,
den Krieg mit Glück gegen die morgenländischen
Tartarn fort. Diese gaben bey einigen Gele-
genheiten Beweise einer großen Standhaftig-
keit. Man sahe Officiere, welche, da sie die
Plätze, die man ihnen anvertrauet hatte, nicht
vertheidigen konnten, sich lieber ums Leben brach-
ten, als dem Feinde ergaben. Cheousu, Kay-
ser der Kins, hatte zugleich gegen die Mon-
gous und gegen die Chineser Krieg zu führen.
Diese letztern erhielten zwar bisweilen einige Vor-
theile; sie hatten aber auch ziemlich starken Ver-
lust. Mit den Mongous war es ganz anders.
Das Glück begünstigte alle ihre Unternehmun-
gen. Sie machten Eroberungen in Corea, und
zwangen dieses Reich zu einem Tribute. Mou-
houli unterstützte sehr eifrig die herrschsüchtigen
Absichten seines Herrn; endlich aber nahm der
Tod diesen geschickten General, mitten im Laufe
seiner kriegerischen Thaten, hinweg. Als er
dem Tode nahe war, rief er seinen Bruder zu
sich, und sagte zu ihm: „Es sind schon vierzig
„Jahre,

„Jahre, daß ich den Krieg für die Befestigung
„dieses Reiches geführet habe. Ich kann mich
„über das Glück nicht beschweren; der einzige
„Verdruß, den ich in meinem Tode habe, ist,
„daß ich die Stadt Pienking nicht habe erobern
„können. Suche dich von derselben Meister
„zu machen. Ich empfehle dir diese Sache
„sehr ernstlich, weil sie von der äußersten
„Wichtigkeit ist.„ Nach diesen Worten
starb er, in einem Alter von fünf und funfzig
Jahren.

Mouhouli wurde von allen Mongous als ihr vornehmster Feldherr angesehen. Gentchiskan überhäufte ihn daher mit Gunstbezeigungen. Er erklärte ihn zum Generalißimus seiner Truppen und zu seinem Generallieutenant in China; er beehrte ihn mit dem Titel eines Königs, und wollte, daß diese Würde bey seiner Familie erblich seyn sollte. Die Erkenntlichkeit des Mouhouli war eben so groß, als die Gnadenbezeigungen seines Herrn. Gentchiskan hatte keinen getreuern Unterthan. Als dieser Prinz einst in großer Müdigkeit sich auf ein Bischen Stroh hingestreckt hatte, um zu schlafen, zu einer Zeit, da eben ein starker Schnee fiel, nahmen Mouhouli, und noch ein anderer General, Namens Porchcou, eine Decke, und hielten sie die ganze Nacht hindurch über ihn. Gentchiskan wurde von diesem Beweise der Zuneigung ungemein gerührt; er schenkte stets dem Mouhouli sein ganzes Vertrauen, und hatte auch nie Ursache, es zu bereuen. Der

Tod dieses Generals verursachte ihm daher eine große Betrübniß.

Seitdem die Tartarn ihre Wüsteneyen verlassen, und zu Eroberungen Lust bekommen hatten, thaten sie nichts, als plündern, todschlagen, sengen und brennen, Reiche verwüsten, und königliche Familien vernichten. Der Tod des Gentchiskan that diesen Räubereyen Einhalt. Er wandte die letzten Augenblicke seines Lebens an, seinen Nachfolger zu lehren, wie er es anfangen müsse, um das Reich der Kins gänzlich zu zerstöhren. Seine letzten Worte wurden ihm von der Leidenschaft noch eingegeben, die stets so mächtig auf sein Herz gewirkt hatte, ich meyne die Herrschsucht. Es starb dieser Prinz in einem Alter von sechs und sechzig Jahren, nachdem er zwey und vierzig Jahre regiert hatte. Die Tartarey hat vielleicht nie einen berühmtern Eroberer hervorgebracht. Als Herr eines kleinen Stück Landes, fand er Mittel ein weitläuftiges Reich zu gründen oder vielmehr wieder herzustellen. Seine Unternehmungen wurden fast allzeit von dem glänzendsten Glücke begleitet. Glücklich in der Wahl seiner Generale, stellte er allemal Männer an die Spitze seiner Truppen, die fähig waren, ihn zu unterstützen. Hurtig, unermüdet, wohlthätig gegen seine Soldaten, grausam in Ansehung seiner Feinde, nach Ruhme begierig, großmüthig, erkenntlich, für die Freundschaft empfindlich, so war der berühmte Gentchiskan, den man als einen großen Mann, oder als eine Geißel des Erdbodens ansehen kann.

Ogatay,

Ogatay, sein Sohn und Nachfolger, setzte den Krieg gegen die Kins fort. Während daß die Mongous die Stadt Mintcheou belagerten, und der Commandant des Platzes, nachdem er sich tapfer vertheidigt hatte, sahe, daß er sich nicht länger gegen den Feind würde behaupten können, rieth er seiner Frau, auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn; diese Dame aber antwortete ihm: „Da ich mit dir die Güter „und die Annehmlichkeiten des Lebens getheilt „habe, so verlange ich auch mit dir zu sterben.„ Sie nahm auf der Stelle Gift zu sich. Ihre beyden Söhne und beyden Töchter folgten diesem Beyspiele. Der Commandant brachte sich hernach auch um, und die Stadt wurde erobert.

Die Mongous hatten in Ansehung der Regierung weder bestimmte Gesetze noch Gewohnheiten, als Ogatay auf den Thron stieg. Die Richter, die verordnet waren, Recht zu sprechen, folgten keiner andern Regel, als ihrem Gutdünken. Der neue Kayser schafte diese Misbräuche ab. Er wollte auch die Länder kennen lernen, die seiner Herrschaft unterworfen waren, um zu wissen, was ein jedes zu liefern im Stande sey. Noch bey dem Leben des Gentchiskan hatten ihm einige Herren des Hofes zu verstehen gegeben, daß die eroberten Länder in China zu nichts zu gebrauchen wären, wenn man nicht alle Einwohner ermordete: „Man könnte,„ sagten sie, „vortrefliche und ungemein nutzbare Viehweiden „aus dem Lande machen, wenn man sich alle das

„unnütze

„unnütze Volk vom Halse schaffe.„ Einer von den Ministern des Gentchiskan verwarf diesen barbarischen Rath, und erklärte seinem Herrn, auf was für Art man die Eroberung von China nützlich machen könnte, ohne daß man zu dem grausamen Mittel griffe, welches einige vorschlügen. Ogatay machte sich, nachdem er zum Throne gelangt war, die Maximen dieses weisen Ministers zu eigen, und erkundigte sich fleißig nach Gesetzen einer guten Regierung.

Die Sorge, die er sich gab, seine Staaten gesittet zu machen, hinderten ihn nicht, den Krieg mit Eifer fortzusetzen. Es wollte sich dieser Prinz mit den Abgeordneten des Kaysers der Kins in keine Unterhandlung einlassen, welche, unter dem Vorwande, ihm zu seiner Gelangung zur Krone Glück zu wünschen, Friedensvorschläge thaten. Die Armee der Mongous theilte sich in zwey Corps, von denen das eine vom Kayser, und das andere von seinem Bruder Toley commandirt wurde. Dieser gelangte, nachdem er eine Menge Hindernisse überstiegen hatte, endlich an die Grenzen des Reichs Honan. Alles flohe vor diesem Prinzen, und nichts war im Stande ihm zu widerstehen. Der Kayser der Kins hielt, als er davon benachrichtigt wurde, eine Rathsversammlung, um zu überlegen, was für eine Parthey er ergreifen solle. Es wurde beschlossen, die Armee der Feinde anzugreifen, die man außer Stande glaubte, sich gehörig zu vertheidigen, weil sie bisher viel hatte ausstehen müssen.

Es

Es fielen zwischen beyden Partheyen einige kleine Treffen vor; endlich aber verlohren die Kin's eine Schlacht, welche sie bis aufs Aeußerste brachte. Es befand sich unter den Gefangenen, welche die Ueberwinder machten, ein Prinz, den man seines Muths, seiner erhabenen Seele und tausend großer Thaten wegen als einen der größten Feldherren seiner Nation ansahe. Er bat diejenigen, die ihn gefangen genommen hatten, daß sie ihn zu ihrem Generale führen sollten. Toley fragte ihn um seinen Namen und um seine Würde. Der Gefangene antwortete: „Ich heisse **Hochang**; ich bin von der kayserlichen Familie, und Commandant eines Corps „von Truppen, das bey uns sehr berühmt ist. „Ich habe eure Generale mehr als einmal geschlagen; ich habe nicht sterben wollen, ohne „mich zu erkennen zu geben. Ich will, daß „meine Treue an den Tag komme; die Nachwelt wird mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen.„ Toley bat ihn sehr, unter den **Mongous** Dienste zu nehmen; da er ihn aber dazu nicht bereden konnte, sahe er sich genöthigt, ihn den Soldaten zu überlassen. Diese säbelten ihm die Beine ab, weil er nicht auf die Knie fallen wollte. Sie rissen ihm hernach den Mund bis an die Ohren auf, damit er nicht im Stande wäre, etwas zu denen Personen zu reden, die bey dieser abscheulichen Execution gegenwärtig waren. Alle diese grausamen Begegnungen konnten, dem unglücklichen Prinzen keine Klage entreißen,

reißen. Er starb, zufrieden, sein Leben für seinen Herrn gelassen zu haben.

Da die beyden Generale, welche die Armee der Kins commandirten, sich nicht im Stande sahen, dem Feinde die Spitze zu bieten; zogen sie sich in die Gebirge, wo sie alle Arten des Ungemachs erduldeten. Die Einwohner aller benachbarten Gegenden folgten der Armee nach, welche nicht starke Märsche thun konnte, weil der Schnee, der am Tage schmolz und in der Nacht wieder gefrohr, die Wege sehr unbrauchbar machte. Es mußten starke und robuste Leute seyn, welche diese Strapatzen aushalten wollten. Alle Wege waren mit Weibern, Kindern und alten Leuten angefüllt, welche fast alle von den Feinden umgebracht wurden.

Nachdem die Mongous sich mit Morden gesättigt hatten, belagerten sie Kouyetefou. Der Commandant, Namens Kiangchin, machte seinen Namen durch die Vertheidigung dieses Platzes unsterblich. Die schlechten Truppen stellte er alle auf die Mauern, und las sich vier hundert tapfere Soldaten aus, die er zu allen Angriffen brauchte. Sein Kriegsgeschrey war: Zurück, Verzagte! Er erfand Maschinen, womit man große Steine schleuderte, und die von wenig Personen regiert werden konnten. Da es ihm an Pfeilen mangelte, bediente er sich derer, die die Feinde nach ihm schossen. Er zerschnitt sie in vier Stücke, steckte forn ein Stückchen Kupfer daran, und schoß sie aus einer höl-

zernen

zernen Röhre fast mit eben der Stärke und Geschwindigkeit ab, als die Kugeln aus den Flinten geschossen werden. Dieser tapfere General machte drey Monate lang die Mongous so müde, daß sie sich genöthigt sahen, die Belagerung aufzuheben, ob sie gleich dreyßig tausend Mann stark waren.

Ogatay hatte beschlossen, nach der Tartarey zurück zu kehren. Ehe er sich auf den Weg begab, lies er den Kayser der Kins auffodern, sich für einen Vasallen der Mongous zu bekennen. Man hatte schon angefangen vom Frieden zu handeln; es kamen aber einige Begebenheiten dazwischen, über welchen der Krieg mit größerer Hitze als jemals wieder angieng. Während dem, daß Ogatay darauf umgieng, das Reich der morgenländischen Tartarn gänzlich zu zerstöhren, verlohr er eine der festesten Stützen seines Throns. Der Prinz Toley starb, und wurde durchgängig bedauert, sowohl vom Kayser und der kayserlichen Familie, als auch von allen Herren des Hofes, von den Officieren und Soldaten, die ihn mit Recht als einen der größten Feldherren seiner Zeit betrachteten. Dieser Prinz commandirte in den abendländischen Feldzügen eine große Armee, und zeigte sich durch eine Menge schöner Thaten. Er begleitete den Genschiskan auf seinen meisten Feldzügen. Nach dem Tode seines Vaters beherrschte er beynahe zwey Jahre lang mit vielem Ruhme das Reich; und ob er sich gleich in den völligen Besitz der Krone hätte setzen können, so hatte er doch vor den Verordnun-

ordnungen des Gentchiskan Achtung, und richtete sich darnach, da dieser den Ogatay auf seinem Todbette zum Nachfolger ernennet hatte. Die Art, wie er die großen Armeen der Kins mit wenig Truppen schlug, erwarb ihm unter seinem Volke und unter den Chinesern große Hochachtung. Eine nicht geringe Bescheidenheit erhob den Glanz so vieler schönen Eigenschaften noch mehr. Er war dem Kayser, seinem Bruder, jederzeit unverbrüchlich zugethan, dem er auch bey allen Gelegenheiten mit eben so vielem Eifer als Treue Dienste leistete. Dieser Prinz starb in einem Alter von vierzig Jahren.

Die Mongous schlossen ein Bündniß mit den Chinesern, welche sich anheischig machten, Truppen gegen die Kins, ihre alten Feinde, herzugeben. Diese letztern befanden sich damals in der traurigsten Verfassung. Die Stadt Pienking, als die Hauptstadt ihres Reichs, sollte belagert werden, und hatte an allem Mangel, was zur Vertheidigung nöthig war. Ein Mandarin that den Vorschlag, daß man den Soupoutay, den General der Mongous, angreifen sollte, und zeigte, daß bey gegenwärtigen Umständen eine Schlacht das Schicksal des Reichs entscheiden müsse. Dieser Vorschlag wurde verworfen, und man beschloß, eine Belagerung auszuhalten. Der Kayser ernannte selbst die Officiere, die im Platze commandiren sollten, und suchte sie durch allerhand nachdrückliche Vorstellungen zu einer tapfern Vertheidigung ihres Vaterlandes aufzumuntern. Er erklärte hierauf, daß er sich an

die

die Spitze einer Armee stellen, und den Feind selbst angreifen wolle. Diesem gefaßten Entschlusse zu Folge verlies er die Stadt, und lagerte sich bey Tchangyven. Ein Theil seiner Truppen wurde von den Mongous völlig geschlagen, und diese setzten sich hierauf sogleich in Marsch, um die Hauptstadt zu belagern. Nachdem der Kayser diese traurige Nachricht erfahren hatte, gab er Befehl, daß die Kayserinnen und Königinnen Pienking verlassen, und sich an einen andern Ort, den er namhaft machte, begeben sollten. Diese Prinzeßinnen waren schon abgereist; aber die Ankunft des Generals der Mongous nöthigte sie, in die Stadt zurück zu kehren.

Tsouyli, einer von den Commandanten des Platzes, der sich vorgesetzt hatte, ihn den Feinden in die Hände zu liefern, gieng zu den Ministern, und fragte, was für ein Entschluß wohl der beste sey, zu einer Zeit, da der Kayser die Hauptstadt verließe, und auch seine Familie aus derselben ziehen wolle. Man antwortete ihm, daß man fechten, und sich großmüthig für seinen Prinzen aufopfern müsse. „Das wäre gut, „ versetzte er, „wenn man dadurch dem Uebel ab„helfen könnte.„ Mit diesen Worten gieng er wieder weg. Dieser Verräther lies kurze Zeit darauf, mit Hülfe einiger Officiere von seiner Partey, den Ministern, und zehn der vornehmsten Herren am Hofe die Köpfe abschlagen, unter dem Vorwande, daß die Wohlfarth des Volks es erfodert habe. Er begab sich sodann

in den Pallast, und zwang die Kayserinn Mutter, einen Prinzen zum Reichsregenten zu erklären, den er selbst ernannte. Er nahm sich selbst die Würde eines Premierministers und Generals der Truppen. Die wichtigsten Bedienungen wurden seinen Brüdern, und andern Personen, die es mit seiner Verrätherey hielten, gegeben. Als er sich im Stande glaubte, alles auszuführen, was er unternehmen würde, übergab er die Stadt den Feinden, nachdem er erst unermeßliche Reichthümer zusammen geschleppt hatte. Soupoutay, der General der Mongous, zog in die Stadt ein, und lies alle ums Leben bringen, die von kayserlichem Geblüte waren. Er war Willens, gar keinen Einwohner zu verschonen; aber der Kayser Ogatay widersetzte sich diesem barbarischen Entschlusse, und rettete vielen tausenden das Leben. Die Mongous plünderten das Haus des ungetreuen Tsouyli, und nahmen alle seine Schätze weg; so daß er das Unglück hatte, ein Bösewicht gewesen zu seyn, ohne den geringsten Vortheil davon zu haben.

Nach Christi Geburt, 1223.

Der Kayser der Kins fand unter seinen eigenen Unterthanen grausame Feinde. Er hatte einen General, Namens Poutchakoen, der erst nur ein gemeiner Soldat gewesen war, und den seine Erhebung und die Widerwärtigkeiten seines Herrn äußerst unverschämt gemacht hatten. Dieser Mann trieb seine Verwegenheit so

weit,

weit, daß er den Kayser in seinem Pallaste einsperrte. „Ich sehe wohl,„ sagte der unglückliche Monarch, „daß die Dynastien nicht immer „dauern, und daß die Könige, so wie andere „Menschen, verbunden sind, einen Tribut dem „Tode zu bezahlen. Meine größte Betrübniß ist, „daß ich die nicht gekannt habe, deren ich mich „bedienen wollen, und daß ich mir so unanständig „von einem Sklaven muß begegnen lassen, „den ich mit Wohlthaten überschüttet habe.„ Diese Worte, die mit Thränen begleitet waren, erweichten das Herz der Bedienten des Prinzen. Drey derselben setzten sich vor, ihren Herrn zu rächen. Man beredete sich, den Poutchakoen zu ermorden, wenn er in den Saal gehen würde, in welchem der Kayser eingesperrt war. So bald der General sich an der Thüre desselben sehen lies, bekam er einen Säbelhieb. Der Kayser selbst stach mit dem Degen nach ihm. Poutchakoen wollte, seiner empfangenen Wunden ohngeachtet, entfliehen; aber er wurde verfolgt, und noch mit vielen Stichen über den Haufen gestoßen. Die Truppen griffen darüber zu den Waffen; aber der Kayser fand Mittel sie zu besänftigen, indem er ihnen von allem Rechenschaft gab, was im Pallaste vorgegangen war.

Die Mongous belagerten die Stadt Loyang. Der Commandant dieses Platzes lies es sich ungemein angelegen seyn, denselben zu vertheidigen. Als er sahe, daß er sich nicht mehr halten konnte, nahm er einen Trupp der

tapfersten Soldaten, und beschloß sich durchzuschlagen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Er that einen Ausfall, wurde aber sogleich von den Feinden umringt. Man führte ihn vor den General der Mongous, welcher ihm befahl, sich mit dem Gesichte nach Norden zu wenden, und eine Kniebeugung zu machen, um dadurch seine Ehrerbietung gegen den Kayser Ogatay zu erkennen zu geben. Vergebens versprach man ihm die vornehmsten militarischen Würden; er wollte sich nie zu dem bequemen, was man von ihm verlangte. Man nahm ihn mit Gewalt, und kehrte ihn mit dem Gesichte nach Norden; er aber wandte sich sogleich wieder nach Süden um, seinen Herrn, den Kayser der Kins, zu salutiren. Diese Hartnäckigkeit, welche Lobsprüche verdient hätte, zog ihm den Tod zu.

Nachdem die Armee der Mongous sich mit der chinesischen vereinigt hatte, belagerte sie Juningfou, einen wichtigen Platz, in welchen sich der Kayser der Kins geworfen hatte. Die Besatzung vertheidigte sich mit außerordentlicher Herzhaftigkeit, und man sahe sogar Weiber die Verrichtungen gemeiner Soldaten auf sich nehmen. Da der Kayser nun sahe, daß die Stadt nicht lange mehr widerstehen könnte, sagte er zu einigen Herren, die sich um seine Person befanden: „Ich regiere seit zehn Jahren, und kann „mir nicht vorwerfen große Fehler begangen zu „haben. Ich fürchte mich keinesweges vor dem „Tode. Ich sehe, daß die meisten Dynastien „entwe-

„entweder unter grausamen und geizigen, oder
„unzüchtigen und dem Trunke ergebenen Prinzen
„zu Grunde gegangen sind. Ihr wisset, daß
„ich in diese Klassen nicht gehöre, und doch endigt
„sich mit mir die Dynastie der Kins. Dieses
„ist es, was mich betrübt macht. Die Prinzen,
„die ihre Kronen auf andere Häupter übergehen
„sahen, sind entweder zu Gefangenen gemacht,
„oder sonst auf eine unanständige Art behandelt
„worden. Ich meines Orts fürchte nicht, daß
„mir dergleichen begegne; denn ich weis Mit-
„tel, die mich der Schande entreißen können.„
Nachdem er dieß geredet hatte, theilte er alle sei-
ne Kostbarkeiten aus, legte den königlichen
Schmuck ab, zog ein gemeines Kleid an, bat
seine besten Truppen, ihm zu folgen, zog durch
eins der Stadtthore hinaus, und gab sich unge-
meine Mühe, durchzukommen, oder mit den
Waffen in der Hand zu sterben. Er konnte
aber diesen Zweck nicht erreichen, sondern wurde
wieder in die Stadt zurück getrieben. Dieser
Prinz lies hierauf die meisten Pferde tödten, um die
Besatzung nicht Hungers sterben zu lassen, welche
schon so weit gebracht war, daß sie die Gefange-
nen, oder die an ihren Wunden gestorbenen Bles-
sirten aufzehren mußte.

Ob gleich die Stadt nur von ausgehungerten
Soldaten vertheidigt wurde, so ersetzte doch der
Muth, was an Kräften fehlte, und die Bela-
gerten schlugen mehr als einmal den Feind zu-
rück, welcher Sturm laufen wollte. Cheousu
sahe, des tapfern Widerstandes seiner Truppen

ungeachtet, wohl, daß sich die Stadt nicht lange halten würde. Er beschloß demnach die Krone zum Besten eines Prinzen von seinem Hause, Namens Tchenglin, niederzulegen. Dieser schlug anfänglich die kayserliche Würde aus. Konnte man ihm auch wohl ein gefährlicher Geschenk machen? Indeß nahm er sie hernach doch nach vielem Bitten an. Während daß man die Krönungsceremonie mit ihm vornahm, erstiegen die Feinde die Mauern, und drangen in die Stadt ein, wo die Soldaten der Besatzung den Rest eines schon halb verzehrten Lebens noch theuer genug verkauften. Da Cheousu sahe, daß alles ohne Rettung verlohren sey, begab er sich in ein Haus, das er mit brennbaren Materien umgeben lies, welche er sogleich anzuzünden befahl, als er todt seyn würde. Er brachte sich hierauf selbst um, und wurde von den Flammen verzehrt. Der Commandant der Stadt, der sich noch als ein Verzweifelter wehrte, hatte kaum das tragische Ende seines Herrn vernommen, als er von seinen Officieren Abschied nahm, und sich in den Fluß stürzte. Fünf hundert Soldaten folgten dem Beyspiele ihres Commandanten. Tchenglin überlebte seinen Vorgänger nicht lange. Er wurde in einem Tumulte ums Leben gebracht, und die Dynastie der Kins nahm auf diese Weise ihr Ende.

Die Mongous und Chineser geriethen bald darauf wegen der Theilung ihrer Eroberungen in Streit, und diese Uneinigkeit gab zu blutigen Kriegen Anlaß.

Ogatay

Ogatay, der den Ruhm gehabt hatte, das Reich der Kins zu zerstöhren, starb in einem Alter von sechs und funfzig Jahren, nachdem er dreyzehn Jahre regiert hatte.* Dieser Prinz besas viel Tapferkeit, Klugheit, Hoheit der Seele und Redlichkeit. Diese letzte Eigenschaft ist unter den Königen selten. Er hatte in den beschwerlichen Beschäftigungen der Regierung einen klugen Minister zum Gehülfen, der ihm die besten Anschläge von der Welt gab, und nie die Niederträchtigkeit hatte, den Fehlern seines Herrn zu schmeicheln. Yelu hieß dieser getreue und eifrige Unterthan. Er war unter der Regierung des Gentchiskan Minister geworden, und dachte nur auf Mittel, die Regierung dieses Prinzen glorreich zu machen. Er suchte sowohl ihm als allen Mongous einen Abscheu vor Plündern und Morden, eine Liebe zum Volke, einen Geschmack an den Wissenschaften, und Lust zur Regierung beyzubringen. Man kann nicht glauben, was er sich für Mühe gab, die Sitten und den Character seiner Nation zu verbessern. Er muß als ihr Gesetzgeber angesehen werden. Man kann sagen, daß er alle Eigenschaften in sich vereinigte, welche den großen Minister ausmachen: eine unbewegliche Standhaftigkeit, eine außerordentliche Gegenwart des Geistes, eine ungemeine Vorsicht in Ansehung der Subjecte, die er zu Staatsgeschäften brauchen wollte, und eine bewundernswürdige Klugheit, wenn den Bedürfnissen des Staats abgeholfen werden mußte. Sein Eifer für den Prinzen, dem er

diente, war von allem Eigennutze frey, und er opferte selbst seinen persönlichen Vortheil den Vortheilen des Vaterlandes auf. Er bezeigte, während seines ganzen Ministeriums, viel Eifer für die Ausbreitung der Wissenschaften. Er legte öffentliche Schulen an, und lies sich nichts so sehr angelegen seyn, als die Mongous aus der Barbarey zu ziehen, in welcher sie stacken. Ihre Wildheit und Unwissenheit legten der Ausführung der nützlichen Projecte, welche dieser kluge Reformator machte, große Hindernisse in den Weg. Er schaffte die Gewohnheit ab, nach welcher zu einer gewissen Zeit die schönsten Mägdchen in den Pallast des Kaysers geliefert wurden. Yelu hatte zu große Verdienste, um den Pfeilen des Neides nicht ausgesetzt zu seyn. Einige Hofleute beschuldigten ihn, daß er während seines Amtes unermeßliche Schätze zusammen gescharrt habe, und thaten den Vorschlag, daß man wegen seiner Güter eine genaue Untersuchung anstellen solle. Diese Untersuchung machte sie alle schamroth. Man fand anstatt des Geldes beym Yelu eine Menge eigenhändig geschriebener Bücher über die Historie, über die Astronomie, den Ackerbau, die Handlung, die Regierung, und eine Menge seltener Dinge, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte, in der Absicht, seinen Verstand dadurch vollkommener zu machen. Die Geschichte hat den Tugenden und großen Talenten dieses vortreflichen Mannes Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Mongous machen ihm noch heutiges Tages die prächtigsten Lobsprü-

Lobsprüche. Glücklich sind die Könige, die solche Minister haben! Das einzige, was man am Yelu tadeln könnte, ist, daß er gegen eine Art der Ungnade, die er nach dem Tode des Kaysers Ogatay erfuhr, zu empfindlich war. Er betrübte sich so darüber, da er sich nichts mehr gelten sahe, daß er in einem Alter von fünf und funfzig Jahren starb. Hätte er es nicht vielmehr für ein Glück ansehen sollen, daß er die Süßigkeiten der Ruhe genüßen konnte, nachdem er die schönsten Tage seines Lebens zum Heil seiner Mitbürger angewandt hatte? Es müssen doch Stellen, die mit einem vorzüglichen Ansehen verknüpft sind, sehr verführerische Reize haben, weil man sie nicht ohne Bedauern verläßt, so viel Sorge und Unruhe sie uns auch insgemein verursachen.

Nach dem Tode des Ogatay ward Toliekona, die Witwe dieses Prinzen, Regentinn vom Reiche. Sie wußte die Großen auf ihre Seite zu ziehen, und herrschte mit einer unumschränkten Gewalt. Diese herrschsüchtige Prinzeßinn brachte es so weit, daß ihr Sohn Koueyyeou, an die Stelle des Cheliemen, auf den Thron gesetzt wurde, welchen letztern Ogatay zu seinem Nachfolger ernennt hatte. Die Bonzen standen unter der Regierung des neuen Monarchen in großem Ansehen bey Hofe. Man siehet, daß in allen Ländern die Priester sich sehr um die Gunst der Könige bewerben, und daß sie mit den Angelegenheiten ihres Glücks immer

mehr beschäftigt sind, als mit den Angelegenheiten der Religion.

Die Chineser verlohren den General Mengkong, welcher eine der festesten Stützen ihres Reichs war. Eine ununterbrochene Reihe von Siegen über die Mongous, eine gänzliche Entfernung von allen Wollüsten, eine große Verachtung gegen die Reichthümer, viel Grosmuth gegen die Soldaten, eine vollkommene Kenntniß der Oerter, wo er Krieg führte, die von einer ungemeinen Unerschrockenheit und Hurtigkeit unterstützt wurde: alle diese Eigenschaften verschafften ihm einen großen Ruhm unter den Chinesern und unter den Tartarn.

Die Regierung des Koueyyeou ist nicht sehr reich an merkwürdigen Begebenheiten. Man weis blos, daß er die Coreer anhielt, einen Tribut zu bezahlen, der ihm von den Mongous war aufgelegt worden. Er hatte den Mengko, einen Sohn des Toley, von dem wir im vorigen geredet haben, zum Nachfolger; einen Prinzen, der viel Verstand und Herzhaftigkeit besaß. Einige Zeit nach seiner Gelangung zum Throne, machte man eine Verschwörung gegen ihn, welche entdeckt wurde, und allen das Leben kostete, die sich in dieselbe eingelassen hatten. Houpilay, der Bruder des Kaysers, bekam eine ansehnliche Bedienung. Dieser Prinz hatte stets viel Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen chinesischen Herrn, Namens Yaochou, bezeigt, dem er alle Einsichten zu danken hatte, die er be-

saß.

saß. Der Chineser, von dem ich rede, wurde für einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit gehalten. Er verband mit einer weitläuftigen Gelehrsamkeit alle Eigenschaften eines rechtschaffenen Mannes. Houpilay lies ihn zu sich kommen, als er von der Regierung Besitz nahm, um sich der Einsichten und Rathgebungen dieses tugendhaften Philosophen zu bedienen. Yaochou überreichte gleich anfänglich dem Prinzen ein Buch über die gute Regierung, in welchem er ausführlich abhandelte: wie sich Houpilay gegen die Chineser, die Tartarn, die Truppen, die Herren seines Hofes und die Prinzen vom Geblüte verhalten sollte. Der Bruder des Kaysers sahe bald ein, daß ein solcher Mann zu ganz andern Dingen zu gebrauchen sey, als von den Wissenschaften der Chineser zu reden, und beschloß nichts ohne die Genehmigung und ohne die Leitung dieses weisen Führers zu thun. Yaochou, der es für die rühmlichste Beschäfftigung hielt, ein Herz zu bilden, das so fähig war guten Unterricht anzunehmen, gab dem Prinzen eine in chinesischer Sprache verfaßte Schrift in die Hände, deren Hauptinnhalt folgende Lehren betraf: Prinz, fürchte und ehre den Himmel; liebe das Volk; verehre rechtschaffene Leute; studire die Wissenschaften, die sich für einen Prinzen und Heerführer schicken; liebe die Personen, die zu deinem Hause gehören; gehe gern mit Tugendhaften um; suche mit deinem Herzen in Ordnung zu kommen; jage die

Schmeich-

Schmeichler und Heuchler von dir weg. Weiter rieth Yaochou dem Prinzen, sich nur mit dem Kriege zu beschäftigen, seine Truppen immer bey gutem Muthe zu erhalten, und alles übrige den Mandarinen zu überlassen, die vom Kayser ernennt würden. Man wird in der Folge sehen, was diese Lectionen für Wirkungen hervorbrachten. Mengko wußte, daß verschiedene Prinzen noch damit umgiengen, den Cheliemen auf den Thron zu setzen; da er sich nun nicht verdrängen lassen wollte, griff er zu allerhand grausamen Mitteln. Einige der Widriggesinnten wurden ins Elend geschickt. Den Prinzen Cheliemen legte man in Ketten, und sperrte ihn in einer Festung ein. Seine Mutter wurde zum Tode verdammt, so wie auch die Wittwe des letzten Kaysers, Koueyyeou. Man beschuldigte diese beyden Prinzeßinnen, daß sie sich der Zauberey bedient hätten, um die Krone auf das Haupt des Cheliemen zu bringen. Das Todesurtheil wurde vollzogen. Wenn man voraussetzt, daß die Beherrscher der Mongous das Recht hatten, sich einen Nachfolger zu ernennen, so war Cheliemen nicht strafbar, da er versucht hatte auf den Thron zu steigen; Mengko mußte vielmehr als ein Tyrann und unrechtmäßiger Besitzer desselben angesehen werden. Aber das Recht der Erbfolge war eine sehr zweydeutige Sache unter Barbaren, welche seit kurzem ein neues Reich gestiftet hatten.

Der

Der Kayser Mengko zog sich, seines unrechtmäßigen Besitzes ungeachtet, die Liebe des Volks zu, indem er sehr dafür sorgte, daß die Truppen auf dem Lande und in den Feldern keinen Schaden thaten. Er war über diesen Punct unerbittlich, und strafte seinen eigenen Sohn sehr hart, als dieser eines Tages auf der Jagd in den Feldern eines Bauern Schaden angerichtet hatte. Dieser Monarch residirte in einer Stadt, welche Holin hieß. Da dieser Ort ihm zu allgemeinen Versammlungen nicht gelegen genug schien, so beschloß er, seine Residenz an einen andern Ort zu verlegen. Man suchte einen gelegenen Platz aus, bauete eine große Stadt, einen kayserlichen Pallast, Häuser, Tempel und Gerichtshöfe dahin. Man umschloß diese Stadt mit hohen und dicken Mauern, und gab ihr den Namen Caipingfou. Sie war in kurzer Zeit mit Einwohnern angefüllt. Mengko machte sodann Anstalten, die Chineser von allen Seiten anzugreifen.

Wir haben gesehen, wie sich Houpilay in der ihm zugetheilten Provinz aufführte. Man fand etwas verfängliches in der sanftmüthigen Art, womit er regierte, und hatte ihn wegen ehrgeiziger Absichten im Verdachte. Der Kayser fieng damit an, daß er ihm die Statthalterschaft nahm, und einige Generale caßirte, von denen man wußte, daß sie dem Houpilay sehr ergeben waren. Er ernannte hierauf einige andere Officiere, die an der Stelle dieses Prinzen die Statthalterschaft führen sollten, und Mandarinen,

um

um allen denen den Proceß zu machen, welche überführt würden, daß sie die Absichten des vermeynten Verbrechers begünstigt hätten. Diese Richter begaben sich in die Stadt Siganfou, und machten Anstalten, den Befehlen des Kaysers nachzukommen. Dieser unvermuthete Unfall brachte den Houpilay aus seiner Fassung. Er griff in der ersten Hitze sogleich zu den Waffen, um sich an denen zu rächen, die ihm einen solchen Verdruß zugezogen hatten. Indeß wollte er doch auch nichts unternehmen, ohne erst den weisen Yaochou um Rath gefragt zu haben. Dieser rieth ihm, ohne Zeitverlust abzureisen, sich dem Kayser zu Füßen zu werfen, und ihm seine Weiber, Kebsweiber, Kinder, und alles, was er an Gold, Silber und Edelsteinen besäße, anzubieten. Houpilay folgte diesem Rathe, und begab sich an den Hof ohne Gefolge, und in der Gestalt eines Missethäters. Dieser Anblick rührte den Kayser, und weckte die Zärtlichkeit wieder auf, die er stets gegen seinen Bruder gehabt hatte. Er umarmete den Houpilay zu verschiedenen malen, vergoß häufige Thränen, widerrief alle Befehle, die er zum Nachtheile dieses Prinzen gegeben hatte, und trug ihm die Belagerung eines der wichtigsten Plätze in China auf.

Der Kayser hatte mit einem ansehnlichen Corps gleichfalls einige Unternehmungen vor; aber er starb während derselben. Houpilay belagerte damals die Stadt Voutchongfou, und setzte ihr scharf zu. Die Chineser, die diesen Platz nicht gern verlieren wollten, schickten

ihm

ihm eine zahlreiche Arme zu Hülfe, welche vom Kiaſſetao angeführt wurde. Dieſer Mann, der zu den höchſten Würden des Reichs erhoben wurde, hatte faſt keins von den Talenten, die zu den Aemtern erfodert werden, womit man ihn beehrte. Er wurde von den Truppen wenig geachtet, und noch weniger geliebt. Beſonders wollten die Officiere ſich nichts von einem eitlen und unerfahrnen Manne befehlen laſſen; einige trieben ſogar öffentlich mit der Tapferkeit und Geſchicklichkeit des Generals ihr Geſpötte. Kiaſſetao war außerdem ein rachgieriger Mann, begegnete öfters ohne Urſache verdienten Officieren übel, und ſahe in Austheilung der Belohnungen gar nicht auf die Verdienſte. Dieſer feige General, der das Herz nicht hatte, die Tartarn zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, verſprach, im Namen ſeines Herrn, alle Jahre eine Million an Silber und eben ſo viel an Seide, unter dem Titel eines Tributs zu bezahlen. Houpilay, der nach der Tartarey zurück eilen mußte, um ſich zum Kayſer ausrufen zu laſſen, nahm dieſe Bedingungen an, und man ſetzte die Grenzen beyder Reiche feſt. Kiaſſetao verheelte vor ſeinem Herrn den ſchimpflichen Tractat, den er geſchloſſen hatte, ſorgfältig, und breitete aus, er habe die Mongous gezwungen, nach ihrem Lande zurück zu kehren. Hiuliehou, dem der Kayſer, ſein Bruder, gleichfalls den Krieg in einigen chineſiſchen Provinzen aufgetragen hatte, kam nicht eher nach der Tar-

taren zurück, als bis er wichtige Eroberungen gemacht hatte.

Nachdem Houpilay den Tractat mit dem Generale der Chineser geschlossen hatte, begab er sich in seine Hauptstadt, wo er zum Kayser ausgerufen wurde. Dieser Prinz wollte alle die von seinen Unterthanen selbst kennen lernen, die das meiste beytragen könnten, seine Regierung durch die Waffen, durch die Wissenschaften, durch die Handlung und durch die Künste berühmt zu machen. Er beschloß, sich aller Leute von Verdiensten zu bedienen, sie möchten von einer Nation oder von einer Religion seyn, von welcher sie wollten. Nichts war weiser, als die Verordnungen, die er wegen Verwaltung der Gerechtigkeit machte; er schien, mit einem Worte, blos mit dem Glücke seiner Völker beschäfftigt. Sein Hof war mit gelehrten Leuten angefüllt. Er stiftete eine Academie, deren Mitglieder es nicht dabey bewenden ließen, daß sie sich mit einem eitlen Titel viel wußten. Sie legten sich auf nützliche Untersuchungen, und einigen von ihnen wurde aufgetragen, die Geschichte des Reichs zu schreiben. Houpilay gab allen chinesischen Gelehrten die Freyheit, welche in den vorigen Kriegen zu Sclaven waren gemacht worden. Die Prinzen verstehen sich auf ihren Ruhm sehr schlecht, wenn sie diejenigen nicht ihrer Wohlthaten würdigen, die allein die Geschicklichkeit haben, rühmliche Thaten unsterblich zu machen.

Houpilay,

Houpilay, welcher der Krone so würdig war, mußte, um sie zu erhalten, sich lange herumschlagen. Alipouco, einer von den Brüdern dieses Prinzen, wollte ihm das Reich streitig machen. Man brachte von einer und der andern Seite zahlreiche Armeen auf die Beine. Es fiel zwischen beyden Parteyen eine blutige Schlacht vor, und die Truppen des Rebellen wurden gänzlich geschlagen. Alipouco, der nicht gern in die Hände der Feinde fallen wollte, schlug sich durch, und zog sich in die Länder gegen Norden. Einige andere Herren, die auch einen Aufruhr anfangen wollten, waren damit nicht glücklicher.

Einer von den Fehlern des Kaysers war, daß er das Geld liebte, und die Minister am liebsten hatte, die ihm das meiste verschafften. Ahama, ein mahometanischer Herr, und Araber von Geburt, war einer von denenjenigen Männern, welche gern das Volk aufopfern, um sich ihrem Monarchen angenehm zu machen. Er schickte große Summen an den Kayser, und gab ihm dabey zu verstehen, daß es das Geld sey, welches er durch gute Wirthschaft erspart habe. Er hütete sich wohl zu sagen, daß es das Mark des Volks wäre, welches ihnen die Commissarien und Zollbedienten ausgepreßt; Leute, die öfters nicht viel von Ehre wissen, und die man als öffentliche Räuber ansehen kann.

Der weise Yaochou, von dem ich mehr als einmal geredet habe, wurde zur Würde des Premierministers erhaben. Er rieth seinem Herrn, in allen Provinzen seines weitläuftigen Reichs

Schulen anzulegen, um die Jugend zu den Wissenschaften, zu guten Künsten und Sitten anzuführen. Die Tartarn stacken in der tiefsten Unwissenheit. Sie wußten weiter nichts als die Waffen zu führen, und ihre ganze Gelehrsamkeit schränkte sich auf einige Kenntniß der Pferde ein. Der Kayser versprach, daß er auf die vortheilhaften Einrichtungen, die man ihm vorschlüge, bedacht seyn wolle, und machte damit den Anfang, daß er für die gute Erziehung seiner Kinder sorgte.

Man weis, wie weit die Chineser die Sorgfalt und die Ehrerbietung gegen das Begräbniß und das Andenken ihrer Vorfahren treiben. Es gehet fast kein Tag vorbey, wo sie nicht zur Ehre der Abgestorbenen von ihrer Familie einige Ceremonien vornehmen. Die Monarchen selbst sind von dieser Pflicht nicht frey, und können dieselbe nicht unterlassen, ohne sich verhaßt zu machen. Die Beobachtung dieser äußerlichen Ceremonien ist eine Staatssache, und einer der vornehmsten Puncte der Regierung. Houpilay, dem diese Gewohnheit der Chineser vernünftig und den Gesinnungen der Menschlichkeit gemäß schien, lies einen prächtigen Pallast bauen, worinne er seinen Vorfahren die Ehre erzeigen wollte, die er ihnen nach dem Tode schuldig zu seyn glaubte.

Alipouco kam mit den Prinzen und Herren seiner Partey, warf sich dem Kayser, seinem Bruder, zu Fuße, und bat wegen des Aufruhrs um Vergebung. Houpilay begnadigte ihn, und die andern Prinzen; er lies aber diejenigen

ums

ums Leben bringen, die sie verleitet hatten, die Waffen zu ergreifen. Ahama, dieser Unterdrücker des Volks, der den Leidenschaften seines Herrn so zu schmeicheln wußte, wurde zum Minister gemacht, und ihm eine Sache aufgetragen, von welcher er alle Vortheile einsahe. Man machte ihn nämlich zum Aufseher der Zölle und der Finanzen. Niemand verstand besser als er, die Unterthanen arm zu machen, um den Monarchen zu bereichern. Man siehet hieraus, daß bisweilen die besten Prinzen ihr Vertrauen Männern schenken, die ein wahrer Schandfleck des menschlichen Geschlechts sind.

Hiuheng, ein Minister, der sehr geschätzt wurde, ärgerte sich so sehr darüber, daß er den ungerechtesten Mann im ganzen Reiche als Oberaufseher des Finanzwesens sehen sollte, daß er sich entschloß, den Hof zu verlassen, und sich blos mit Studiren zu beschäftigen; aber wenn auch alle rechtschaffene Bürger über den Abschied des Hiuheng sehr betrübt waren, so hatten sie doch Ursache sich zu trösten, da sie den Gantong an seine Stelle kommen sahen. Obgleich dieser junge Herr erst ein und zwanzig Jahre alt war, so machten doch seine Klugheit und Geschicklichkeit ihn zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung. Die erfahrensten Generale schlugen ihn zum Generalißimus der Truppen vor, und die Großen des Reichs riethen dem Kayser, ihm die Aufsicht über alle Staatsgeschäfte zu geben. Selbst die, die man für die Gelehrtesten unter den Gelehrten hielt, fanden in seinen Gesprä-

chen noch etwas zu lernen. Seine hohe Geburt, seine Redlichkeit, seine edle Mine, seine Bescheidenheit verschaften ihm die Hochachtung und die Liebe aller Hofleute. Man gab ihm in seinem Amte einen tartarischen Herrn, Namens Peyen, zum Gehülfen, welcher ebenfalls im Kriege sowohl, als in Staatsgeschäften ein großer Mann war.

Der Friede zwischen den Chinesern und Mongous war bald gebrochen worden. Diese belagerten die Städte Fantching und Siangyang. Der Angriff war eben so lebhaft als der Widerstand. Die Belagerer bedienten sich gewisser Maschinen, welche Steine von 150 Pfund schleuderten, und Löcher von sieben bis acht Fuß in die dickſten Mauern machten. Die Stadt Fantching wurde mit Sturme erobert, nachdem sie sich herzhaft vertheidigt hatte. Nieoufou, welcher darinne commandirte, und sich ohngefähr hundert recht herzhafte Soldaten ausgelesen hatte, wehrte sich von Gasse zu Gasse, und tödtete eine große Anzahl Feinde. Voll von Wuth und Verzweiflung steckte er selbst die Häuser in Brand, damit die herabfallenden brennenden Balken diejenigen, die ihn verfolgten, erschlagen, und die Gassen sperren sollten. Von einer Menge Pfeilen durchschossen, stürzte er sich endlich mitten in die Flamme. Alle Officiere und Soldaten, die ihn begleiteten, folgten seinem Beyspiele. Der Commandant zu Siangyang hielt es dagegen für besser, die Stadt zu übergeben, als sie mit Sturm erobern zu lassen.

Der

Der Kayser der Mongous, der durch das Glück noch muthiger gemacht wurde, beschloß den Krieg fortzusetzen, ob er gleich Ursachen hatte, nach der Tartarey zurück zu kehren, um den Aufwiegelungen einiger Prinzen von seiner Familie zuvor zu kommen. Er gab das Commando seiner Truppen dem Peyen, von dem ich schon geredet habe, und er hatte Ursache, mit dieser Wahl zufrieden zu seyn. Der neue General belagerte verschiedene wichtige Plätze, und hatte das Glück, daß ihm seine Unternehmungen gelangen. Er hatte zwar den größten Theil seines Glücks dem schlechten Verhalten der chinesischen Generale zu danken, wenigstens eben so viel als seiner Tapferkeit und Klugheit. Einige seiner Feinde zeigten selbst in ihrer Niederlage noch eine große Seele. Der Commandant zu Tchitcheou, der die Unmöglichkeit vor Augen sahe, diesen Platz zu vertheidigen, erklärte sich gegen seine Frau, daß er sich nicht entschließen könne, weder dem Kayser, seinem Herrn, ungetreu zu seyn, noch die Stadt in den Händen der Feinde zu sehen. Nach dieser Erklärung brachte er sich selbst ums Leben, und seine Gemahlinn that ein gleiches. Bey der Belagerung eines andern Platzes gieng ein Officier, Namens Miyeou, den Feinden entgegen, und rief, daß er käme mit ihnen zu streiten. Er fiel hierauf die Tartarn an, wurde aber bald von allen Seiten umringt. Dieser tapfere Chineser bekam vier Pfeilschüsse und drey Lanzenstiche. Seine Wunden aber munterten ihn nur noch mehr auf. Er ergriff

einen Säbel, und schlug alles zu Boden, was ihm in den Weg kam. Während daß er sich auf einer kleinen Brücke vertheidigte, brach eine Pfoste unter seinen Füßen. Dieser Zufall lieferte ihn in die Hände der Feinde. Vergebens baten ihn die Tartarn, welche seinen Muth bewunderten, daß er Dienste unter ihnen nehmen sollte, und boten ihm die ansehnlichsten Würden an. Er lies sich auskleiden, und verlangte, daß man ihm das Leben nehmen sollte. Sein Sohn warf sich ihm zu Füßen, und sagte mit Thränen in den Augen zu ihm: „Mein Vater, was soll ich „aber nach deinem Tode anfangen?„ Miyeou umarmte ihn, und antwortete in einem gesetzten Tone: „Mein Sohn, du darfst dich nur auf der „Gasse sehen lassen, so ist niemand, der dir nicht „beystünde, wenn man weis, daß du der Sohn „des Miyeou bist.„

Der vornehmste Urheber alles Schadens, den die Chineser in diesem Kriege erlitten, war der Minister Kiassetao, welcher, wie ich gesagt habe, seine Nation durch einen sehr demüthigenden Tractat verunehrt hatte, und welcher die Truppen commandiren wollte, ob er gleich weder Geschick noch Muth dazu hatte. Ein schlechter Minister kann bisweilen die größten Monarchien ins Unglück bringen. Es gab Mandarinen, welche lieber den Staat untergehen sehen, als dem Kiassetao gehorsam seyn wollten. Ein chinesischer Herr, als er gehört hatte, daß dieser General bey einer gewissen Gelegenheit schimpflich die Flucht ergriffen habe, gab allen seinen

Freun-

Freunden und Anverwandten ein großes Gastgebot. Er schrieb hierauf an die Prinzen vom Geblüte, und an die vornehmsten Minister sehr anzügliche Briefe gegen den Kiassetao, und nachdem er auf diese Weise seine Bosheit ausgelassen, brachte er sich selbst ums Leben. Man nahm die Verwaltung der Staatsgeschäffte einem Manne, der das Reich vollends zum Untergange gebracht hätte, wenn er länger am Ruder geblieben wäre; und durch ein öffentliches Edict foderte man die Mandarinen, die vornehmen Herren im Reiche, die Officiere und die reichen Leute auf, dem Staate bey so traurigen Umständen zu Hülfe zu kommen.

Die Chineser, die durch so mannichfaltigen Verlust ziemlich niedergeschlagen waren, schickten einen Deputirten an den General der Mongous, und baten um Friede. Dieser Deputirte suchte anfänglich seine Nation zu rechtfertigen, und setzte weinend hinzu: der Kayser, sein Herr, wäre noch in der Trauer, und in einem solchen Alter, daß er nicht regieren könne p). Peyen hielt dem Deputirten die Treulosigkeit der Chineser

p) Dieser junge Kayser hieß Kongtsong. Er war der sechzehnte Kayser von der Dynastie der Song. Seine Grosmutter war Regentinn des Reichs. Unter der Regierung des Vorfahrers dieses Kongtsongs geschahe es, daß Marco Paolo, ein venetianischer Edelmann, nach China reisete, und von diesem Reiche Nachrichten bekannt machte, die man nicht ohne große Mühe in Europa glauben konnte.

ser in Beobachtung der Tractaten, und den Mord vor, dessen sie sich in Ansehung der Gesandten, die man an sie geschickt, schuldig gemacht hatten. „Was die Jugend eures Herrn „anbetrift,„ setzte er hinzu, „müßt ihr wissen, „daß ehemals eure Dynastie einem Prinzen die „Krone raubte, der beynahe in eben dem Alter „war als euer Herr. Heute nimmt der Himmel „das Reich einem Kinde, um es einem Regen„ten zu geben. Es ist darinne nichts, worüber „ihr euch wundern könnet.„ Mit dieser Antwort wurde der chinesische Deputirte wieder fortgeschickt.

Der Kayser von China erbot sich den Mongous einen Tribut zu bezahlen; dieses Anerbieten wurde aber nicht angenommen. Einer der tartarischen Generale betrieb die Belagerung einer Stadt, Tchangcha genannt, sehr eifrig. Die Officiere sprachen vom Uebergeben; aber der Commandant, Namens Lifou, erklärte sich, daß er denjenigen niederstoßen wolle, der diese Sprache führen würde. Ein Mandarin, der alles für verlohren hielt, stürzte sich mit seinen Kindern und Bedienten ins Feuer. Lifou rief einem seiner Officiere, und sagte zu ihm: „Ich „sehe wohl, daß wir sterben müssen; ich will „aber nicht, daß die Personen, die zu meinem „Hause gehören, durch Sclaverey beschimpft „werden. Wenn du sie alle wirst getödtet ha„ben, so tödte mich.„ Der Officier warf sich dem Commandanten zu Füßen, und erklärte ihm, daß er sich nicht entschlüßen könne, ihm einen so trauri-

traurigen Dienst zu leisten. Lifou bat ihn so lange, daß er endlich darein willigte, und der Befehl vollzogen wurde. Man legte sodann Feuer an das Haus, worinnen diese tragische Scene vorgegangen war. Der Officier begab sich nach seinem Quartiere, und brachte sich gleichfalls um, nachdem er vorher seine Frau und Kinder ermordet hatte. Alle Mandarinen der Stadt, bis auf zween, brachten sich selbst ums Leben. Die meisten Einwohner folgten diesem Beyspiele: sie stürzten sich zum Theil in die Brunnen, welche dadurch ganz mit todten Körpern angefüllt wurden.

Die Chineser machten abermals einen Versuch, um den Frieden zu erhalten. Einer von ihren Abgesandten, Namens Ventiensiang, führte das Wort, und sagte zum General der Mongous: „Wenn das nordische Reich seine „Armee zurück ziehen, und als Nachbar mit dem „unsrigen Friede machen will, alsdann wird „man von dem Gelde und den Seidenwaaren „sprechen können, die man euch als einen Tribut „zu versprechen so schwach gewesen ist; wenn ihr „aber die Dynastie der Chineser zerstöhren wollet, so bedenket, daß wir noch weitläuftige Länder, feste Städte, Schiffe, Geld und Truppen haben. Ihr wisset außerdem, wie ungewiß das Kriegsglück sey.„ Peyen behielt diesen Abgesandten zurück, und befahl, daß man ihm alle Arten der Höflichkeit erweisen solle. Ventiensiang, da er die chinesischen Ueberläufer sahe, die sich unter der Armee der Mongous

befanden, warf ihnen dreust ihre Niederträchtigkeit und Untreue vor. Vergebens rieth man ihm, sich im Reden mehr zu mäßigen; anstatt die Sprache zu ändern, sagte er zu dem tartarischen Generale, daß es eine Verletzung des Völkerrechts sey, den Abgesandten eines gekrönten Haupts zurück zu halten.

Die Mongous hatten sich der Stadt Lingan bemächtigt, allwo der Hof des chinesischen Monarchen war. Sie zogen in diesen Platz sehr ruhig ein, und bezeigten gegen die ganze kayserliche Familie viel Ehrerbietung. Man kündigte aber dem jungen Kayser, und der Kayserinn, seiner Mutter, bald an, daß sie sich nach Tatou müßten bringen lassen, allwo damals der Kayser der Tartarn residirte. Die Kayserinn konnte sich der Thränen nicht enthalten, und sagte zu ihrem Sohne, indem sie ihn umarmte: „Ein siegender Monarch schenkt dir das „Leben; erweise ihm dafür die Ehrerbietung, die „du deinem Oberherrn schuldig bist.„ Der Kayser von China wendete sich mit dem Gesichte nach Norden, fiel nebst seiner Mutter auf die Knie; dann salutirten sie den Kayser Houpilay, indem sie neunmal mit dem Gesicht zur Erde niederfielen. Nachdem der junge Prinz durch diese demüthige Ceremonie seine Ehrerbietung gegen den tartarischen Kayser bezeugt hatte, setzte man ihn nebst seiner Mutter auf einen Wagen, und führte ihn nach Tatou ab.

Es war für alle Chineser ein sehr trauriger Anblick, da sie ihren Monarchen als einen Gefange-

fangenen wegführen sahen. Einer der Vornehmen am Hofe, der das Unglück seines Herrn nicht überleben wollte, stürzte sich nebst seiner ganzen Familie in einen Brunnen. Peyen gab Befehl, alles Gold, Silber, Edelsteine, und alle Kostbarkeiten des kayserlichen Pallastes wegzunehmen, und nach q) Tatou zu schaffen.

Verschiedene chinesische Officiere vergossen häufige Thränen, als sie erfuhren, daß ihr Kayser gefangen wäre weggeführt worden. Sie versammelten sich in großer Anzahl, und gelobten durch einen Eid, daß sie alles anwenden wollten, um ihren Prinzen zu befreyen, und an einen sichern Ort zu bringen. Sie ließen allenthalben Briefe herumlaufen, theilten ihr ganzes Geld an die muthigsten Soldaten aus, und brachten eine Armee von vierzig tausend Mann zusammen, welche sich sogleich in Marsch setzte, um den Kayser zu befreyen. Das Glück unterstützte ihre großmüthige Absicht nicht. Sie wurden von den Tartarn zurück geschlagen, und genöthigt, ihr Vorhaben aufzugeben. Verschiedene Prinzen von der kayserlichen Familie, die den Nachstellungen der Tartarn entgiengen, wurden in die Stadt Ouentcheou geführt. Eine Menge Mandarinen, Officiere und Soldaten begaben sich gleichfalls dahin, wählten anfänglich den Prinzen Yvang zum Generalißimus des Reichs, und riefen ihn bald hernach zum Kayser

aus.

q) Tatou ist das heutige Peking, die Hauptstadt des chinesischen Reichs.

aus. Er war der Bruder des weggeführten Kaysers, und erst neun Jahre alt. Er nahm den Namen Touantsong an.

Die Stadt Yantcheou wurde von den Tartarn belagert, welche vergebens alles anwandten, was Erfahrung, List und Gewalt ihnen an die Hand gaben, um sich von diesem Platze Meister zu machen. Alle Soldaten der Besatzung schienen geneigt, für ihren Herrn das Leben zu lassen. Blos durch Verrätherey gelangten die Tartarn endlich in Besitz dieses wichtigen Ortes. Sie bemächtigten sich hierauf der Provinz Fokien, so daß der neue Kayser genöthigt war, sich aufs Meer zu begeben, um ihren Nachstellungen zu entgehen. Er wäre beynahe in einem Sturme umgekommen, und fiel ins Wasser, aus welchem man ihn halb todt vor Schrecken wieder heraus zog. Dieser Prinz begab sich hernach auf eine kleine wüste Insel, wo er in einem Alter von eilf Jahren sein Leben und seine Unglücksfälle beschloß.

Die vornehmsten chinesischen Herren, die einen so langwierigen und unglücklichen Krieg überdrüßig waren, giengen darauf um, sich den Tartarn zu unterwerfen. Ein getreuer Mandarin sagte zu ihnen: „Wir haben noch einen Prinzen „vom Geblüte bey uns. Ehemals war ein Gebiete „von einer Meile, und eine Völkerschaft, aus fünfhundert Personen bestehend, für einen Regenten „genug. Wir haben indeß noch weitläuftige „Länder, und Millionen von Menschen übrig; „was fehlt uns demnach wohl zur Ausrufung ei-

„nes

„nes neuen Kaysers?„ Diese Rede machte allen Chinesern wieder Muth. Man lies den jungen Prinzen, der erst acht Jahre alt war, auf eine Erderhöhung treten; man fiel vor ihm auf die Knie, und rief ihn zum Kayser aus. Tiping, (das ist der Name des neuen Monarchen,) begab sich auf das Gebirge Yaichan, wo man einen Pallast für ihn, und Häuser für die Officiere und Soldaten bauete. Man begrub den Kayser Yvan auf diesem Gebirge. Die Mine der Traurigkeit, die über das Gesicht seines Nachfolgers verbreitet war, und die Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Sachen, machten, daß bey dieser kläglichen Ceremonie häufige Thränen vergossen wurden.

Ein Seetreffen entschied das Schicksal der chinesischen Monarchie. Als beyde Flotten sich einander genähert hatten, kam es zur Schlacht, und die Tartarn trugen den Sieg davon. Da der chinesische General alles verlohren sahe, lies er seine Gemahlinn, nebst seinen Kindern, ins Meer werfen, und sagte in einem gesetzten Tone zum jungen Kayser: „Prinz, beschimpfe deine „Familie nicht; stirb lieber als Monarch, ehe „du als ein Sclave eines fremden Volkes leben „wolltest.„ Nach diesen traurigen Worten umarmte er den Kayser mit Thränen, setzte ihn auf seine Schultern, und stürzte sich mit ihm ins Meer. Die meisten Mandarinen thaten eben dieses, um ihren Herrn nicht zu überleben. Es ist unglaublich, was für eine Menge Chineser auf diese Art umkamen. Man fand den Körper

des Kaysers, und begrub ihn mit allen Solennitäten, die unter gegenwärtigen Umständen möglich waren. Sobald die Kayserinn Mutter den Tod ihres Sohns vernommen hatte, stürzte sie sich ebenfalls, nebst allen Damen, die sie begleiteten, ins Meer. Der Commandant der chinesischen Flotte, der noch nicht allen Muth verlohren hatte, wollte mit einigen Schiffen, die ihm noch übrig waren, die Monarchie stützen, und sich in einen Hafen begeben, um zu sehen, ob er sich noch mit einigen Schiffen verstärken könne; aber ein heftiges Ungewitter verdarb ihm seine rühmlichen Projecte. Er stieg auf das Verdeck, rief den Himmel an, und stürzte sich in die See. Alle Officiere und Mandarinen ergaben sich nach seinem Tode an die Tartarn, und Houpilay sahe sich im ruhigen Besitze von China, das schon seit langer Zeit in verschiedene Monarchien getheilt gewesen war.

Die chinesische Nation, die seit vielen Jahrhunderten von ihren eingebohrnen Prinzen war beherrscht worden, sahe sich nun zum erstenmale einer auswärtigen Macht unterworfen. Es verlohr diese Nation aber mit der Veränderung ihres Herrn gar nichts. Houpilay, der nunmehr den Namen Chitsou annahm, gewann bald das Herz seiner neuen Unterthanen durch seine Redlichkeit, Billigkeit, und zärtliche Liebe gegen die Völker. Er behielt die Gesetze und Gewohnheiten bey, die er in seinem neuen Reiche fand; so daß man ihn, seinen Sitten und seiner Aufführung nach, eher für einen Chineser

als

als Tartar hätte halten sollen. Einer von seinen Generalen hatte in den mittäglichen Provinzen eine große Menge Sclaven gemacht; diesen allen gab er die Freyheit. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr ein so gnädiges Bezeigen den Völkern gefallen habe.

Der Kayser lies eine Menge Gelehrte an den Hof kommen, um zu untersuchen, in was für Umständen sich die Gelehrsamkeit befände; er machte sodann allerhand nützliche Einrichtungen zur Beförderung der Wissenschaften. Was für Lobsprüche würde dieser große Prinz nicht verdienen, wenn er seinen Schutz nur Leuten von vorzüglichem Verstande und Talenten erwiesen hätte? Aber seine Liebe zum Gelde machte, daß er einen Menschen mit Gunstbezeigungen überhäufte, der seit langer Zeit der Gegenstand des öffentlichen Abscheues war. Ich rede von dem bösen Ahama, der sich aller ungerechten Mittel ohne Bedenken bediente, um die Kasten seines Herrn zu füllen. Der Kayser sahe die Ungerechtigkeiten dieses unwürdigen Ministers nicht eher ein, als bis es nicht mehr Zeit war, seinem Rauben und Plündern Einhalt zu thun. Ahama starb mit Flüchen und Verwünschungen beladen. Man hatte das Herz, dem Kayser zu zeigen, wie vortheilhaft der Tod dieses Mannes dem ganzen Reiche sey. Sein Körper wurde ausgegraben, in Stücken zerschnitten, und auf den Anger geworfen; ein schwacher Trost für die Elenden, die es durch diesen bösen Mann geworden waren.

Ventiensiang, dieser berühmte Minister unter dem letzten Kayser der vorigen Dynastie, saß seit einigen Jahren zu Peking gefangen. Der Kayser lies ihn zu sich kommen, und bot ihm die ansehnlichsten Bedienungen an; der großmüthige Chineser aber zog einen freywilligen Tod einer geehrten Knechtschaft vor. Man mochte ihm vorstellen wie man wollte, daß keine Hofnung mehr sey, die Familie seiner vormaligen Herren wieder empor zu bringen, daß ein kluger Mann sich in die Zeit schicken müsse, daß der Kayser seine Verdienste sehr gut kenne, und nichts so angelegentlich suche, als sie zu belohnen; alle diese Vorstellungen waren unnütz. „Ein getreuer „Minister,„ antwortete er, „ist an seinen Prin„zen gebunden, wie ein Sohn an seinen Vater. „Ein Sohn, wenn der Vater krank ist, wendet „alles an, und versucht alle Mittel, ihm wieder „zur Gesundheit zu verhelfen. Wenn das Uebel „auch stärker ist, als alle dawider gebrauchten „Mittel, so fährt er doch immer mit neuen Ver„suchen fort, um dem Vater Erleichterung zu „verschaffen, weil er nie aufhören darf, die „Pflicht der kindlichen Liebe aus den Augen zu „setzen. Er vergißt dabey nicht, daß der Him„mel das höchste Recht über Tod und Leben „habe.„ Ventiensiang wurde auf einen öffentlichen Platz geführt, wo er sein Todesurtheil mit großer Standhaftigkeit empfieng.

Der Kayser machte im dritten Jahre seiner Regierung einen Anschlag auf Japan, und wollte sich eine von den Inseln dieses Reichs unterwer-

terwerfen, wenigstens dieselbe zu einem Tribute zwingen. Vergebens widersetzten sich alle Großen des Reichs diesem Projecte. Chitsou lies eine ansehnliche Flotte ausrüsten, und schickte eine Armee von hundert tausend Mann zur Bezwingung der Japaner ab. Dieser Feldzug lief sehr unglücklich ab. Fast alle Truppen kamen entweder durch Schiffbruch, oder auf den benachbarten Inseln ums Leben. Der Kayser, der nur zu siegen gewohnt war, glaubte, daß es seine Ehre erfodere, den Schimpf zu rächen, der ihm widerfahren war. Er gab dem General Atahai Befehl, Lebensmittel, Kriegsvorrath, und fünf hundert Schiffe in Bereitschaft zu halten. Man lies einen Befehl in die Provinzen ergehen, daß so viele Matrosen herbey geschaft werden sollten, als man zusammen bringen könnte. Die Minister waren mit diesem neuen Feldzuge abermals gar nicht zufrieden. Die Officiere und Soldaten murreten laut; der Handel wurde unterbrochen; eine Menge Matrosen wurden lieber Seeräuber, und schwärmten auf dem Meer herum, als daß sie nach Japan gehen, und daselbst Krieg führen wollten. Man stellte dem Kayser die ganze Gefahr eines solchen Unternehmens vor; er wollte aber noch keine Vorstellungen annehmen. Die Großen des Reichs ergriffen indeß unter der Hand Maaßregeln, wodurch sie das Einschiffen zu hintertrieben gedachten; aber nichts, als die Furcht vor einem Aufstande der ganzen Tartarey, war vermögend, den Kayser von seinem Vorhaben abzubringen.

Der größte Fehler dieses Prinzen war eine fast unbezwingliche Hartnäckigkeit. Er gab davon Beweise bey Gelegenheit eines neuen Finanzministers, Namens Sangko. Dieser hatte sich durch unerhörte Plackereyen im ganzen Reiche verhaßt gemacht. Tcheli, ein vornehmer Herr am Hofe, der ein sehr redlicher und tugendhafter Mann war, setzte sich vor, diesen bösen Mann in den Augen seines Herrn schwarz zu machen. Der Kayser war eines Tages auf der Jagd, und Tcheli sprach mit gleicher Freymüthigkeit und Dreustigkeit mit ihm von dem neuen Finanzminister. Eine solche Aufrichtigkeit, welche die größten Lobsprüche verdient gehabt hätte, zog diesem eifrigen Diener eine harte Züchtigung zu. Tcheli wurde auf eine so grausame Weise geschlagen, daß ihm das Blut aus der Nase und aus dem Munde lief. Der harten Begegnung ungeachtet, die ihm wiederfahren war, setzte er doch hinzu, daß das Beste des Staats und die Ehre des Prinzen ihn nöthigten, auf diese Weise zu sprechen. Der Kayser bereuete seine übereilte Hitze. Er befahl einem seiner Minister, einem getreuen, aufrichtigen und billigen Manne, die Aufführung des Finanzministers zu untersuchen. Sangko wurde strafbar befunden, und seines Amtes entsetzt; eine zu geringe Strafe für einen Mann, der so viele Ungerechtigkeiten begangen hatte.

Die Lamas standen am Hofe in großem Ansehen. Einer dieser tartarischen Priester hatte sich die Einwohner einer ganzen Provinz zu Fein-

den gemacht. Er war ein Heuchler, ein lüderlicher Mensch, der nach nichts als nach Gelde begierig war, und zu den schimpflichsten Mitteln griff, um sich dergleichen zu verschaffen. Er hatte einst die Gräber der Kayser durchsucht, eine Menge Kostbarkeiten weggenommen, und die ausgegrabenen Gebeine alle über einen Haufen zusammen geworfen. Dieser Anblick war allen ärgerlich, und es war weiter nichts nöthig, um einen allgemeinen Aufstand zu erregen. Die Mandarinen des Orts, denen man die Sache vortrug, nahmen den unwürdigen Priester in Verhaft, confiscirten sein Vermögen, und verdammten ihn zum Tode. Die Damen am Hofe nahmen sich des Lama an, und brachten es durch ihr Bitten so weit, daß er begnadigt wurde, und einen Theil seiner geraubten Güter wieder erhielt. Die Schwachheit, die der Kayser bey dieser Gelegenheit blicken lies, ist nicht leicht zu entschuldigen; aber wenn man auch etwas in der Aufführung dieses chinesischen Monarchen zu tadeln findet, durch wie viel schöne Thaten hat er sich nicht die Zeit über gezeigt, die er auf dem Throne gesessen hat? Man bot ihm eines Tages einen kostbaren Stein, um einen sehr hohen Preiß an; er verbot ihn zu kaufen, und die Ursache, die er anführte, war diese, daß man das Geld weit nützlicher zur Verpflegung der Armen anwenden könnte.

Da Houpilay gehört hatte, daß die Fahrzeuge, welche den Tribut aus den mittäglichen Provinzen brächten, oder welche zum Handel im

Reiche gebraucht würden, nicht anders als über Meer nach Peking kommen konnten, und daß sie ziemlich oft Schiffbruch litten, lies er einen Canal graben, welcher drey hundert Meilen lang ist, und eine große Straße zu Wasser vorstellt, auf welcher mehr als neun tausend kayserliche Fahrzeuge sehr leicht, und mit geringen Kosten den Tribut an Getreyde, seidenen Zeugen u. s. w. der alle Jahre an den Kayser bezahlt wird, überbringen. Dieser Canal, der noch heutiges Tages da ist, wird für eins der Wunderwerke in China gehalten.

Der Kayser hatte einen von seinen Ministern nach Indien geschickt, um gewisse Artickel, welche die Handlung betrafen, in Ordnung zu bringen. Diesem Abgesandten wurde von einem der indianischen Monarchen auf die grausamste Weise begegnet. Die Chineser giengen den Kayser an, daß er diese Beleidigung rächen sollte. Man rüstete eine ansehnliche Flotte aus, welche dreyßig tausend Mann regulärer Truppen nach Indien brachte. Der General der chinesischen Armee bewies sich, auf diesem ganzen Feldzuge, als einen geschickten und herzhaften Mann, und lehrte die Indianer, daß man einen Kayser von China nicht ungestraft beleidiget.

Houpilay starb, nach einer glorreichen Regierung, in der Hauptstadt seines Reichs, in einem Alter von achtzig Jahren. Er war ein herzhafter, prächtiger, gelehrter Prinz, und ein großer Beschützer der Gelehrten. Wenn er das

Geld liebte, so geschahe es blos, weil es ihn in den Stand setzte, seine großen Absichten auszuführen, welche insgemein nur auf das gemeine Beste, und den Ruhm des Reichs abgezielt waren. Die chinesischen Geschichtschreiber werfen ihm vor, daß er ausschweifend abergläubisch, und auf eine lächerliche Weise den Priestern seines Volks ergeben gewesen; dieser Fehler ungeachtet kann er dennoch unter die Zahl der größten Prinzen gesetzt werden, welche die chinesische Monarchie beherrscht haben.

Die Dynastie der Tartarn zählet neun Kayser, welche alle vom Volke fast angebetet wurden. Diese Prinzen, die von den Wollüsten einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden in der Welt weichlich wurden, arteten endlich von der Tapferkeit ihrer Voraltern aus, und fanden in den Chinesern ein zum Kriege gewöhntes Volk, das ihnen ihre Eroberungen entriß, und sie auf immer aus dem Reiche jagte. Ehe ich diese Staatsveränderung erzähle, will ich nach der Reihe die Prinzen auf den Schauplatz führen, welche beynahe ein ganzes Jahrhundert hindurch das Glück von China gewesen sind. Einige merkwürdige Umstände von ihnen werden genug seyn, sie kenntlich zu machen.

Timour, oder Tchingsong, wie ihn die Chineser nennen, der Enkel und Nachfolger des Houpilay, machte sich durch seine Gütigkeit und Liebe zum Volke berühmt. Da er sich genöthigt sahe, Krieg gegen einen Prinzen, Na-

mens Haytou, zu führen, der sich seit langer Zeit der ganzen Macht der Tartarn widersetzte, schickte er einige Mandarinen ab, welche den Verlust untersuchen mußten, den das Volk durch die Truppen erlitten hatte. Die Familien der Großen im Reiche, die nicht so viel hatten, daß sie standesmäßig leben konnten, und die Bauern, welche nicht im Stande waren, ihre Felder zu bestellen, waren die vornehmsten Gegenstände seiner Sorgfalt. Er sorgte auch für alle andere Arme, für die Kranken, für die alten Officiere und Soldaten, die nicht mehr dienen konnten. Der Kayser weigerte sich beständig, den Japanern den Krieg anzukündigen, wie ihm einige Generale riethen, die ihren Vortheil bey dergleichen Unruhen im Staate fanden. Timour erklärte, daß er im Friede leben, und das Blut seiner Unterthanen schonen wolle. Es schickte dieser Prinz einen Bonzen oder Priester, unter dem Titel eines Abgesandten, nach Japan. Die chinesischen Schriftsteller tadeln ihn deswegen, und fügen die Anmerkung hinzu, daß, wenn man einen Abgesandten schicken wollte, man einen rechtschaffenen und angesehenen Mann dazu nehmen müsse, der durch seine Titel, seine Pracht, seine Würde und Hoheit, sich der Majestät des Prinzen gemäß aufführen, und ihm Ehre machen könnte.

Ob gleich Timour stets eine große Abneigung gegen den Krieg hatte blicken lassen, lies er sich doch, auf Vorstellung eines seiner Generale, in

eine

eine Unternehmung ein, die ihm viel Blut kostete, und wenig Vortheil brachte. Der General, der diesen schlimmen Rath gegeben hatte, mußte ihn mit dem Kopfe büßen. Timour tröstete sich wegen des unglücklichen Erfolgs dieser Unternehmung mit dem Siege, den seine Truppen über den Haitou erhielten, der seit dreyßig Jahren die Mongous bekriegte. Der rebellische Prinz starb für Verdruß über seine Niederlage. Sein Sohn und die übrigen Aufrührer schickten Deputirte an den Hof zu Peking, und ließen den Kayser bitten, daß er ihnen verzeihen, und sie in die Zahl seiner Unterthanen aufnehmen möchte. Timour räumte ihnen das ein, was sie baten, und hatte das Vergnügen, die ganze Tartarey unter seiner Herrschaft vereinigt zu sehen. Dieser Prinz starb in einem Alter von zwey und vierzig Jahren, ohne einen Nachfolger ernannt zu haben. Das kluge Verhalten im Kriege gegen die rebellischen Prinzen, seine Aufmerksamkeit in der Wahl der Minister und Generale, die Entfernung von allen Lastern, die sonst an den Höfen der Könige nur allzu gemein sind, die Sorge, die er für das Beste des Volks trug, seine Neigung, die Strenge der Strafen zu mildern, und das Verbot, das er gab, niemanden ohne Genehmhaltung des Prinzen zum Tode zu verdammen; kurz, seine Redlichkeit, Gütigkeit, Freygebigkeit, und tausend andere Tugenden, werden ihm stets eine Stelle unter denen Monarchen geben, die von Zeit zu Zeit auf der Erde erscheinen, der Menschlichkeit Ehre

zu machen, und die Aufführung der Tyrannen zu verdammen.

Es gab, nach dem Tode dieses guten Prinzen, am Hofe viel verwirrte Händel wegen eines Nachfolgers. Haychan, der Neffe des Timour, wurde endlich zum Kayser ausgerufen. Er nahm den Namen Voutsong an. Sobald er sich im Besitz der Krone sahe, lies er einige Personen vom ersten Range hinrichten, die sich seiner Erhebung widersetzt hatten. Er hielt dieses strenge Verfahren damals für nothwendig. Von der Zeit an war Voutsong weiter auf nichts bedacht, als in den Fußstapfen seines berühmten Vorfahrers einher zu gehen. Er war von Natur zur Freygebigkeit geneigt; man mußte aber, wenn man ein Recht zu seinen Wohlthaten haben wollte, sich um den Staat wirklich verdient gemacht haben. Es liebte dieser Prinz sehr den Wein und die Weiber. Ein getreuer Minister fiel ihm eines Tages zu Füßen, und bat ihn mit Thränen in den Augen, mehr Sorge für eine Gesundheit zu tragen, die dem Reiche so unschätzbar sey. Der chinesische Monarch nahm die Ermahnung nicht übel; er besserte sich aber auch nicht. Seine allzugroße Verehrung der Priester verleitete ihn zu mehr als einer Ungerechtigkeit. Als einst ein Mandarin einen Lama, der einigen aus dem Volke übel begegnet war, strafen wollte, drangen der tartarische Priester, und einige seiner Mitbrüder mit Prügeln bewaffnet, in das Haus des Mandarins, und giengen sehr unbarmherzig mit ihm um. Dieser beschwerte sich deswegen,

wurde

wurde aber mit seinen Klagen nicht einmal gehört. Ein anderer Lama hatte zu eben der Zeit die Dreustigkeit, den Wagen einer Prinzeßinn anzuhalten, weil er verlangte, daß sie hinter ihm fahren sollte. Die Bedienten dieser Dame wollten die Vorzüge ihrer Frau behaupten, wurden aber von dem Lama mit derben Schlägen widerlegt, welcher sodann seinen Weg ruhig fortsetzte. Der Kayser, der diesen unverschämten Pfaffen hätte strafen sollen, gab lieber einen Befehl, worinne stand, daß, wer einen Lama schlagen würde, die Hand, und wer ihn schimpfte, die Zunge verliehren sollte. Ein chinesischer Geschichtschreiber merkt bey dieser Gelegenheit an, daß die Ergebenheit der tartarischen Monarchen gegen die Priester von ihrer Nation den Untergang ihrer Dynastie verursacht habe.

Aller Fehler ungeachtet, die man dem Kayser Voutsong vorwerfen konnte, wurde er doch als ein sehr guter Prinz angesehen, weil er sich die Wohlfahrt des Volks sehr angelegen seyn lies. Seine Neigung zum Weine und zu den Weibern stürzte ihn in einem Alter von ein und dreyßig Jahren ins Grab, nachdem er vier Jahre regiert hatte. Er hatte zum Nachfolger seinen Bruder Gintsong, oder, wie er auf tartarisch heißt, Ayyulipalipata. Dieser Prinz besaß bey einem lebhaften und durchdringenden Verstande viel Billigkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit. Er strafte ungern, und belohnte sehr reichlich; mit einem Worte, es schien ihm nichts mehr am Herzen zu liegen, als die Sorge, wohl zu regieren.

Man konnte ihm kein größer Vergnügen machen, als wenn man ihm gute Rathschläge gab; er hatte daher beständig einen Trupp weiser und redlicher Leute um sich. „Denn,„ sagte er, „wenn „es mir glückt, durch ihren Rath meinen Unterthanen ein ruhiges und bequemes Leben zu ver„schaffen, was für Schätze sind wohl mit diesem „Glücke zu vergleichen?„ Als er hörte, daß fünf Brüder zum Tode verurtheilt worden wären, rief er aus: „Man begnadige wenigstens einen, da„mit ihre unglücklichen Aeltern doch jemanden ha„ben, der sie ernährt und tröstet.„ Seine angebohrne Sanftmuth hielt ihn indeß nicht ab, einige Minister, und selbst einige Prinzen, die ihr Ansehen unter der vorigen Regierung gemisbraucht hatten, theils mit dem Tode, theils mit der Verweisung zu bestrafen. Da dieser Kayser ferner überlegte, was die Verschnittenen unter den vorigen Dynastien für Unheil angerichtet hatten, so verbot er, sie zur Mandarinswürde zu erheben. Man suchte auf seinen Befehl alle gelehrte und rechtschaffene Männer auf, die unbekannt und ohne Bedienung lebten, damit er ihnen seine Wohlthaten könne zufließen lassen.

Die besten Prinzen werden öfters mit schlechten Ministern betrogen, welche das Volk ruiniren, ohne daß die Klagen der Unglücklichen vor die Ohren des Monarchen kommen können. Dieses trug sich auch unter der Regierung des Gintsong zu. Der oberste Finanzminister und sein Commissarius wußten sich ihre Aemter sehr gut zu Nutze zu machen, so daß sie reich, die Unterthanen

thanen aber arm wurden. Bald wären über ihren Plackereyen große Unruhen in den Provinzen entstanden. Die Stadt Cantcheou empörte sich wirklich, und einer von den Aufrührern nahm den kayserlichen Titel an; man war aber so glücklich, daß man diesen Aufruhr bald wieder dämpfte. Ein Mandarin gieng über das Meer, begab sich nach Corea, wo er einen Prinzen abholte, der dahin verwiesen war. Die Absicht des Mandarins war, das Volk mit diesem Prinzen in Aufruhr zu bringen; aber der Erfinder dieses Projects wurde beym Kopfe genommen, und nebst verschiedenen andern seines Gelichters am Leben gestraft.

Der Kayser, der den künftigen Kronerben zärtlich liebte, wollte ihm die Regierung abtreten; man brachte ihn aber wieder auf andere Gedanken. Einige Zeit darnach fiel Gintsong in eine Krankheit. Der junge Prinz, dem zum Besten der Kayser die Regierung hatte niederlegen wollen, verlies weder Tag noch Nacht das Zimmer seines Vaters, und wäre bald selbst für Betrübniß gestorben. Sehr von jenen Prinzen unterschieden, welche das Verlangen, eine Krone zu tragen, gegen die Stimme der Natur unempfindlich macht, schickte er ohne Unterlaß die eifrigsten Wünsche für die Genesung seines Vaters zum Himmel ab. Seine Bitten wurden nicht erhört. Gintsong starb in einem Alter von sechs und dreyßig Jahren, von allen Chinesern sehr bedauert, die er seine ganze Regierung hindurch nur glücklich zu machen gesucht hatte.

Ich

Ich habe schon Gelegenheit gehabt von dem Unglücke zu reden, das ein schlechter Minister in einem Staate verursachen kann. Man wird hier abermals einen von den verhaßten Favoriten sehen, die unter der Regierung der besten Prinzen ein Volk immer noch unglücklich machen, und öfters im Stande sind, ihrem Herrn den Haß und die Verwünschungen zuzuziehen, deren Gegenstand sie allein seyn sollten. Der neue Kayser Yngtsong, oder bey den Tartarn, Chotepala, wählte sich einen tartarischen Herrn, Namens Ticmoutiel, einen offenen und listigen Kopf, daß er ihm die Last der Regierung sollte tragen helfen. Dieser böse Minister, der auf die Gunst seines Herrn bauete, begieng die unverantwortlichsten Ungerechtigkeiten. Er lies zween der vornehmsten Herren am Hofe ums Leben bringen, die auf ihn und seine Handlungen ein Bischen zu genau Achtung gaben. Noch verschiedene andere Personen wurden seinem Argwohne aufgeopfert. So viele Grausamkeiten machten die Großen des Reichs ungeduldig; es wagte es aber keiner dem Kayser oder der Kayserinn Mutter, welche diesen unwürdigen Günstling schützte, etwas davon zu sagen. Zum Glück für die Chineser erhob der Kayser den Paitchou zum Minister, einen tapfern, gelehrten, bescheidenen und in seinen Sitten untadelichen jungen Herrn. Ein Mann von diesem Character konnte sich mit dem Ticmoutiel nicht vertragen. Dieser hielt sich nicht lange gegen die Gunst eines tugendhaften Collegen. Man nahm

ihm

ihm zwar seine Bedienung nicht; aber er verlohr das Vertrauen seines Herrn, und sahe sich außer Stand gesetzt jemanden zu schaden.

Der Kayser, welcher die Jagd liebte, wollte die Schlösser vergrößern und verschönern, die zu diesem Vergnügen angelegt waren. Paitchou stellte dem Prinzen vor, daß zu diesen Gebäuden ansehnliche Kosten nöthig seyn würden, welche denen Unterthanen höchst beschwerlich fallen müßten. Der Kayser stand von seinem Vorhaben ab, und gab die Versicherung, daß er nur auf die Erleichterung des Staats bedacht seyn wolle. Es ist schwer, einen Monarchen zu finden, der seine Ergötzlichkeiten den Vortheilen seiner Völker aufopfert.

Tiemoutiel ertrug seine Ungnade sehr mit Ungeduld. Er blieb seit einiger Zeit in seinem Hause verborgen, ohne daß er sich vor jemand sehen lies. Indeß beschloß er, sich noch einmal am Hofe sehen zu lassen. Als er sich nun eines Tages an dem Thore des kayserlichen Pallasts zeigte, wies ihn die Wache zurück, und sagte, daß sie Befehl habe, ihn nicht herein zu lassen. Diese Abweisung machte ihn sehr betrübt; er fiel darüber in eine Krankheit, und starb von aller Welt gehaßt. Tieche, der angenommene Sohn des Tiemoutiel, wollte den seinem Vater wiederfahrnen Schimpf rächen. Er forschte die Gesinnung einiger Misvergnügten aus, und sahe sich bald von einer ansehnlichen Partey unterstützt. An dem Tage, der zur Ausführung seines abscheulichen Vorhabens bestimmt war, be-

gab

gab er sich in den Pallast, ermordete zuerst den Minister Paitchou, drang hernach in das Zimmer des Kaysers, und brachte auch diesen Prinzen ums Leben, der nicht älter war, als ein und zwanzig r) Jahre, und der durch seine sanftmüthige Regierung das Herz der Chineser zu gewinnen gewußt hatte.

Taiting, oder, mit seinem tartarischen Namen, Yesuntemour, der auf ihn folgte, war gegen das Vergnügen, eine Krone zu tragen, so empfindlich, daß er nicht sogleich an die Bestrafung der Schandthat gedachte, die ihm dieselbe verschafft hatte. Er zeigte sogar einiges Verlangen, den Mördern seines Vorgängers einige Wohlthätigkeit sehen zu lassen. Man stellte ihm aber vor, daß diese Aufführung ihn bey den Tartarn und Chinesern verhaßt machen, und die Nachwelt ihm vorwerfen würde, daß er selbst die Hände in das Blut seines Herrn getaucht habe. Diese Vorstellungen erweckten in seinem Herzen das Gefühl einer gerechten Rache. Er verdammte die Mörder des Kaysers zu den härtesten Todesstrafen, und vertilgte ihr ganzes Geschlecht.

Indeß waren doch einige, die sich der verdienten Strafe zu entziehen wußten. Der Kayser hörte bey dieser Gelegenheit alle Vorstellungen an. Man übergab ihm eine Schrift, worinne gesagt

r) Einige Schriftsteller sagen, er sey dreyßig Jahre alt gewesen, als er ermordet wurde.

gesagt wurde, daß es wider alle Regeln der Gerechtigkeit sey, Leute, die des höchsten Verbrechens schuldig und überwiesen wären, am Leben zu lassen. „Einige Prinzen von deinem Hause,„ sagte der Verfasser dieser Schrift, „haben an „dem Tode deines Vorfahrers Theil gehabt, und „man begnügt sich, sie ins Exilium zu schicken. „Sollte man nicht viel eher so unwürdige Perso„nen, deren Leben der kayserlichen Familie zum „Schimpfe gereicht, am Leben strafen? Es giebt „noch andere, die sich zwar nicht am Leben ihres „Monarchen vergriffen, aber doch andere unver„antwortliche Ungerechtigkeiten begangen, und „sich der grausamsten Mordthaten anderwärts „schuldig gemacht haben. Anstatt sie zu strafen, „giebt man ihnen noch Belohnungen, und läßt „sie, in ungestöhrter Ruhe, die Früchte ihrer „Missethaten genießen. Das Verhalten gegen „sie kann mit der Zeit dem ganzen Reiche den „Untergang zuziehen; aber es ist nicht das ein„zige Unrecht, worüber man sich zu beklagen hat, „daß diese Verbrechen ungestraft bleiben.„

„Unter dem Vorwande, daß der Hof Edel„steine liebe, treibet man einen betrügerischen „Handel damit, und schämt sich nicht, sie den „Kayser zehnmal theuerer bezahlen zu lassen, als „ihr wahrer Werth ist. Man siehet den Unter„gang der Familien und der Provinzen des Reichs „mit gleichgültigen Augen an, wenn man sich „nur damit beliebt machen kann, daß man Edel„steine herzu bringt, die von keinem Nutzen „sind.„

„Ein

„Ein Prinz muß der Vater seiner Unterthanen „seyn; es kommt nicht etwann darauf an, daß er „dem Rathe der Priester folge, wenn er sein Reich „wohl regieren will. Seitdem die Bonzen und „Lamas so viel Gebete und Opfer für die Glück„seligkeit dieses Reichs anstellen, hat der Him„mel beständige Beweise seines s) Zorns gege„ben. Man darf nichts anders erwarten, als „stets unglücklich zu seyn, bis man den Dienst „gewisser t) Gottheiten abgeschaft, und alle „Bonzen aus China verjagt haben wird.

„Der Pallast des Prinzen ist mit Verschnit„tenen, Sterndeutern, Aerzten, Weibern und „andern unnützen Personen angefüllt, deren Un„terhalt unermeßliche Summen kostet. Unter„deß leidet der Staat, und das Elend ist äußerst „groß. Das Reich ist eine Familie, von welcher „der Kayser den Vater vorstellt. Es ist nicht „gut, daß von seinen Kindern so viele umkom„men, weil ihnen niemand zu Hülfe kommt. „Ein Prinz muß es seiner Hoheit nicht für unan„ständig halten, auf das Geschrey dieser Elenden „zu hören.

„Man hat, als Tiemoutiel Minister war, „viel unschuldige Personen ums Leben gebracht; „es ist billig, sich ihrer ins Elend gerathenen Fa„milien

s) Pest, Hunger und Erdbeben verwüsteten China zu der Zeit, von welcher wir hier reden.

t) Es wird hier der Dienst des Jo gemeynt, welchen die Tartarn mit nach China gebracht hatten.

„milien anzunehmen. Man muß auch nicht un-
„terlassen die Gefängnisse zu besehen, den Zu-
„stand der Städte und Dörfer zu untersuchen.
„Die Verwaltung einiger schlimmen Minister;
„die Bösewichter, die sie zu ihren Gehülfen hat-
„ten; die vielen Ungerechtigkeiten, die damals
„sind begangen worden, geben immer noch zu
„der Befürchtung Anlaß, daß es viele unschul-
„dig Unterdrückte, viele verlassene Familien ge-
„ben könne, denen niemand wieder aufhel-
„fen will.

„Es ist auch nöthig, zu untersuchen, was die
„Truppen gelitten haben, für das Begräbniß der
„Todten zu sorgen, den Armen und Kranken zu
„Hülfe zu kommen, und die Perlenfischerey in
„der Provinz Canton zu verbieten, wobey eine
„große Menge Menschen ums Leben kommen.„
Dies ist der kurze Inhalt einer Schrift, die dem
Kayser überreicht wurde, und die weiter zu nichts
diente, als den patriotischen Eifer des Verfassers
derselben zu erkennen zu geben.

Die Lamas vermochten alles am Hofe, be-
sonders bey den Prinzeßinnen. Man sahe sie
in einem eben so glänzenden Aufzuge, als die
vornehmsten Herren. Sie fielen dem Volke sehr
zur Last, als welches ihnen alle Pferde und Vi-
ctualien liefern mußte. Ihre unregelmäßigen
Sitten verursachten bey den Chinesern die bitter-
sten Klagen. Der Kayser wagte es indeß nie-
mals, Männer aus China zu verbannen, welche
Geisseln des Reichs waren; er suchte blos, so
viel es ihm möglich war, die Unverschämtheit

dieser unwürdigen Diener der Religion im Zaume zu halten. Dieser Prinz, der sonst vortrefliche Eigenschaften hatte, starb im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters, und lies den Hof voller Factionen.

Die Stände, die sich nach seinem Tode versammelt hatten, wählten den zweyten Sohn desselben. Dieser schlug die Krone aus, welche, wie er sagte, seinem ältern Bruder gehörte. Man lies hierauf den Prinz Hochila aus der Tartarey kommen, welcher den Namen **Mingtsong** annahm, und zum Kayser ausgerufen wurde. Sechs Monate nach seiner Gelangung zum Throne, gab er allen Herren seines Hofes ein großes Fest. Da man nun in der größten Freude beysammen war, starb er ganz unvermuthet, und man argwohnte, daß er Gift müsse bekommen haben. Er hatte seinen Bruder zum Nachfolger, der sich der Regierung würdig bezeigt hatte, als er sie zum Nachtheil des rechtmäßigen Erben nicht annehmen wollte. **Ventsong**, (das ist der Name des neuen Kaysers, so wie er im Tartarischen **Toutemour** hieß,) lies sich angelegen seyn, gute Minister zu wählen, und folgte ihrem Rathe mit großer Biegsamkeit. Es würde dieser Prinz die größten Lobsprüche verdienen, wenn er nicht, nach dem Beyspiele der meisten Kayser aus dieser Dynastie, einigermaßen ein Sclave der Priester gewesen wäre. Er lies den Großlama, das Haupt der Religion der Bonzen von Thibet,

in

in den Pallast kommen, und begegnete ihm mit unerhörten Ehrenbezeigungen. Die Hofleute mußten diesem Oberpriester gleichfalls mit der tiefsten Ehrerbietung begegnen. Man sahe die vornehmsten Herren des Reichs vor ihm auf die Knie fallen, und ihm in dieser demüthigen Stellung den Wein überreichen.

Der Kayser Yentsong regierte nicht länger, als drey Jahre. Man gab ihm einen jungen Prinzen zum Nachfolger, der nach zwey Monaten ebenfalls starb. Es war dieser ein Sohn des Kaysers Mingtsong, der Ilintchipan hieß, und den Namen Ningtsong annahm. Er war nicht älter als sieben Jahre. Auf ihn folgte sein älterer Bruder, Namens Tohoantemour, der den Namen Chunti annahm. Dieser neue Monarch bezeigte nicht viel Lust zu den Regierungsgeschäften, und dagegen desto mehr Neigung zu den Ergötzlichkeiten. Einer der Prinzen vom Geblüt, der sich den trägen Character dieses Kaysers zu Nutze machen wollte, stellte ihm die große Menge Fehler vor, die er ohnfehlbar begehen würde, wenn er die Regierung selbst führen wollte. Er rieth ihm daher, dieselbe seinen Ministern zu überlassen, und stürzte ihn vollends in ein weichliches Leben. Ein vornehmer Tartar, Namens Peyen, bekam die ganze Gewalt des Kaysers. Die Gunst dieses Ministers machte die Vornehmen im Reiche misvergnügt. Der Onkel und die beyden Brüder der Kayserinn machten eine Verschwörung, um einen Prinzen vom Throne zu werfen, den man

nicht für würdig hielt, die Krone zu tragen. Die Sache wurde verrathen, und man nahm die Verschwornen in Verhaft. Der ältere Bruder der Kayserinn kam ums Leben, indem er sich widersetzen wollte. Sein zweyter Bruder, welcher verwundet war, rettete sich in das Zimmer seiner Schwester, welche mit allen ihren Bitten nicht im Stande war, ihm das Leben zu erhalten. Der Kayser hatte sogar die Schwachheit oder vielmehr die Barbarey, daß er seine Gemahlinn dem Premierminister auslieferte, der sie mit eigenen Händen umbrachte. Nachdem Peyen sich beym Volke verhaßt gemacht hatte, verlor er auch die Gunst seines Herrn. Er fand in seiner eigenen Familie die allergefährlichsten Feinde. Toto, der Onkel des Ministers und Officier der Garde, ein Mann von Verstande, dem die Betrügereyen am Hofe bekannt waren, zog, da er seinen Onkel beym Kayser in Gunst kommen sahe, einen chinesischen Gelehrten zu Rathe, auf den er ein großes Vertrauen setzte, und fragte ihn, wie er sich bey gegenwärtigen Vorfällen zu verhalten habe. Der Weltweise antwortete ihm: „die Wohlfahrt des Reichs „müsse der einzige Gegenstand eines jeden recht„schaffenen Bürgers seyn; und man müsse sogar „der Gerechtigkeit seine eigene Familie aufopfern.„ Toto, der durch diese Antwort beherzt gemacht wurde, gieng und warf sich dem Kayser zu Füßen, und sprach mit vieler Freyheit wider den Premierminister. Der Kayser vergoß Thränen, woraus man den Verdruß schließen konnte, den

ihm

ihm die Kühnheit eines zu mächtig gewordenen Unterthanen verursacht. Der Schluß dieser Unterredung war der, daß Peyen in Ungnade seyn solle. Nachdem man ihn außer Stand gesetzt hatte, etwas zu unternehmen, nahm man ihm alle Titel und Aemter ab. Er wurde hernach in eine entlegene Provinz geschickt, oder vielmehr verwiesen, um daselbst dem Amte eines Mandarin vorzustehen. Vor seiner Abreise wollte er sich noch dem Kayser mündlich empfehlen, konnte aber die Erlaubniß dazu nicht erhalten. Als er noch auf dem Wege war, wurde ihm durch einen andern nachgeschickten Befehl angedeutet, daß er völlig ins Exilium gehen solle, und der Ort dazu wurde ihm angewiesen. Dieser letzte Befehl machte ihn so betrübt, daß er in eine Krankheit fiel, und von allen, den Gemeinen sowohl als den Großen, verabscheuet starb.

Es haben sich zu allen Zeiten in China große Mandarinen gefunden, die das Herz gehabt, den Kaysern ihre Fehler vorzuhalten, und lieber ihre Güter, ja bisweilen ihr Leben verlieren, als die Pflicht verabsäumen wollen, zu der sie als getreue Unterthanen verbunden waren. Einer der vornehmsten Herren des Hofes stellte zu der Zeit, von der wir jetzt reden, dem Kayser alle Uebel im Reiche vor, beklagte sich, daß die größten Verbrechen ungestraft blieben, und versicherte, daß eine solche Aufführung den Staat gewiß ins Verderben stürzen würde.

Er kam auf die Verwaltung des Ministers Peyen zurück, und sagte, daß es schändlich sey, am Hofe noch die Brüder, die Söhne und Enkel eines Mannes zu sehen, der so viel Unheil im Reiche gestiftet habe. Ein anderer Mandarin bat den Kayser, daß er einer Prinzeßinn, die derselbe ungemein liebte, den Titel und die Ehrenbezeugungen einer Kayserinn entziehen möchte. Er führte eine Schrift von dem Stifter der gegenwärtigen Dynastie an, worinne seinen Nachfolgern untersagt wurde, sich mit den Coreern zu verbinden. Da nun die Kayserinn von diesem Volke war, so glaubte man nicht, daß sie das Ehebette mit einem chinesischen Monarchen theilen könne. Der Kayser verwarf diese Anfoderungen, und verlor dadurch gänzlich die Neigung seines Volkes.

Zween Brüder, von denen der eine Ama, und der andere Suesue hieß, giengen alle Tage frey in dem Pallaste der Kayserinn aus und ein. Die Reichscensoren beschwerten sich über eine solche Unanständigkeit, und brachten die Sache dem Kayser vor. Die Prinzeßinn, anstatt diese verdächtigen Besuche zu verbieten, verlangte, daß die Mandarinen bestraft würden, die den guten Ruf einer Frau von ihrem Stande hätten schmälern wollen. Die Censoren wurden also, zur Belohnung ihres Eifers, aus dem Reiche verwiesen. Ama lies es nicht dabey bewenden, daß er durch die öftern Besuche bey der Kayserinn dem ganzen Reiche ein Aergerniß gab, sondern man hielt ihn auch für denjenigen, der am mei-

sten

sten den Verstand und das Herz des Prinzen verderbte, als welchen man mit Betrübniß den ausschweifendsten Lüsten ergeben, die Regimentsgeschäfte gänzlich vernachläßigen, und sein ganzes Vertrauen Leuten schenken sahe, die weder Ehre noch Fähigkeiten besaßen. Die Lamas suchten ebenfalls nur den Neigungen des wollüstigen Monarchen zu schmeicheln, und führten in den Pallast einen Trupp junger Tänzerinnen ein, welche den Monarchen vollends um das Bischen männliche Wesen brachten, das er bisher noch besessen hatte.

Hanchantong, der seit einiger Zeit verwiesen gewesen war, machte sich die Verfassung der Gemüther zu Nutze, und brachte das Volk in verschiedenen Provinzen in Aufruhr. Die Rebellen gaben ihn für einen Abkömmling der Kayser von der vorigen Dynastie aus, und machten sich durch einen Eid anheischig, ihm zu gehorchen. Der Anführer dieser Rebellen wurde beym Kopfe genommen; aber einer von seinen Anhängern, Namens Lieoufoutong, ein unerschrockener und verwegener Mann, stellte sich ins Feld, und sahe in kurzer Zeit über hundert tausend Mann bey sich versammelt, mit welchen er gegen seinen Monarchen zu fechten sich anschickte. Zu gleicher Zeit schwärmte ein Seeräuber, Namens Fangkoutchen, mit einer ziemlich ansehnlichen Flotte auf der See herum, fuhr die Flüsse hinan, plünderte die Städte und Dörfer, und zerstöhrte den ganzen Handel. Seine ganze Absicht war, die Getrayde- und Waarenlieferungen, die an den

Hof geschahen, zu hindern. Die Generale, die man gegen ihn schickte, wurden geschlagen, und zu Gefangenen gemacht. Man sahe sich genöthigt, einen Vergleich mit ihm zu schließen, und seinen Brüdern einige Aemter und Ehrenstellen zu geben. Der Seeräuber hielt indeß alle Häfen gesperrt, und übte alle Arten der Räuberey aus, weil man weder getreue Soldaten noch Officiere hatte, die man ihm entgegen stellen konnte.

Man schickte Truppen gegen den Lieoufoutong, dessen Partey sich immer mehr und mehr verstärkte. Ein anderer Rebelle, Namens Sucheouhoey, ergriff ebenfalls die Waffen, und lies sich zum Kayser ausrufen. Er bemächtigte sich verschiedener beträchtlicher Posten, und hatte das Vergnügen, daß er eine Menge Tartarn zu seinen Fahnen kommen sahe. Alle Gemüther schienen zum Aufruhr geneigt; der Kayser fand indeß doch einige Unterthanen, welche deutliche Beweise der Treue gaben.

Lieoufoutong erhielt große Vortheile über die kayserliche Armee, und Sucheouhoey bemächtigte sich eines wichtigen Platzes, welcher ihm die Eroberung der mittäglichen Provinzen erleichterte. Einer von den Generalen, die man wider ihn schickte, sagte zu seinen Collegen: „Die „Rebellen werden in einer so reichen und wollü„stigen Stadt sich ohnfehlbar dem Wohlleben er„geben haben, und werden folglich nicht im „Stande seyn, zu widerstehen; meine Meynung „ist daher, daß wir sie angreifen müssen.„

Man

Man folgte diesem Rathe. Die Rebellen thaten öftere Ausfälle, und es fielen sieben blutige Schlachten vor. Die Stadt wurde nach einem erschrecklichen Niedermetzeln derer, die sie vertheidigten, wieder erobert. Dieser große Stoß schwächte die Partey des Sucheouhoey gar sehr; er verlor dabey die besten Officiere, und über vierzig tausend Soldaten.

Während daß das Reich in Feuer und Flammen stand, schien der Kayser um nichts weiter besorgt, als um seine Vergnügungen. Ama, von dem ich schon geredet habe, und der damals Premierminister war, dachte nur darauf, wie er ihn in seinen Neigungen bestärken, und sich an allen denen rächen wollte, die das Unglück hatten, ihm zu misfallen. Obgleich der Kayser die Zuneigung seiner Völker sehr wenig verdiente, so opferten sie sich dennoch auf, um ihn auf dem Throne zu erhalten. Seine Generale gewannen Schlachten über den Lieoufoutong; aber dieser Rebelle half sich stets wieder auf, und fand sich, wenn er auch schon überwunden war, noch immer zu neuen Unternehmungen geschickt. Der Kayser befahl in einem großen Kriegsrathe, alle Sorgfalt für die Sicherheit der Provinzen anzuwenden. Ein Mandarin stellte dem Prinzen freymüthig vor, daß alle diese Maaßregeln unnütz wären, so lange Se. Majestät im unordentlichen Leben fortführen, und die Regierungsgeschäffte vernachläßigten. „Du mußt,„ setzte der Mandarin hinzu, indem er den Monarchen noch ferner anredete, „du mußt die Beschaffenheit des

„Reichs nach dir selbst beurtheilen. Die Offi-
„ciere und die Mandarinen denken an nichts als
„an Ergötzlichkeiten, und scheinen beym Verluste
„der Städte und Provinzen unempfindlich. Ei-
„ne solche Verfassung auf ihrer Seite, verkündi-
„get uns nichts, als traurige Begebenheiten. Es
„ist demnach höchst nöthig die Misbräuche abzu-
„schaffen, die uns so viel Unheil zugezogen ha-
„ben.„ Diese Rede des Mandarins wur-
de gelobt; aber man kehrte sich weiter nicht
daran.

Ama, vor dessen Augen die Drangsalen nicht
verborgen blieben, die das Reich betrafen, sahe
wohl ein, daß er die vornehmste Ursache davon
sey, und erinnerte sich an alles, was er gethan
hatte, um das Herz des Prinzen weichlich zu
machen, und ihn von den Staatsgeschäften ab-
zuhalten. Da er nun sahe, daß er sich durch-
gängig verhaßt gemacht hatte, so wollte er auch
die Unordnungen wieder verbessern, an denen er
hauptsächlich schuld war. Er hielt es für das
beste Mittel, wenn er den künftigen Kronerben
auf den Thron setzte. Um sein Project wahr-
scheinlich zu machen, stellte er vor, daß Chun-
ti blödsinnig, und zur Regierung ganz untüchtig
geworden wäre. Als dieses Vorgeben dem
Kayser hinterbracht wurde, gerieth er in eine so
rasende Wuth, daß er seinen Premierminister
sogleich umbringen lassen wollte. Gewisse Be-
trachtungen aber verhinderten die Ausführung ei-
nes Entschlusses, der der Gerechtigkeit nicht ent-
gegen war. Man stellte indeß einen Proceß
wider

wider den Strafbaren an, und hörte dabey die wiederholten Beschwerden und Anklagen der Grossen. Ama und sein Bruder wurden aus dem Reiche verbannet. Sie machten sich auch beyde nach dem ihnen angewiesenen Orte auf den Weg, wurden aber unterweges umgebracht, ohne daß man wußte, ob es auf Befehl des Kaysers geschehen wäre.

Die Rebellen belagerten die Stadt Hoaigang. Da nun die Einwohner und Soldaten keine Hülfe zu gewarten hatten, beschlossen sie, lieber zu sterben, als sich dem Feinde zu ergeben. Diese großmüthigen Opfer ihrer Treue starben meistentheils aus Mangel der Nahrung auf den Gassen. Sie hatten Wurzeln, Baumblätter, Leder, Hunde, Ratten und Kröten gegessen, und entschlossen sich endlich auch die todten Körper der Menschen zu verzehren. Die Stadt, die im Anfange der Belagerung sehr volkreich gewesen war, ergab sich endlich, weil nicht Einwohner genug mehr zur Vertheidigung da waren. Der Commandant wurde gefangen genommen, und von den Rebellen in Stücken zerrissen.

Die Stadt Ganking wurde ebenfalls belagert. Da der Commandant an diesem Orte sich auf allen Seiten eingeschlossen sahe, bewaffnete er sich vom Fuße bis auf den Kopf, stellte die Officiere auf ihre Posten, zog mit den herzhaftesten Soldaten den Feinden entgegen, kam ihnen über den Hals, und richtete ein großes Blutvergießen unter ihnen an. Er bekam indeß

zehn

zehn Wunden, und wurde von der Menge übermannet, zu einer Zeit, da er am hitzigsten focht. Als er die Stadt erobert sahe, stach er sich den Degen durch den Leib. Seine Frau und Kinder stürzten sich in einen Brunnen. Die Officiere der Besatzung brachten sich ebenfalls lieber ums Leben, als sie sich ergaben, und ein guter Theil der Einwohner sprang lieber ins Feuer, als er sich den Rebellen unterwerfen wollte. Diese streiften bis an die Thore der kayserlichen Residenz, wo sie alles in Furcht und Schrecken setzten. Der Hang zum Vergnügen hatte den Chunti gegen das Unglück des Reichs unempfindlich gemacht, und es giebt wenig Beyspiele solcher Prinzen, die von dem Verluste ihrer Staaten so wenig wären gerührt worden.

Der Ehrgeiz des künftigen Kronerbens erregte große Unruhen am Hofe. Er wollte seinen Vater bereden, die Regierung niederzulegen, und einige vornehme Herren waren Ursache, daß dieses Project nicht ausgeführt wurde. Der junge Prinz rächte sich durch Gift an denen, die seinen Absichten Hindernisse in den Weg gelegt hatten. Taiping, ein getreuer und verständiger Minister, der allein im Stande war, seinem Herrn gute Rathschläge zu geben, verlies den Hof, und blieb in dem Schooße seiner Familie, weil er sich alle Tage den Pfeilen des Neides blosgestellt gesehen hatte. Der blödsinnige Monarch verlohr also einen guten Diener, und die ganze Gewalt befand sich in den Händen derer

beyden

beyden Bösewichter, die sich nur zu bereichern suchten, ohne sich die Drangsalen des Reichs zu Herzen gehen zu lassen.

Ein Chineser, Namens Tchou, der erst Aufwärter in einem Bonzenkloster gewesen war, hernach sich zu einem Trupp Aufrührer geschlagen hatte, und endlich ihr Anführer geworden war, machte sich die Umstände vortreflich zu Nutze, um sich den Weg zum Throne zu bahnen. Nachdem er sich von verschiedenen Plätzen und Provinzen Meister gemacht hatte, thaten ihm die Generale seiner Armee den Vorschlag, daß er sich zum Kayser solle ausrufen lassen. Er wollte darein nicht willigen, und begnügte sich mit dem Titel eines Königs. Man verwunderte sich sehr, da man einen Menschen vom niedrigsten Stande sich wie einen großen Prinzen aufführen sahe. „Ich habe keine andere Absicht,„ sagte er, „als „die Völker glücklich zu machen. Wir müssen „aber vor allen Dingen gute Gesetze haben. „Die Mongous, weil sie in diesem Stück nicht „aufmerksam genug gewesen sind, laufen jetzt Ge„fahr, das Reich zu verliehren. Wir wollen uns die„ses Beyspiel zu Nutze machen, und unsere Ge„walt auf festere Gründe bauen.„

Die Chineser kamen haufenweise unter seine Fahnen, und schienen ganz entzückt, einen Prinzen zu sehen, der so großmüthig, so gesprächig, so gemäßigt in seinen Leidenschaften, so ein Freund der Gelehrten, und so aufmerksam war, die Chineser nach den Gesetzen und alten Gebräuchen der Nation zu beherrschen. Während daß alle

Völker sich für einen der Regierung so würdigen Mann erklärten, war der Hof des Kaysers in verschiedene Factionen getheilt, die einander nur zu verdrängen und über den Haufen zu werfen suchten. Der künftige Kronerbe, anstatt daß er das Herz der Soldaten zu gewinnen hätte suchen sollen, indem diese allein den wankenden Thron zu stützen vermögend waren, suchte nur seine rachgierige Neigung zu befriedigen, und trug selbst zum Untergange des Reichs, das ihm bestimmt war, das seinige bey.

Man suchte alle Tage den Chunti zu bereden, eine Krone niederzulegen, die ihm zu schwer zu tragen war; man konnte ihn aber zu einem solchen Entschlusse nicht bringen. Er gab indeß dem künftigen Erben alle Gewalt in die Hände, machte ihn zum Generalißimus der Armeen, und Generallieutenant des Staats. Die Feinde des jungen Prinzen bedienten sich aller Ränke, um ihn an der Ausübung der Gewalt zu hindern, die ihm war anvertrauet worden. Alles dieses konnte ohne große Unruhen am Hofe nicht geschehen, und die Sachen der Mongous liefen schlimmer als jemals.

Tchou fuhr fort, alle Eigenschaften zu zeigen, die das Andenken der größten Prinzen unsterblich gemacht haben. Er machte einen Regierungsplan bekannt, den er einführen wollte, und hatte dabey die Regierung der berühmtesten chinesischen Kayser zum Muster genommen. Alle Leute von Verdiensten fanden an ihm einen Beschützer, und er belohnte sie als ein König.

Er

Er machte keinen thörichten Aufwand für sein Vergnügen, und entfernte sich von allem, was fähig ist, daß Herz weichlich zu machen. Anstatt das Volk durch eine eitle Pracht zu blenden, wollte er, das sein Pallast blos wegen der Simplicität der Auszierungen bewundert werden sollte. Wenn er Handwerker oder Bauern antraf, lies er sich mit ihnen in ein Gespräch ein, redete von ihren Geschäfften, und unterlies nicht, ihnen seine Freygebigkeit zu zeigen. Mit allen diesen schönen Eigenschaften der Seele vereinigte er einen aufgeklärten Verstand, und seltene Talente zur Regierung. Dieser Mann, der nur eine seiner niedrigen Herkunft gemäße schlechte Erziehung gehabt hatte, machte sich durch den Umgang mit gelehrten Leuten geschickt in allem, was die Wissenschaften reelles und gründliches haben. Seine Tapferkeit, seine Erfahrung im Kriegshandwerke, seine Hoheit der Seele, seine Billigkeit in Austheilung der Ehrenstellen, zogen ihm die Neigung der Generale, der Officiere und Soldaten zu. Von dieser Beschaffenheit war der berühmte Chineser, der von dem niedrigsten Stande auf den glänzendsten Thron der Welt empor stieg.

Man suchte vergebens seinen Eroberungen Einhalt zu thun. Er schlug in einer einzigen Schlacht alle die Truppen, die man ihm auf dem Wege des Sieges entgegen stellte. Nachdem er über den gelben Fluß gegangen war, und keine Hindernisse mehr fand, bemächtigte er sich ohne Mühe aller Städte, die er auf seinem

Wege

Wege antraf. Nachdem er endlich die kayserliche Armee noch einmal angetroffen hatte, lieferte er ihr sogleich eine Schlacht, und hieb sie gänzlich nieder. Der Kayser wußte sich mit nichts zu retten, als mit der Flucht. Er begab sich gegen Norden, allwo er nach zweyen Jahren starb, und mit ihm nahm die Dynastie der Mongous ein Ende, welche man eigentlich die Dynastie Yuen nannte.

Der neue Kayser, der sich den Namen Taitsou beylegte, schlug seine Residenz zu Nanking auf. Im folgenden Jahre machte er sich Meister von Peking, wovon die Belagerung nur einen Tag dauerte. Ich kann mich nicht enthalten, von den guten Verordnungen, die gleich im Anfange seiner Regierung heraus kamen, eine anzuführen, die von einer großen Klugheit zeigt. Er verbot Manns- und Frauensperson nen vor dem vierzigsten Jahre in ein Bonzenkloster zu gehen, um sich darinne ganz der Religion zu widmen.

Eine seiner vornehmsten Sorgen war, die Wissenschaften in Flor zu bringen; und man kann sagen, daß sein Hof ein Zufluchtsort der Gelehrten war. Er erstreckte auch seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Arten der Profeßionen, die nur in den Augen der allertümmsten Reichen für unedel angesehen werden können. Eines Tages, als er sich in den Provinzen seines Reichs umsahe, lies er seinen Wagen mitten unter einigen Feldern stille halten, und sagte zu seinem Sohne: „Ich habe dich mitgenommen,

„daß

„daß du ein Zeuge des Schweißes und der sauern „Arbeit des armen Landmannes seyst, und da„mit das Mitleiden, das eine so beschwerliche Le„bensart in deinem Herzen erregen wird, dich „bewege, Leute, die dem Staate so nützlich „sind, nicht mit Abgaben zu überladen.„ Ich will hier eine Begebenheit erzählen, aus welcher man sehen kann, wie empfindlich dieser Prinz gegen löbliche Handlungen war. Ein junger Mensch, der mit seinem Vater und seiner Frau eine Reise that, fiel in die Hände der Räuber. Diese wollten den alten Mann umbringen; aber der Sohn stellte sich vor ihn hin, und bat mit Thränen, daß man lieber ihn, als seinen Vater, umbringen möchte. Da sie ferner sehr geneigt schienen, seine Frau, welche jung und schön war, zu misbrauchen, sagte sie zu ihnen: „Wäret ihr wohl im Stande, eine solche „Schandthat vor den Augen meines Mannes „zu begehen?„ Die Räuber nahmen hierauf den jungen Mann, und warfen ihn in ein grosses Feuer, das sie angezündet hatten. Die Frau, da sie sahe, aus welchem Grunde man mit ihrem Manne so verfuhr, stürzte sich sogleich auch in die Flamme. Der Kayser lies diesem unglücklichen Paare zu Ehren ein Denkmal aufrichten.

Taitsou, nachdem er mit großem Ruhme regiert hatte, starb im ein und siebzigsten Jahre seines Alters, und lies die Krone seinem Enkel, Namens Kienventi, welcher in die Fußstapfen seines berühmten Vorgängers getreten seyn wür-

de, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, die Chineser glücklich zu machen. Die Onkel des neuen Monarchen, welches die leiblichen Söhne des verstorbenen Kaysers waren, konnten es nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, daß man die Augen auf ein u) Kind geworfen, und es so vielen andern Prinzen von reifern Alter, und die allemal die Regierung selbst führen konnten, vorgezogen hatte. Sie entdeckten, daß die Nachfolge x) in der Regierung nur durch die Ränke der Minister anders sey geordnet worden, als welche unter einem jungen Kayser die ganze Gewalt in Händen zu haben vermeynten. Unter allen Prinzen schien keiner mehr aufgebracht, als Yonglo, welcher auch zu den Waffen griff, um ein Unrecht zu rächen, das er erlitten zu haben glaubte. Der Hof stellte ihm eine Armee entgegen, und es kam zwischen beyden Partheyen zu einer blutigen Schlacht. Der Sieg erklärte sich für den Yonglo, welcher seinen Marsch fortsetzte, und sich der Hauptstadt näherte. Ein Verräther, Namens Likinglong, öffnete ihm die Thore. Es wurde ein entsetzliches Blutbad in der Stadt angerichtet, und der kayserliche Pallast wurde dabey

u) Der junge Kayser war erst dreyzehn Jahre alt, als er auf den Thron stieg.

x) Die chinesischen Kayser ernannten bisweilen ihre Nachfolger selbst, wie man im Durchlesen dieser Geschichte wird bemerkt haben; insgemein aber folgte der älteste Sohn seinem Vater in der Regierung.

dabey in die Asche gelegt. Man überbrachte dem Ueberwinder den Körper des jungen Monarchen, welcher zur Hälfte verbrannt war. Yonglo konnte sich bey diesem Anblicke der Thränen nicht enthalten, und rächte sich an den Ministern wegen alle des Blutes, das sie ihn hatten vergießen lassen.

Nachdem er seinen Zorn durch schreckliche Beyspiele der Strenge gezeigt hatte, belohnte er alle diejenigen, die ihm zum Throne verholfen hatten, bis auf den Verräther Likinglong. Dieser Bösewicht begieng ein neues Verbrechen, und wurde zum Tode verurtheilt. Er hatte die Verwegenheit, dem neuen Kayser vorzuwerfen, daß er einen Menschen gar schlecht belohne, dem er die Krone zu danken habe. „Würdest du „wohl regieren,„ sagte er zum Prinzen, „wenn „ich dir nicht die Thore der Stadt geöfnet hät„te? — „Verräther,„ antwortete ihm der Kayser, „meinem Glücke, und nicht deiner Untreue „habe ich die Krone zu danken. Wenn ein an„derer mit einer Armee gekommen wäre, hät„test du ihm nicht ebenfalls die Thore geöfnet?„ Yonglo bewies seine ganze Regierung hindurch eine sehr erhabene Seele, und eine nicht gemeine Klugheit. Er starb in einem Alter von drey und sechzig Jahren.

Einige seiner Nachfolger machten sich durch eine gelinde und kluge Regierung nicht minder berühmt; ich will aber nur von denen reden, deren Regierung mit den Gegenständen einiges Verhältniß hat, die ich mir in dieser Geschichte

 abzuhan-

abzuhandeln vorgesetzt habe. Yngtsong, der sechste Kayser dieser Dynastie, beschloß gegen die Tartarn zu marschiren, welche ohn Unterlaß Streifereyen in die chinesischen Provinzen thaten, und darinne alle Arten der Räuberey verübten. Die chinesische Armee, die vom Kayser selbst angeführt wurde, aber aus Mangel an Lebensmitteln sehr schwach geworden war, konnte den Angriff der Feinde nicht aushalten, und wurde gänzlich geschlagen. Man machte den Kayser zum Gefangenen, und führte ihn tief in die Tartarey ab. Sein Sohn, der nur zwey Jahre alt war, wurde auf den Thron gesetzt, und man gab ihm seinen Onkel Kingti zum Vormunde. Dieser, als des gefangenen Kaysers ältester Bruder, glaubte ein Recht für sich zu haben, und riß in kurzer Zeit die Gewalt gänzlich an sich.

Die Kayserinn schickte unterdeß eine Menge Gold, Silber und Seidenwaaren zur Auslösung des Kaysers ab. Der tartarische König nahm, was man ihm gab, und lies seinen Gefangenen bis an die chinesische Grenze bringen, gleich als ob er Lust hätte, ihn wieder zurück zu geben; einige Tage darnach aber fiel ihm ein, daß diese Auslösung der Würde eines so mächtigen Monarchen nicht angemessen genug wäre, und er lies ihn wieder nach der Tartarey zurück führen.

Nach langwierigen Unterhandlungen willigten endlich die Tartarn in die Zurückgebung ihres Gefangenen, und er wurde mit einer zahlreichen Bedeckung bis an die chinesische Grenze gebracht.

Von hier aus schrieb er an seinen Bruder, der sich der Krone bemächtigt hatte, daß er darauf Verzicht thue, und in der Stille ruhig für sich leben wolle. Dieser Prinz begab sich hierauf ohne alles Gefolge nach Nanking. Die beyden Brüder, die einander begegneten, umarmten sich, und vergossen beyderseits Thränen. Der abgesetzte Monarch begab sich sodann in den Pallast, den er sich zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Kingti setzte die Regierung fort, und wollte sich sogar einen von seinen Söhnen zum Nachfolger ernennen; man gab ihm aber zu verstehen, daß die Krone von Rechts wegen dem Prinzen gehöre, dessen Stelle er verträte. Der Usurpator wurde von einer tödtlichen Krankheit befallen, und Yngtsong stieg, ein Jahr vor dem Ableben desselben, wieder auf den Thron.

Unter der Regierung des Voutsong, des zehnten Kaysers dieser Dynastie, waren die Völker, da sie mit Auflagen übermäßig beschweret wurden, dermaßen aufgebracht, daß sie zu den Waffen griffen, verschiedene kleine Corps formirten, und wie ein reißender Strom sich auf einmal über die Provinzen ausbreiteten. Der Nachfolger des Voutsong hatte eine Menge Kriege zu führen; aber er endigte sie alle glücklich. Eine Armee von sechzig tausend Tartarn, die sich der Stadt Peking näherte, wurde in Stücken gehauen. Die Japaner, die als Vasallen des Reichs angesehen wurden, fiengen an das Joch abzuschütteln, und

 thaten

thaten eine Landung auf China. Diese Unternehmung glückte ihnen nicht; sie waren auch unter der folgenden Regierung nicht glücklicher, als sie mit gewaffneter Hand in das Königreich Corea einfielen, wohin die Chineser Hülfe schickten. Nach einem blutigen und hartnäckigen Gefechte wurden die Chineser überwunden, und verloren viel Volks.

Mit dem Kayser Hoaitsong endigte sich die Herrschaft der Chineser, um den Tartarn Mancheoux Platz zu machen, welche noch jetzt das weitläuftige chinesische Reich mit unumschränkter Gewalt beherrschen.

Der Ursprung dieser Mancheoux ist gar wenig bekannt. Einige leiten sie von einer wilden tartarischen Nation, Niusses genannt, ab, welche vor Alters ein kleines Land der Provinz Leatong gegen Morgen bewohnten. Andere haben ihnen einen nicht so geringen Ursprung geben wollen, und lassen sie von denen alten Kins abstammen, deren Herrschaft zuerst durch den Gengischan erschüttert, und durch seine Nachfolger gar über den Haufen geworfen wurde; man muß aber gestehen, daß hier überall nichts als Dunkelheit und Ungewißheit sey. Das gewisseste ist, daß die Mancheoux, zu Anfange des letzten Jahrhunderts, ehe sie gegen China losbrachen, sich für Vasallen dieses Reichs bekannten. Sie wurden daselbst sogar als eine sehr stille Nation angesehen, die sich nicht leicht unter ein Haupt vereinigen ließe, und folglich denen nicht sehr fürchterlich wäre, die sie unterdrücken wollten.

ten. Ein ziemlich gegründetes Vorurtheil, das aber zum Unglücke nur zu weit getrieben wurde.

Der Hof zu Peking hatte im Jahr 1586 diesem Volke erlaubt, seine Wohnungen weiter gegen Leatong, über die alten Grenzen, auszubreiten, und es hatte sich diese Erlaubniß zu Nutze gemacht, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Sechs Jahre darnach wollten einige neue Mandarinen, die auf die Erstreckung ihrer Gewalt eifersüchtiger waren, als ihre Vorgänger, mit Gewalt die Ländereyen zurück haben, die den Tartarn waren abgetreten worden. Der Vicekönig befahl diesen, sie wieder herzugeben; und da man ihm nicht gehorchte, so gieng er selbst mit einem starken Corps Truppen, sie dazu zu zwingen.

Dieses Verfahren verdroß die Mancheoux; sie murreten laut darüber, und schienen zu einem Aufstande entschlossen. Der chinesische Officier befürchtete den Ausbruch desselben noch vor seinem Abzuge, und um ihm zuvorzukommen, fiel er auf ein sehr seltsames Mittel: er wollte nämlich die tartarischen Familien dieses Cantons an einen andern Ort versetzen. Er gab zu dem Ende einer Parthie von seinen Truppen Befehl, sich im Lande herum zu verbreiten, die Dörfer, oder hier und da einzeln stehenden Hütten zu zerstöhren, und ohne Ausnahme alles in Stücken zu schlagen, was den Einwohnern zu einigem Nutzen seyn könnte.

Es ist wahr, daß man durch ein solches Verfahren den Mancheoux zu verstehen geben wollte, daß sie in dem Lande, das man ihnen einräumte, alles im Ueberflusse finden würden. Aber diese armen Vertriebenen, die sehr wenig auf alle die schönen Versprechungen baueten, konnten sich nicht entschüßen, ihre Wohnungen zu verlassen. Die jungen und starken Leute von ihnen begaben sich in Gegenden, wo ihnen nicht beyzukommen war, da man indeß die Kinder, die Alten und Schwachen mit Gewalt wegnahm. Die Zahl dieser Unglücklichen belief sich über sechs tausend, welche meistentheils vor Elend oder vor Verdruß starben.

Eine so harte Begegnung machte indeß auf die Mancheoux nur einen mittelmäßigen Eindruck; man sahe sie als eine Wirkung der flüchtigen Erbitterung des Vicekönigs an, welche der Hof nicht billigen, und über kurz oder lang bestrafen würde. In dieser Einbildung beruhigte man sich nach und nach wieder; die Flüchtigen nahmen von den Ländereyen wieder Besitz, die sie verlassen hatten; die Wohnungen wurden zahlreicher als zuvor, und man glaubte vor allen weitern Anfällen vollkommen gesichert zu seyn. Aber im J. 1610 wachte der Haß der Mandarinen auf einmal wieder auf. Neue chinesische Truppen erschienen in diesen Gegenden, da man sich ihrer am wenigsten versahe, und richteten eine schreckliche Verwüstung an.

Die Mancheoux sahen nunmehr ein, was ihnen bevorstünde, wenn sie sich nicht mit einander vereinig-

vereinigten, und diese Vereinigung wurde endlich beschlossen. Man wurde eins, der Nation ein unumschränktes Haupt, oder einen wirklichen König zu geben. Die Wahl war eine Sache von Wichtigkeit. Indeß hatte man nicht nöthig lange darüber zu berathschlagen, indem ein allgemeiner Zuruf sie auf die Person des Taytsou fallen lies, welches eben derjenige ist, den das heutige regierende Haus in China als den Stifter der Dynastie erkennet.

Die Erwählung dieses Prinzen wurde von einer gänzlichen Veränderung der Mancheoux begleitet. Sie nahmen mit den Waffen zugleich alle Tugenden an, welche gute Krieger machen: Geduld in Beschwerlichkeiten, Gehorsam, Tapferkeit, einen großen Eifer für die Ehre der Nation. Es war dieses ohne Zweifel mehr, als erfodert wurde, um unter ihren jungen Leuten ein heftiges Verlangen, sich an den Chinesern zu rächen, rege zu machen, und Taytsou ermangelte auch nicht, es aus allen Kräften zu unterstützen. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung stellte er den verschiedenen Horden vor, „daß es ihnen schimpflich wäre, wenn sie „sich länger blos vertheidigend hielten; daß man „sich über die Grenzen des Landes hinaus wagen, „das Gebiete des Reichs betreten, und, um in „fernern Unternehmungen glücklich zu seyn, sich „der Stadt Fouchun bemächtigen müsse.„ Dieser Platz war, seiner Lage nach, eine der stärksten Grenzvestungen des chinesischen Reichs. Taytsou näherte sich demselben

mit dreyßig tausend Mann; und nachdem er ihn auf allen Seiten eingeschlossen hatte, eroberte er ihn in zwey Tagen mit Sturm.

Der Vicekönig zu Leatong hielt sich, auf die davon erhaltene Nachricht, für verloren, wenn er dieses Feuer nicht alsbald dämpfte. Er nahm demnach geschwind alle Truppen seiner Provinz zusammen, und nachdem er ihnen einen von seinen Adjutanten, einen beherzten und erfahrnen Mann, zum General gegeben hatte, lies er sie gegen die Mancheoux marschiren. Die Parteyen waren einander in der That nicht gleich; Taytsou sahe das wohl ein, und zog sich zurück. Er lies aber, bey dem Eintritte in die Tartarey, ein ansehnliches Corps zurück, welches Befehl hatte, auf die chinesische Armee Achtung zu geben, und sie in ihren Bewegungen zu beunruhigen.

Diese weise Vorsicht schaffte mehr Nutzen, als man vermuthete. Das zurückgelassene Corps bestand aus acht bis zehn tausend Mann, welche sich nicht unvorsichtig einließen, sondern auf eine Gelegenheit warteten. Sie fanden diese auch bald in der schlechten Aufführung des Feindes. Die Chineser glaubten, der Krieg sey schon geendigt, da die Mancheoux sich zurück gezogen hatten, und beobachteten gar keine Regeln der Kriegszucht, weil sie voller Verachtung gegen diese Nation waren. Ihr Lager, das überall offen und schlecht bewacht war, reizte die Tartarn, es anzugreifen; und sie thaten ihren Angriff eines Tages so gut, daß mehr als zwey Drittel

der chinesischen Armee, nebst ihrem Generale, dabey ums Leben kamen.

Ein so vollkommener Sieg, welcher die Ueberwinder zur Fortsetzung des Krieges kühner und hitziger hätte machen sollen, that bey ihnen eine ganz entgegen gesetzte Wirkung. Es sey nun, daß Taytsou von Seiten seiner eifersüchtigen und durch die Chineser aufgehetzten Nachbarn einen Einbruch in sein Land befürchtete; oder daß er glaubte, für die Feststellung der Freyheit seines Volks genug gethan zu haben: genug, er war der erste, der vom Frieden sprach. Ein Mandarin, aus der Zahl seiner Gefangenen, wurde von diesem Prinzen mit einem Briefe an den Vicekönig zu Leaotong abgeschickt, und dieser Brief enthielt, nach einer langen Vorhaltung aller der Puncte, worüber die Mancheoux sich zu beklagen hätten, die stärksten Versicherungen, daß man die Waffen niederlegen wolle, wenn der Hof ihnen Genugthuung verschaffte.

Der Vicekönig hielt diese Sache für allzu wichtig, als daß er sie für sich selbst abthun wollte. Er schickte demnach den Brief des tartarischen Generals an den Hof, mit dem Vorsatze, nichts zu unternehmen, als bis er gemessenen Befehl erhalten hätte, was er thun oder lassen sollte. Diese Befehle, worauf so lange gewartet wurde, kamen endlich an, und waren für den Mandarin ungemein demüthigend. Er wurde nicht allein zurückgerufen, sondern auch seiner Würde entsetzt, und bis zu dem gemeinen Pöbel erniedrigt. In Ansehung der Mancheoux nahm man sich nicht einmal

einmal die Mühe, auf ihren Brief zu antworten. Die Minister und Hofleute sahen den Feind nicht anders als in der Entfernung, hielten ihn nicht für sehr furchtbar, und glaubten, das Beste wäre, ihn zu verachten. Es wurden neue Commandanten auf die Grenze geschickt, mit dem Befehle, Truppen anzuwerben, die festen Plätze zu besetzen, und diese Aufrührer zu vertilgen.

Taytsou merkte bald, daß man an nichts weniger gedächte, als an einen Friedensschluß. Um sich nun nicht vorkommen zu lassen, und durch die Hoffnung zur Beute destomehr Leute an sich zu ziehen, rückte er ohne Verzug ins Feld. Er faßte zugleich von Stund an den festen Entschluß, die Rache aufs äußerste zu treiben, und künftig ohne Verschonen eine Macht anzufallen, die seiner Meynung nach weniger furchtbar als stolz wäre, und deren ganze Politik weiter auf nichts gienge, als auf den gänzlichen Ruin der Nation.

Dieses war keine bloße Drohung. Die Tartarn drangen tief in Leaotong ein, und belagerten Singho. Der Platz war nicht schlecht, und hatte eine so zahlreiche Besatzung, daß der Lieutenant des Commandanten sich erbot, mit einiger ausgelesenen Mannschaft hinaus zu gehen, und den Feind anzufallen. Seine Absicht war nicht allein, die Chineser beherzter zu machen, wenn er sie aus ihren Verschanzungen zöge, sondern auch den Mancheoux das dreuste und kühne Wesen zu benehmen, das ihrem Generale so sehr zu statten kam.

Der

Der Vorschlag dieses Officiers wurde verworfen, und es zeigte sich auch bald, daß man Recht gehabt hatte, da man sich blos zur Vertheidigung des Platzes sparte. Die Tartarn, die einen Sturm wagten, wurden tapfer zurück geschlagen; anstatt aber dadurch abgeschreckt zu werden, ward ihr Muth immer noch hitziger. Nachdem eine Mauer, an der sie drey Tage gearbeitet hatten, eingestürzt war, thaten sie einen heftigen Angriff, wobey auf beyden Seiten viel Volks blieb. Vielleicht wäre auch dieses ohne Nutzen gewesen, wenn ein chinesischer Officier, der von den Tartarn bestochen war, nicht während dem Angriffe ein Mittel gefunden hätte, sie in Singho einzulassen. Die ganze Besatzung wurde niedergemacht, nebst mehr als zehn tausend Einwohnern. Die siegende Armee ruhete einige Tage aus, überschwemmte hernach das umliegende Land, und trieb erschreckliche Raubereyen.

Unterdessen war der neue Vicekönig Hyontinpie in seiner Provinz angekommen. Um sich seines Posten würdig zu bezeigen, brachte er geschwind eine große Armee zusammen, die er selbst anführen wollte, und die ohne sonderliche Mühe in die Tartarey einbrach, wo sie eine Verstärkung von zehn tausend Coreern erhielt. Da die Mancheoux diesen Queerstrich der Chineser erfuhren, verließen sie sogleich Leaotong, um ihrem Lande zu Hülfe zu kommen. Als sie aber auf einer Seite hinein kamen, marschirte der Vicekönig auf der andern wieder hinaus. Dieser

ser Großmandarin trauete seinen neugeworbenen Soldaten nicht genug, um mit ihnen festen Fusses einen Feind zu erwarten, der zu siegen gewohnt war, und der für seine Freyheit stritt. Dieser Feldzug lief demnach auf einige Plünderungen, und auf die Bestrafung zweener Ueberläufer hinaus, die man unter den Tartarn antraf. Ohnfehlbar wollte Hyontinpic seine Truppen bis zum folgenden Jahre aufheben, wo er den Manchcoux erst recht zu Leibe gehen, und seine Maaßregeln so wohl ergreifen wollte, daß ihr Untergang unvermeidlich seyn sollte.

Die Armee, die er zu Anfange des Jahrs 1619 auf die Beine brachte, belief sich über hundert tausend Mann. Er theilte sie in vier fast gleiche Corps, welche durch eben so viel verschiedene Wege zu gleicher Zeit in die Tartarey einrücken, und bey Eultaokoan wieder zusammen stoßen sollten. Die Absicht des Vicekönigs war, den Tartarn zuvor zu kommen, und sie in ihrem Lande anzugreifen, ehe noch ihre Armee völlig beysammen wäre.

Es scheint, daß die Manchcoux dieses Jahr in großer Gefahr gewesen wären, wenn man den Anstalten des Hyontinpie genau gefolgt hätte; aber die Eitelkeit eines einzigen Mannes machte alle Projecte des Vicekönigs unnütz. Einer von seinen vier Generallieutenants, Namens Tousong, der gern die Ehre haben wollte, der erste zu seyn, der in diesem Kriege die Tartarn geschlagen hätte, glaubte die Gelegenheit dazu gefunden zu haben, und ergriff sie begierigst.

Da

Da er auf Fultaokoan los marschirte, brachte man ihm die Nachricht, daß die Mancheoux sich jenseits des Yunho stelleten, und daß sie ohngefähr nur zehn oder zwölf tausend Mann stark wären. Er lenkte sogleich von seinem Wege ab, näherte sich dem Flusse, und trug kein Bedenken, im Angesichte der Feinde über denselben zu gehen. Dergleichen Unternehmungen sind, wie man weis, sehr bedenklich, und erfordern viel Behutsamkeit. Tousong wandte deren nicht viel an, und wurde daher auch, so wie er es verdiente, geschlagen.

Der König der Mancheoux, der bey Zeiten von der Annäherung der Chineser benachrichtigt wurde, errieth ihr Vorhaben gar bald, und faßte auf der Stelle seinen Entschluß. Nachdem er die Hälfte seiner Leute in einen Hinterhalt versteckt hatte, blieb er mit den übrigen in einiger Entfernung vom Flusse stehen, mit dem Vorsatze, zurück zu weichen, und sogar zu fliehen, sobald die Chineser über den Fluß seyn würden. Kaum hatten diese sich blicken lassen, als die Tartarn mit dem Anscheine einer großen Furcht zurück wichen, und die Flucht ergriffen. Tousong, vor Freuden außer sich, lies die Vordertruppen anrücken, sobald sie ans Land waren, befahl den andern zu folgen, und glaubte schon den Sieg in Händen zu haben. Unterdessen machten die Flüchtigen Halte, kehrten sich um, und giengen trotzig auf den Feind los. Zu gleicher Zeit brachen die Truppen aus dem Hinterhalte hervor, und fielen den Chinesern in den Rücken.

cken. Man brachte sie durchgängig in Unordnung, und auf diese Unordnung folgte bald ein allgemeines Niedermetzeln. Der verwegene General war einer von den ersten, die dabey umkamen.

Malin, der einen andern Trupp der chinesischen Armee führte, erfuhr die Niederlage des Tousong, ehe er noch Eultaokoan erreicht hatte. Er war sogleich auf mehrere Sicherheit bedacht, und verschanzte sich, so gut er konnte; aber die Hurtigkeit der Mancheoux machte seine Vorsicht unnütz; er hatte sie auf dem Halse, da er sie noch sehr weit von sich glaubte. Seine Truppen, denen man die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte des Yunho nicht hatte verheelen können, und die dadurch schon sehr niedergeschlagen waren, vertheidigten sich ziemlich schlecht, so daß alle Bemühungen des Generals ihre Unordnung nicht hindern konnten. Man verfolgte sie auf der Flucht so hitzig, daß ihrer sehr wenige dem Schwerdte der Mancheoux entgiengen.

Diese beyden hinter einander erhaltenen Siege gaben den Tartarn Gelegenheit, einen dritten eben so vollkommenen und eben so rühmlichen zu erhalten als die andern gewesen waren. Lyeouyen, einer von denen Generallieutenants, die bey Eultaokoan zusammen stoßen sollten, hatte sich, als er in die Tartarey kam, genöthigt gesehen, einige Posten über den Haufen zu werfen, welche ihm sonst den Rücken nicht frey gelassen hätten. Diese kleinen Geschäfte hatten ihn in seinem Mar-

sche

sche ziemlich aufgehalten, und er war noch nicht nahe genug, um von dem Unglücke seiner Collegen etwas zu erfahren. Die Mancheoux setzten voraus, daß er nichts davon wüßte, und diese Vermuthung, die ganz gegründet war, brachte sie auf die Gedanken, ihn zu überfallen.

Da sie in den beyden vorhergegangenen Treffen eine große Menge Fahnen und Waffen erbeutet hatten, so kamen sie auf den Einfall, die chinesischen Fahnen anstatt der ihrigen zu brauchen, sich ihrer Brustharnische zu bedienen, und mit starken Märschen dem Lyeouyen entgegen zu gehen. Die vollkommene Kenntniß, die sie vom Lande hatten, setzte sie in den Stand, die kürzesten Wege zu wählen; und ihre vorgenommenen Veränderungen machten, daß man sie ohne Schwierigkeit näher kommen lies, indem die Chineser sie für einen Theil ihrer Armee ansahen. Auf der andern Seite glaubten die Tartarn, da sie keine außerordentliche Bewegung im Lager der Feinde bemerkten, daß ihre List gelungen sey. Sie machten so nahe, als es ihnen möglich war, Halte, um sowohl auszuruhen, als auch die Gegend besser in Augenschein zu nehmen. Da sie sich nun immer mehr überzeugten, daß die chinesischen Truppen nichts weniger, als einen Angriff besorgten, überfielen sie dieselben ein wenig vor dem Untergange der Sonne, und hieben sie in Stücken, oder jagten sie aus einander. Verschiedene andere von den Tartarn erhaltene Siege brachten den Stolz des Königs der Mancheoux auf einen sehr schmeichelhaften Vorsatz; es sey

nun, daß er, wie es nicht ganz unwahrscheinlich ist, China zu erobern willens war, oder daß er, wie es noch leichter zu vermuthen ist, blos die nordischen Provinzen davon trennen wollte. Indeß mußte ihm doch ein Hinderniß von Seiten seiner neuen Unterthanen unüberwindlich scheinen. Diese Tartarn, bereichert mit der Beute, die sie den Chinesern schon abgenommen hatten, und überzeugt, daß ihre alten Verfolger sie endlich in Ruhe lassen würden, schienen sich nach dem Frieden zu sehnen. Vielleicht hatten sie ihn wirklich nöthig, um ihrer jungen Mannschaft Zeit zu geben, sich nach und nach zum Kriegswesen zu bilden, und jene Krieger zu ersetzen, die theils in so vielen Treffen, theils unter den Strapazen des Krieges umgekommen waren.

Aber der unzeitige Eifer eines neuen Vicekönigs, Namens Xuenyntay, riß den Prinz Taytsou sogleich in den ersten Monaten des folgenden Jahres aus der Verlegenheit, und entflammte den Eifer der Tartarn aufs neue. Xuenyntay, ein Mann, der im Cabinette gut zu brauchen war, aber gar nichts vom Kriege verstand, war kaum in seiner Provinz angelanget, als er sich durch eine rühmliche That hervorthun wollte. Seine Absicht war indeß nicht, die Mancheoux in ihren Gebürgen anzugreifen, ihre engen Wege zu durchkriechen, und einen offenbaren Krieg mit ihnen anzufangen; dergleichen Unternehmungen konnten nicht nach seinem Geschmacke seyn, und seine Instructionen verboten sie ihm auch ausdrücklich. Auf der andern Seite konnte er sich

auch

auch nicht blos darauf einschränken, daß er dem Volke das Recht sprach, und die ordentlichen Geschäfte eines Vicekönigs besorgte. Der Entschluß, den er faßte, war, daß er den öftern Einfällen der Feinde starke Wälle entgegen setzen, und sie dadurch in ihre alten Wohnungen einschränken wollte. Wenn er dieses wichtige Vorhaben noch einige Zeit verschoben, und den Tartarn Zeit gelassen hätte, die Süßigkeit der Ruhe zu schmecken, in Sicherheit und im Ueberflusse träge zu werden; wenn er unterdessen auf eine listige Art Gelegenheit gesucht hätte, sie mit einander zu entzweyen, oder durch einige schickliche Vorschläge einzuschläfern: so würde ihm sein Vorhaben ohnfehlbar gelungen seyn. Aber er stellte sich trotzig an die Gränze, zeigte dem Feinde die Waffen und zugleich den Zaum, den er ihm anlegen wollte, ohne im Stande zu seyn, ihn zur Annehmung desselben zu zwingen; eine Uebereilung, die sehr deutlich ins Auge fällt, und deren Folgen nicht anders als höchst nachtheilig seyn konnten.

Der Vicekönig entdeckte diese nachtheiligen Folgen auch gar bald; aber es war nicht mehr Zeit ihnen vorzubeugen. Die Mancheoux, da sie an ihren Grenzen überall Festungen anlegen sahen, setzten sich zu Pferde, kamen aus allen Gegenden zusammen, fielen in Leaotong ein, und griffen Faniang an, einen sehr wichtigen Posten, dessen Eroberung zum fernerm Glücke ihrer Waffen unentbehrlich war.

Der Mandarin, der darinne commandirte, war ein tapferer Officier, und hatte ein gutes Corps Truppen bey sich. Da er die Tartarn anrücken sahe, wollte er den Platz verlassen, sich ihnen im Felde entgegen stellen, und sie angreifen, ehe sie Zeit hätten, sich zu besinnen. Aber er hatte zum Unglück viele Verräther unter seinen Leuten, welche mit dem Feinde in einem geheimen Verständnisse waren. Diese ungetreuen Chineser kehrten sogleich, da das Treffen angehen sollte, die Waffen gegen den Commandanten selbst, daß er geschlagen, und so auf dem Fuße verfolgt wurde, daß die Sieger zugleich mit den Flüchtigen in die Stadt eindrangen. Der Streit gieng nun noch hitziger an: besonders hielten drey Officiere, die im Platze geblieben waren, und sich an die Spitze einiger Bürger gestellt hatten, den Angriff der Mancheoux einige Zeit aus. Endlich mußten auch diese weichen, und Faniang fiel, nach der Ermordung seiner Vertheidiger, in die Hände der Tartarn. Die Eroberung dieser Stadt öfnete ihnen, so wie sie vorausgesehen hatten, den Weg nach dem Innersten der Provinz; sie machten sich diesen Vortheil zu Nutze, und giengen sogleich auf die Hauptstadt los.

Alles war daselbst in einer außerordentlichen Bestürzung. Quenyntay that alles, um die Gemüther des Volks zu beruhigen; aber er wurde von den Soldaten nicht geachtet, und man weis, wie viel ein solcher Mangel der Achtung dem Dienste schadet. Die Unordnung gieng so weit,

weit, daß einige Officiere, nebst ohngefähr zweyhundert Soldaten, die sie auf ihre Seite gebracht hatten, den Vorsatz faßten, die Stadt an die Mancheoux zu übergeben. Da das Gerücht von dieser Verschwörung unter die Bürger kam, brachte es dieselben zur Verzweiflung, daß sich auch verschiedene selbst das Leben nahmen, nachdem sie vorher ihre Familie ermordet hatten. Was diese unglücklichen Einwohner zu einer so grausamen Ausschweifung brachte, war die Vorstellung, die man ihnen von der unerhörten Wildheit der Tartarn gemacht hatte; und man muß gestehen, daß diese, von dem unglücklichen Augenblicke an, da man ihnen eins von den Thoren der Stadt geöfnet hatte, (denn darinne bestand die Verrätherey der misvergnügten Officiere,) als blutdürstige Ueberwinder die Grausamkeit aufs höchste trieben.

Da der Vicekönig den Feind in der Stadt sahe, und sich weder zu rathen noch zu helfen wußte, begab er sich in einen festen Thurm, und brachte sich mit eigener Hand um. Die ganze Besatzung, die Verräther ausgenommen, mußte über die Klinge springen, und die meisten Einwohner erfuhren eben dieses Schicksal. Einige waren auf den Einfall gerathen, sich die Haare nach Art der Mancheoux zu verschneiden, und diese entgiengen dadurch dem Schwerdte der Tartarn.

Als diese traurigen Neuigkeiten nach Peking gebracht wurden, erregten sie daselbst eine große Bestürzung. Der Kayser rief sogleich eine außer-

ordentliche Versammlung von Prinzen und Ministern zusammen, um zu überlegen, was bey so gefährlichen Umständen zu thun sey, wo man befürchten mußte, daß der Feind immer weiter käme. Der Schluß von den Berathschlagungen dieser großen Rathsversammlung war der, „daß der „Vicekönig Ruenyntay es versehen habe, da er sich „in Leaoyang einschließen lassen; daß sein Vor„fahrer Hiontinpie sich auf den Krieg in diesem „Lande besser verstehe als jemand, und daß man „ihn, ohne Zeitverlust, mit so viel Truppen, als er „verlangen würde, wieder dahin schicken müsse.„

Diesem Rathe zu Folge wurden die Werbungen zu Peking und in Petcheli sehr stark betrieben; aber die Unruhen, die in diesem Jahre in einigen Provinzen entstanden, erlaubten dem Kayser nicht, mit dem gehörigen Nachdrucke gegen die Mancheoux zu verfahren. Diese hatten dadurch gewonnen Spiel; indeß übernahmen sie sich auch nicht. Denn da sie sahen, daß man sie in Ruhe lies, so blieben sie auch darinne, und hielten sich in den Grenzen ihrer Eroberungen, das ist, in der Provinz Leaotong, ganz stille. Es entstand sogar nach und nach eine Art von Gemeinschaft zwischen beyden Völkern, die ihnen nicht anders als nützlich seyn konnte.

Während dieser Ruhe, im Jahr 1626, starb der Prinz Taytsou, der erste König seiner Nation, und der des Throns so würdig war, worauf ihn die Mancheoux erhoben hatten. Sie lebten, vor seiner Zeit, als Sclaven in ihren Wüsteneyen ohne Gesetze und Zucht. Taytsou zer-

zerbrach ihre Fesseln, indem er sie aus der Barbarey zog, und errichtete unter ihnen eine Herrschaft, die in weniger als zwanzig Jahren China verschlang. Der Sohn, der sein Nachfolger ward, hieß Taytsong, ein eben so kluger und tapferer Prinz, als sein Vater gewesen war, von einem noch feurigern Genie, das durch Studiren noch besser ausgebildet war, und von einem sehr wohl gegründeten Rufe bey den Tartarn und Chinesern.

Diese letztern hatten, wie wir schon gesagt haben, weiter keine Absicht, als die Mancheoux zu beunruhigen; da aber zwischen beyden Nationen kein Tractat geschlossen war, so konnte der Krieg alle Stunden wieder angehen. Um diesen nun immer weiter zu entfernen, fieng der Mandarin, der damals in dem Theile von Leaotong, der dem Reiche noch gehörte, commandirte, einige Unterhandlungen an, die aber nichts fruchteten.

Der neue König der Mancheoux, der den Frieden um keinen Schritt näher kommen sahe, lies die Tapfersten von seiner Nation zu Pferde sitzen, stellte sich an ihre Spitze, und plünderte ein großes Stück Landes aus. Er hätte es noch ärger machen können; aber er wollte lieber mitten in seiner Unternehmung still stehen, um den Chinesern Zeit zu lassen, reiflich über die Folgen dieses Krieges, dem sie durch einen Tractat zuvor kommen konnten, nachzudenken.

Aber daran dachten sie damals weniger als zuvor. Das Geschrey der verunglückten Völker,

und die Gefahr, welche das Reich lief, wenn man mit seinem Schaden einen rebellischen Vasallen immer größer werden ließe, rührten den Hof zu Peking nicht sehr. Die Minister hielten sogar die Sache nicht für so ernstlich, daß man sie dem Kayser hinterbringen müßte; er erfuhr auch in der That nichts davon. Die Mancheour, als sie vor den Thoren der Residenzstadt standen, waren selbst die ersten, die ihm von ihrem Aufruhre und von ihrem Glücke Nachricht gaben.

Nachdem der tartarische Monarch eine der zahlreichsten Armeen zusammen gebracht hatte, theilte er sie in acht große Corps, unter eben so viele Fahnen ab, die durch verschiedene Farben von einander unterschieden waren. Diese Corps wurden wieder in Brigaden, und jede Brigade in verschiedene große Compagnien abgetheilt. Als nun Taytsong die Anstalten gemacht hatte, die er zur Ausführung seiner großen Absichten für nöthig erachtete, rief er die vornehmsten Officiere seiner Armee zusammen, und hielt folgende Anrede an sie:

„Wir müssen die Unternehmung, die uns jetzt „beschäftigt, als ein wesentliches Stück des all„gemeinen Besten unserer Nation ansehen, und „nicht vergessen, daß wir, ihr und ich, im Be„griffe sind, die Rathschlüsse des Himmels aus„zuführen. Wir wollen uns demnach hüten, et„was bey dieser Gelegenheit zu thun, was ihn er„zürnen könnte. Ihr, Prinze, Generale, Of„ficiere und Soldaten, höret mit Aufmerksamkeit

„an,

„an, was ich euch zu sagen habe. Meine Be-
„fehle lauten so:

„Man soll sich an denen, die sich freywillig
„unterwerfen, auf keine Weise vergreifen, we-
„der an ihren Personen, noch an allem, was
„ihnen angehört. Im Falle einer solchen frey-
„willigen Unterwerfung soll man die Väter
„nicht von den Kindern, noch die Männer von
„den Weibern trennen. Man soll sich aller Be-
„leidigungen des weiblichen Geschlechts enthalten.
„Man soll keinem Gefangenen das Seinige neh-
„men. Man soll keine Häuser zerstöhren, kei-
„nen Hausrath wegnehmen, und selbst keinen
„Baum ohne die höchste Nothwendigkeit um-
„hauen.

„In Ansehung der Strafen sollen folgende
„Regeln beobachtet werden: Man soll ohne Um-
„stände einen jeden am Leben strafen, der einen
„Menschen umbringt, welcher sich uns unter-
„warf; eben diese Strafe soll auch auf diejenigen
„erstreckt werden, die sich an einer Frau oder
„einem Mägdchen vergreifen, in der Absicht, sie
„zu entehren. Die andern Verbrechen, die
„keine Todesstrafe verdienen, sollen, wie ge-
„wöhnlich, mit hundert Prügeln bestraft werden.
„Die, denen die Ausführung meiner Befehle
„aufgetragen ist, und es an nöthiger Wachsam-
„keit fehlen lassen, sollen eben die Strafe zu ge-
„warten haben, die der Missethäter verdient
„hatte.„

Einige Tage nach der Publication dieser Ver-
ordnung setzte sich die ganze Armee in Marsch,

 und

und stieg über die große Mauer, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Einige feigherzige Mandarinen verließen die Plätze, deren Bewachung ihnen anvertrauet war; es fanden sich aber auch einige, die, da sie sich außer Stande sahen, dem Feinde zu widerstehen, sich lieber ums Leben brachten, als dem Eroberer unterwarfen.

Der größte Theil der tartarischen Armee nahm den Weg auf Peking. Man war schon ziemlich nahe, als Taytsong folgendes an alle Chineser gerichtete Manifest publiciren lies:

Der Kayser der Mancheoux an die Mandarinen, Soldaten und Völker in China.

„Es ist nicht gar lange, daß wir noch an den „Grenzen eures Reichs waren, wo wir, wie ihr „wisset, als ein unterthäniges und getreues Volk „in Ruhe lebten. Die Ungerechtigkeiten, deren „ihr euch in Ansehung unser schuldig gemacht, „haben uns zu dem Entschlusse gebracht, die „Waffen zu ergreifen, und der Himmel hat un„sere gerechte Rache begünstigt. Taytsou, mein „glorreicher Vater, nachdem er über euch eine „Menge Siege erhalten hatte, schrieb an euren „Hof und bat um Friede; aber man würdigte „seinen Brief keiner Antwort. Ihr könnet das „Unglück noch nicht vergessen haben, das euch „eine solche Aufführung zuzog. Des Glücks „meiner Waffen ungeachtet, ist der Friede doch „stets der einzige Gegenstand meiner Wünsche

„gewe-

„gewesen; ich habe nichts unterlassen, um ihn
„gründlich und dauerhaft mit euch zu schließen;
„meine Briefe sind Beweise davon. Man
„hat nicht allein darauf nicht geachtet; sondern
„man hat uns auch auf die verächtlichste und unan-
„ständigste Weise begegnet. War das die Par-
„tey, die ihr ergreifen solltet?

„Wisset demnach, ihr Mandarinen, Soldaten
„und Völker von China, daß diejenigen von
„euch, die sich mir freywillig unterwerfen wer-
„den, mehr Ehre und Reichthümer besitzen sol-
„len, als sie je unter den Kaysern der regieren-
„den Dynastie gehabt haben. Aber es sollen
„auch alle, die sich nicht ergeben wollen, ohne
„Nachlaß mit dem Tode bestraft werden; und
„ich bin es nicht, der sie ums Leben bringt, son-
„dern euer Herr und sein Rath ist es.

„Man wirft mir vor, daß ein Prinz eines so
„kleinen Staats, als der meinige, sich nicht die
„Würde eines Kaysers zueignen müsse; aber wie
„viele Prinzen, die weniger mächtig waren als
„ich, haben vor mir diesen Titel angenommen,
„und sich Meister von eurem Reiche gemacht?
„Wer war denn der Stifter der gegenwärtigen
„Dynastie? Ein Mann vom niedrigsten
„Stande, den der Himmel auf den Thron er-
„hob; denn der Himmel erhebt, wie es ihm ge-
„fällt. Wer weis, ob er mich nicht erwählt
„hat, mit der Zeit euer Herr zu werden, und
„denen Prinzen nachzufolgen, welche über euch
„herrschen?„

Wenn

Wenn dieses Manifest in den Gemüthern der Chineser auch nicht alle die Wirkung that, welche Taytsong sich vorgesetzt hatte, so konnten sie doch leicht daraus einsehen lernen, wie weit die Absichten des ehrgeizigen Mancheoux giengen. Alles schien ihm auf Seiten der kriegerischen Unternehmungen günstig zu seyn; die chinesischen Truppen hatten nicht das Herz, sich vor ihm sehen zu lassen; wenig Plätze wollten es bis zur Belagerung kommen lassen, und er sahe sich schon vor den Thoren von Peking.

Da indeß starke Corps von allen Seiten der Hauptstadt zu Hülfe kamen, so hielt es der tartarische Prinz für gut, sich in seinem Lager wohl zu verschanzen, um vor allem Ueberfalle sicher zu seyn, und kleine abgesonderte Haufen frey aus demselben abschicken zu können. Die Tartarn hatten kein grobes Geschütz, und waren auch an der Zahl bey weitem so stark nicht, als sie seyn mußten, wenn sie die Hauptstadt des Reichs rings herum einschließen wollten. Sie schlichen daher immer um die Mauern herum, und lauerten auf eine Gelegenheit zum Ueberfalle. Taytsong that noch etwas mehr: nachdem er alles in Augenschein genommen hatte, griff er unvermuthet mit Anbruch des Tages ein Lager von vierzig tausend Mann an, das unter den Canonen von Peking verschanzt war, und erstieg es in weniger als einer Stunde. Die Mancheoux ließen sich sogleich vor einem Thore der Stadt sehen, welches nach dem Lager gieng, das man erstiegen hatte; die Art aber, wie man sie daselbst

selbst empfieng, nöthigte sie, sich mit Verlust zurück zu ziehen.

Der Prinz der Mancheoux verschob die Ausführung seiner Absichten bis auf eine andere Zeit, und beschloß, China zu verlassen. Er glaubte auf seiner Rückkehr kein Hinderniß zu finden; man wollte ihm aber den Durchzug nicht erlauben, und er hatte alle Geschicklichkeit und Tapferkeit nöthig, um sich durch alle die Haufen hindurch zu schlagen, die man ihm entgegen stellte. Die kleinen Treffen, die er zu liefern hatte, kosteten ihm viel Volks. Empfindlich über den Verlust, den er erlitt, schrieb er an den Kayser von China, um ihn zu einem Friedensschlusse zu bewegen; man gab ihm aber keine Antwort. Der Hof zu Peking schmeichelte sich, daß die Mancheoux der Unruhen bald überdrüßig werden würden, die sie sich seit einigen Jahren machten; daß die Liebe zur Ruhe endlich ihre alten Rechte bey dieser Nation wieder einnehmen werde, und daß, wenn Taytsong, welcher keinen Sohn hatte, ohne Nachkommen verstorben wäre, die neue Monarchie ohnfehlbar von selbst wieder über den Haufen fallen würde.

Nach Christi Geburt, 1630.

Der Ueberwinder der Chineser setzte sich vor, noch mit dem Ende eben dieses, oder wenigstens mit dem Anfange des folgenden Jahrs 1630, nach China zurück zu kehren. Er lies den Kern seiner acht Fahnen auf dem Posten zwischen der Provinz Leaotong und Peking zurück, an

deren

deren Erhaltung ihm gelegen war. Er für seine Person begab sich geraden Weges nach Chyniang, das er zu seiner ordentlichen Residenz bestimmt hatte, und wo er, während seines Aufenthalts allda, alle seine Bemühungen auf das Beste seines Volks gerichtet seyn lies.

Nachdem er den Pflichten eines Gesetzgebers Genüge geleistet hatte, griff er wieder zu seinen kriegerischen Verrichtungen. Seine Absicht, da er wieder ins Feld rückte, war, sich des damals sehr festen Platzes Talingho, in der Provinz Chantong, zu bemächtigen, dessen Eroberung ihn zum Herrn eines großen Stück Landes machen konnte. Der Weg, den die Armee zu marschiren hatte, war weit; da aber die tartarischen Besatzungen sich glücklich in den Plätzen behauptet hatten, die sie auf der Grenze von Petcheli inne hatten, so giengen die Mancheoux mit starken Märschen auf Talingho los, ohne unterweges durch etwas aufgehalten zu werden. Die Schwierigkeiten warteten am Ende ihres Weges auf sie. Es fehlte ihnen an grobem Geschütze, und die Stadt, die sie belagern wollten, hatte dessen sehr viel. Der Hof zu Peking, der die Absicht der Tartarn voraus sahe, hatte nichts unterlassen, um diesen Platz in den besten Vertheidigungsstand zu setzen. Der Mandarin, der darinne commandirte, Namens Soutacheou, war außerdem ein gar berühmter Mann, und zu einer herzhaften Vertheidigung fest entschlossen.

Tay-

Taytsong sahe bald ein, was für Mühe ihm seine Unternehmung kosten würde. Da er aber nicht leicht von einem Vorhaben abzubringen war, so beschloß er die Stadt wenigstens mit Hunger zu zwingen, wenn er sie nicht mit offenbarer Gewalt erobern könnte. Eine Armee von vierzig tausend Mann, die man dem Platze zu Hülfe schickte, wurde fast gänzlich in Stücken gehauen.

Ob nun gleich die zu Talingho erwartete Hülfe das jetzt erwähnte Schicksal gehabt hatte, so blieb doch der Mandarin Soutacheou stets bey seinem Vorsatze, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Zween Briefe, die der Prinz der Mancheoux, hinter einander nach dem Siege, an ihn schrieb, thaten auf ihn nicht die geringste Wirkung. Die Noth war indeß groß in der Stadt, als in welche seit vier Monaten nichts hatte können gebracht werden. Taytsong, der dieses durch die Ueberläufer erfuhr, schien im Ernste betrübt darüber. Er schickte einen von den ansehnlichsten Gefangenen an den Commandanten ab, um noch den letzten Versuch auf diese unbiegsame Seele zu thun, welche, nach dem Urtheile der Mancheoux, die Standhaftigkeit zu weit trieb. Soutacheou, der durch die Noth, in welcher er sich befand, gezwungen wurde, hörte die Vorschläge des Abgeschickten an, und versprach, sogleich seinen Sohn abzufertigen, daß er alles mit den Tartarn in Ordnung brächte. Dieser junge Herr begab sich noch an eben dem Tage an den zur Unterredung bestimm-

bestimmten Ort. Er erhielt Erlaubniß, die Bedingungen selbst zu machen, und beschwor, im Namen seines Vaters, die Uebergabe des Platzes; dieser Tractat wurde sogleich den folgenden Tag in Erfüllung gebracht.

Im Anfange der Belagerung von Talingho hatten einige eifrige Mandarinen, denen die Erhaltung dieses Platzes am Herzen lag, sichs zur Pflicht gemacht, ihm zu Hülfe zu kommen. Man hatte in der Provinz Chantong eine starke Armee versammelt, die man für hinreichend hielt, den Tartarn ihren Raub wieder abzujagen. Da aber diese Truppen nicht richtig bezahlt wurden, machten sie auf dem Marsche einen Aufruhr, und thaten an einigen Orten unbeschreiblichen Schaden. Man wollte sie strafen; aber der Erfolg davon war, daß ihrer einige davon liefen, die andern aber, die am kühnsten waren, sich unter einem Anführer vereinigten, und ein paar kleine Schlachten lieferten, wobey der Vortheil auf ihrer Seite war.

Die Rebellen wollten nach einiger Zeit wieder zu ihrer Pflicht zurück kehren, und baten um Vergebung des Vorgegangenen; der Hof aber kehrte sich an ihre Bitte nicht. Um ihnen vielmehr zu zeigen, daß man entschlossen sey, sie auf keine Weise zu schonen, griff der General, der gegen sie geschickt war, sie beym Uebergange über einen Fluß so hitzig an, daß er ihren Nachzug niederhieb.

Dieser Stoß brachte sie zu dem Entschlusse, China zu verlassen, da sie wußten, daß sie wohl

beglei-

begleitet wieder zurück kommen könnten, wenn sie sich den Tartarn aufrichtig ergeben wollten. Taytsong, den sie darüber ausforschen ließen, verstand sich auf seinen Vortheil zu gut, als daß er ihren guten Willen und ihre Dienste hätte verwerfen sollen. Er schrieb ihnen, daß sie sich alle zu Schiffe begeben und nach Leaotong verfügen sollten, welches sie unverzüglich thaten, nachdem sie sich aller Fahrzeuge an der Küste bemächtigt hatten. Viele andere misvergnügte Chineser verbanden sich mit ihnen, und man setzt die Zahl dieser Abtrünnigen über hundert tausend, Weiber und Kinder darunter begriffen.

Der Prinz der Mancheoux machte sich seine Vortheile zu Nutze. Nachdem seine Armee auf vier verschiedenen Wegen zum drittenmale über die große Mauer gegangen war, stieß sie bey Soutcheou, in der Provinz Chansi, wieder zusammen. Die Chineser stellten ihr ein ansehnliches Heer entgegen, wurden aber geschlagen. Taytsong nahm sogleich seine besten Truppen zusammen, und griff den folgenden Tag die Chineser nochmals an, schlug sie, und jagte sie in die Flucht. Taicheou öffnete hierauf dem Sieger sogleich die Thore.

Diese Niederlage schien die ganze Aufmerksamkeit der Minister zu erwecken. Außer einer beträchtlichen Vermehrung der Truppen, griff der Hof noch zu einem andern Mittel, den Mancheoux Abbruch zu thun, worauf man sehr viel rechnete. Es bestand dieses Mittel in einem sehr weitläuftigen Manifeste, welches im Namen des

Kaysers publicirt wurde, und worinne man allen Unterthanen des Reichs, die sich dem tartarischen Prinzen unterworfen hatten, die vollkommenste Begnadigung und Vergebung versprach, wenn sie sogleich ihre Dienste verließen. Man ermahnte darinne noch besonders die Mongous, ihren wahren Nutzen besser einzusehen, und die gründlichen Vortheile, die sie von dem größten Monarchen der Welt erwarten könnten, mit den leeren Versprechungen eines wider seinen Herrn aufrührischen Vasallen zu vergleichen. Endlich gab man allen überhaupt zu verstehen, daß dieser Krieg der Mancheoux, der einer großen Feuersbrunst ähnlich schiene, nichts als eine vergängliche Flamme wäre, welche die Chineser sehr wenig zu beunruhigen fähig wäre; zumal da das Reich unerschöpfliche Kräfte habe, die heftigsten Feuersbrünste zu löschen, und die Urheber derselben hart zu bestrafen.

Es war zu vermuthen, daß Taytsong dieses Manifest nicht unbeantwortet lassen würde. Er that es auf eine nachdrückliche Art, aber auch zugleich mit einer Bescheidenheit, über die man sich bey einem tartarischen Krieger, der wohl bewaffnet, und stets Sieger war, nothwendig wundern muß. Hier ist die Antwort:

Der Kayser der Mancheoux dem Kayser der Mings.

„Ich habe gestern den Befehl gelesen, den „deine Majestät in die Provinz Chansi geschickt, „und daselbst hat publiciren lassen. Es wird „darinne

„darinne gesagt, daß die Mancheoux ehemals
„deinem Reiche unterworfen gewesen. Die
„Sache hat ihre Richtigkeit, und unser voriges
„Elend wird uns noch lange daran denken lassen.
„Ja, du, Kayser der Mings, du warest
„der höchste Beherrscher dieser weitläuftigen Län-
„der, die um uns herum liegen, und wir waren
„dir, so wie die andern, unterwürfig. Aber
„deine Mandarinen giengen mit uns hart und
„barbarisch um, daß uns das Joch unerträglich
„ward. Wir haben uns oft darüber beschwert;
„aber nie ist es möglich gewesen, unsere Be-
„schwerden bis vor dich zu bringen.

„Da wir sahen, daß uns alle Wege zum
„Throne versperrt wurden, und man uns doch
„alle Tage härter drückte, so haben wir endlich
„zu den Waffen gegriffen; das letzte Hülfsmittel
„tapferer Leute, und das einzige, das unserer zur
„Verzweiflung gebrachten Nation noch übrig
„war. Wir schmeichelten uns, daß deine Maje-
„stät, da sie uns dieses allgemeinen Aufstandes
„wegen zur Rede setzte, uns endlich die Gerech-
„tigkeit wolle wiederfahren lassen, die ein jeder
„Monarch seinen Vasallen schuldig ist. Wenn
„von deiner Seite ein ehrlicher Mann wäre ab-
„geschickt worden, mit dem man einen sichern
„Tractat hätte schließen können, so ist es ge-
„wiß, daß wir jetzt mit China in Friede leben
„würden.

„Und noch heute, wenn deine Majestät die-
„sen Frieden aufrichtig wünscht, hat sie uns nur
„einen verständigen und aufrichtigen Mann zu

„schicken, der alles genau untersucht, was mit „uns vorgegangen ist; es muß dieses aber unver„züglich geschehen. Ich verlange, daß dieser „Abgeschickte ein rechtschaffener Mann sey, weil „ich wohl weis, daß Leute von diesem Character „an deinem Hofe sehr rar sind. Alle, die in „Aemtern stehen, scheinen sich mit einander be„redet zu haben, und suchen dich nur zu hinter„gehen. Sobald meine Truppen auf dein Ge„biete kommen, verschneiden sich die Chineser „haufenweise die Haare nach Art der Man„cheoux. Indeß, ist es nicht wahr, Kayser „der Mings, daß deine Officiere allemal das „Gerüchte ausstreuen, daß sie meine Tartarn „in die Flucht jagen? du kannst daraus se„hen, wie viel du von dem zu glauben ha„best, was man dir auf meine Rechnung er„zählt.„

Auf diesen Streit mit Schriften folgte bald etwas Ernstlicheres. Die Mancheoux thaten eine weit schrecklichere Streiferey, als alle die vorigen, in die Provinzen von China. Die Beute an Gold, Silber, seidenen Zeugen und Vieh war unbeschreiblich, ohne eine ungeheuere Anzahl Gefangene von einem und dem andern Geschlechte zu rechnen. Der Hausrath und andere Güter, die sie nicht fortbringen konnten, wurden ohne Verschonen den Flammen preisgegeben. Mehr als hundert Städte und Dörfer wurden vom Grunde aus zerstöhrt, so daß das geplünderte Land nicht anders aussahe, als eine weite Wüsteney. Nachdem diese barbari-

sche Execution geendigt war, führte der Prinz der Mancheoux seine Truppen nach Leaotong zurück, um daselbst ein großes Werk zu Stande zu bringen, wozu, wenn man den tartarischen Schriftstellern glaubt, der Plan seit ohngefähr einem Jahre gemacht war, der aber, den chinesischen Schriftstellern zu Folge, weit älter gewesen seyn soll.

Ob sich gleich Taytsong in seinen Manifesten stets den Titel eines Kaysers beygelegt hatte, so war es doch nur, wie er selbst sagte, geschehen, um den Hof zu Peking furchtsam zu machen. Seine Absichten giengen zur Zeit noch nicht weiter, als die Unabhängigkeit seiner Nation authentisch anerkennen zu lassen, und darauf einen dauerhaften Frieden mit den Chinesern zu gründen; aber nach so vielen Eroberungen schienen seine Begriffe sich zu erweitern; sein Ehrgeiz bekam einen neuen Schwung, und er setzte sich nun im Ernste vor, Kayser von China zu werden.

Die Mancheoux, seine Unterthanen, fanden in der glücklichen Ausführung dieses Projects einen zu wesentlichen Vortheil, daß sie dasselbe nicht aus allen Kräften hätten unterstützen sollen. Selbst die meisten Prinzen der Mongous, die schon seit langer Zeit durch das Verdienst und die guten Manieren dieses Prinzen gewonnen waren, wünschten eifrig seine Erhebung. Eben so war auch diese Erhebung auf den chinesischen Thron für eine Menge Chineser, die sich an ihn ergeben hatten, das einzige Mittel, ihr Glück zu

befestigen, und vielen geheimen Vorwürfen zu entgehen. Alles schien demnach geneigt, der Dynastie der Mings den letzten Stoß zu versetzen, und ihr eine Krone zu entreißen, deren Last sie nicht mehr zu ertragen vermochte.

Wie aber eine allzu merkliche Herrschsucht allzeit verhaßt ist, so war es auch zur Ehre des Tayrsong nöthig, daß er nicht aus eigener Bewegung, sondern auf fremdes Anstiften zu handeln schiene. Die Häupter der drey Nationen, denen an der Ausführung dieses Projects gelegen war, geriethen daher auf den Einfall, eine solenne Gesandtschaft an ihn zu schicken, und ihn auf die angelegentlichste Weise ersuchen zu lassen, den Titel eines Kaysers von China anzunehmen.

Der Prinz schien anfänglich über den Antrag, den man ihm that, ganz erstaunt, und anstatt eine Ehre gradezu anzunehmen, die er von ganzem Herzen wünschte, schlug er sie mit einer Art der Bescheidenheit aus, wovon sich aber niemand hintergehen lies. Man drang aufs neue in ihn; man bediente sich sogar einer Art des Zwanges, welcher bey einer solchen Gelegenheit nie beleidigend ist. „Nun woylan, ihr wollet „es so haben,„ sagte endlich der Monarch, gleich einem, der sich wider Willen ergiebt; „ich lasse „euer Ansuchen Statt finden, und will Kayser von „China seyn, wenn mein jüngerer Bruder, y) der „König

y) Es war zwischen dem Könige in Corea und dem Könige der Mancheoux keine Verwandschaft;

„König in Corea, auf eure Seite treten, und „mich in dieser Würde erkennen will.„ Man schrieb demnach an den König, welcher aber den Deputirten der Tartarn kein Gehör geben wollte. Man sagt, Taytsong habe diese Verweigerung vorausgesehen; habe aber aus Gründen der Politik den König in Corea vorsetzlich mit den Tartarn entzweyen wollen, damit diese genöthigt würden, einen Krieg mit ihm anzufangen, sobald es ihm nöthig schiene.

Man beschloß demnach weiter zu gehen, und der tartarische Prinz wurde zum Kayser ausgerufen. Er gab seiner Dynastie den Namen Tsing. Taytsong kam zum fünftenmale nach China, und seine Armee zeigte sich vor Peking. So viel Mühe sich aber auch die Tartarn gaben, so konnten sie doch diese Stadt nie überraschen, und ihr Feldzug lief, so wie die vorigen, darauf hinaus, daß sie vielen Schaden in den Provinzen thaten. Petcheli, Chantong und Kiannang waren die Provinzen, welche das meiste litten.

Obgleich die Beute, die man nach Leaotong brachte, unschäzbar war, so glaubte der neue Kayser doch noch nichts gethan zu haben, weil

 die

schaft; der Titel Bruder muß demnach hier in eben dem Verstande genommen werden, als ihn unsere europäischen Monarchen brauchen. Der Titel jüngerer bedeutet vielleicht die Jugend des Königs in Corea, oder eine geringere Gewalt desselben.

die Hauptstadt des Reichs noch nicht in seinen Händen war, und die Eroberung von China von der Eroberung derselben abzuhängen schien. Dieser Prinz wurde dadurch bewogen, noch bessere Maaßregeln zu einem anderweitigen Feldzuge zu ergreifen, der in die Mitte des folgenden Jahres festgesetzt wurde. Die Zahl der Truppen, die er mit sich führen wollte, sollte sich über dreymal hundert tausend Mann belaufen, welche ihn in den Stand gesetzt haben würden, der Stadt Peking die Lebensmittel abzuschneiden; aber alle diese großen Eroberungsanschläge wurden zu nichte. Taytsong starb zu Chinyang, und verursachte, daß mit ihm die furchtbare Macht der morgenländischen Tartarn fiel.

Da er keinen Sohn hinterlies, und keiner von seinen Brüdern Ehrgeiz oder Ansehen genug hatte, um andern Nebenbuhlern, die an die Krone Anspruch gemacht haben würden, den Rang abzugewinnen, so verwandelte sich dieses Reich der Mancheoux von sich selbst in eine Art der Republik, deren Häupter oder kleine Prinzen sich von Zeit zu Zeit zu Chinyang versammelten, und sich daselbst über die allgemeinen Angelegenheiten der Nation berathschlagten. Die Tartarn kamen dadurch auf ihre ehemalige Lebensart zurück: unter einander immer sehr ruhig; bisweilen einige kleine Streifereyen auswärts, die niemals lange dauerten.

China hingegen, das jetzt weniger als jemals im Stande war, dieses kriegerische Volk in seiner erworbenen Unabhängigkeit zu beunruhigen, oder

oder ihm die großen Ländereyen wieder abzunehmen, deren es sich beämchigt hatte; China, sage ich, begnügte sich damit, daß es einen Cordon von Truppen an der Grenze, längs der großen Mauer hin, zog, um die Streifparteyen zurück zu halten, die sich hin und wieder bisweilen sehen ließen. Es fielen mit diesen zur Wache ausgestellten Truppen beständig kleine Scharmützel vor, welche dazu dienten, daß die Tartarn ihre Tapferkeit nicht ganz verloren. Sie erinnerten sich allemal ihres Abgottes, des Kaysers Taytsong, wenn sie einigen Vortheil erhielten, und zeigten dadurch der Nation, zu was sie fähig wäre, wenn sie einst zusammenhalten, und gegen die Chineser zu Felde ziehen wollte.

Nichts ist in der That sonderbarer, als diese Art der Trägheit, nach der seltsamen Gährung, die wir bisher gesehen haben; und dieses um soviel mehr, da binnen den acht Jahren, während denen wir sie in einem so außerordentlichen Zustande sehen, kein Tractat war geschlossen worden, worauf sich ein oder das andere Volk hätte verlassen können. Im achten Jahre ihrer Ruhe (denn für die Nation, im Ganzen genommen, war es die vollkommenste Ruhe) erschienen die Mancheoux wieder auf dem Platze; ihr ganzer martialischer Eifer wachte wieder auf; aber sie hatten es nicht sich, sondern den Chinesern zuzuschreiben, wie wir bald sehen werden.

Der Geist des Aufruhrs beunruhigte China seit langen Jahren, sowohl auf den Grenzen, als auch im Innersten des Staats. Unter der großen Menge der Rebellen, die damals zum Vorscheine kamen, verdient besonders einer unsere Aufmerksamkeit, weil er zu der Staatsveränderung Anlaß gab, deren Geschichte ich jetzt vorlegen will. Dieser Mann, der dem Reiche so tödtliche Stöße beybrachte, hieß Lystching. Seine Herkunft war eben so dunkel, als das Glück seiner Rebellion glänzend war. Er war einer von den kühnen Geistern, welche die ungeheuersten Projecte aussinnen, und für die kein Verbrechen zu groß ist, wenn es auf die Ausführung derselben ankommt. Nachdem er sich zum Haupte einer Räuberbande aufgeworfen, die er mit allem Fleiße abgerichtet hatte, begab er sich in die Provinz Chansi, und wagte es, Yonning anzugreifen, eine Stadt vom zweyten Range, welche einen Prinzen von der kayserlichen Familie zum Commandanten hatte. Kaum hatten sich die Rebellen der Stadt genähert, als sie dieselbe einschlossen, am folgenden Tage erstiegen, und sie einnahmen, ohne viel Volks dabey zu verlieren. Der Prinz, die Besatzung und die Einwohner wurden alle umgebracht. Um den Städten in der Nähe ein desto größeres Schrecken einzujagen, plünderte man diese, und verbrannte sie noch einige Tage darauf. Mehr als vierzig wichtige Posten wurden auf gleiche Weise angegriffen, oder ergaben sich auf Gnade und Ungnade, wodurch die Aufrüh-

rer Meister eines großen Stück Landes wurden.

Lystching hielt es für nöthig, eine stärkere Armee anzuwerben, wenn er seine Eroberungen behalten wollte. Er schickte Werber in die benachbarten Provinzen, welche alle Straßenräuber und Spitzbuben aufsuchten, und sie ihrem Anführer zuschickten. Die Versprechungen, daß er für alle ihre Bedürfnisse sorgen, und sie mehr bereichern wolle, als sie verlangten, zogen ihm so viel Volks aus den entlegensten Gegenden zu, daß er um die Mitte des folgenden Jahres sich an der Spitze von fünfmal hundert tausend Mann sahe.

Unter dieser großen Anzahl von Soldaten, die denen unglaublich scheinen wird, die nicht wissen, wie volkreich China ist, fanden sich ohne Zweifel auch viel schlechte. Der rebellische General sahe dieses besser ein als jemand, und gab sich daher Mühe, sie abzurichten. Mühsame Arbeiten, soldatische Uebungen, Strenge, Lebensstrafen, alles wurde angewandt, um diese Truppen nach seiner Art zum Kriege zu bilden; und zum Unglück gelang es ihm mehr als zu wohl.

Nachdem er ganz Chansi verheert hatte, begab er sich mit seiner Armee in die Provinz Honan, wo er sogleich Honanfou wegnahm. Die Einwohner, die dem Lystching die Eroberung ihrer Stadt nicht schwer gemacht hatten, erfuhren keine harte Begegnung, und die Soldaten ergaben sich ihm meistentheils. Der Prinz aber, der

im

im Platze commandirte, und alle Mandarinen wurden ohne Unterschied umgebracht. Die Rebellen begaben sich von hier nach Kayfong, der Hauptstadt der Provinz, welche eine doppelte Mauer, und sehr gute Außenwerke hatte. Man bestürmte sie sieben Tage lang unaufhörlich, ohne etwas auszurichten, wodurch Lystching genöthigt wurde, die Belagerung aufzuheben, wobey er indeß den Vorsatz behielt, wieder zurück zu kommen, wenn man es am wenigsten vermuthete. Der Hof, der die weitern Unternehmungen des Rebellen einschränken wollte, schickte eine zahlreiche Armee gegen ihn, die von vier Generalen commandirt wurde. Lystching kam mit einem guten Theile seiner Truppen den Feinden entgegen, griff sie an, und jagte sie fast alle in die Flucht. Einer von den chinesischen Generalen, Namens Fousonlong, that sich allein durch eine tapfere Gegenwehr hervor. Nachdem er lange denen Rebellen den Sieg streitig gemacht hatte, wiederfuhr ihm das Unglück, daß er in ihre Hände gerieth. Lystching suchte ihn durch prächtige Versprechungen zu hintergehen; aber dieser tapfere Krieger antwortete ihm sogleich: „Für wen hältest du mich denn, du Elender? „Ich bin meinem Herrn stets treu gewesen, und „man soll nicht sagen, daß ich je im Stande ge„wesen, ihn zu verrathen. Ich bin in deiner „Gewalt: was hast du für Ursache meinen Tod „zu verschieben?„ Diese beherzte Antwort zog ihm die grausamste Begegnung zu. Die Stadt Hantching, allwo er commandirte, und die er

nie

nie zur Uebergabe an die Feinde verleiten wollte, war Zeuge der grausamen Martern, die man ihn ausstehen lies. Eine solche Barbarey, welche die Einwohner zur Rache hätte reizen sollen, jagte ihnen nur Furcht und Schrecken ein. Sie ergaben sich auf eine schimpfliche Weise, und die Uebergabe dieses Platzes wurde von der Eroberung verschiedener anderer begleitet.

Lysching, der den Vorsatz hatte, sich von Kayfong Meister zu machen, belagerte diese wichtige Stadt zum zweyten male. Der Prinz von Tcheou, der sich mit allen seinen Schätzen in den Platz geworfen hatte, versprach dem eine ansehnliche Summe, der das Haupt der Rebellen umbringen würde. Die versprochene Belohnung that nicht völlig die Wirkung, womit man sich geschmeichelt hatte. Eine Wunde, welche Lysching im Gesichte bekam, verhinderte ihn, die Belagerung fortzusetzen; um aber seine Truppen nicht ganz unthätig zu lassen, erlaubte er ihnen, im Lande herum zu streifen und zu plündern.

Ein ganzer Monat gieng mit diesen Grausamkeiten hin, und Lysching, der nun vollkommen wieder hergestellt war, kam zum dritten male zur Belagerung von Kayfong zurück. Da seine Soldaten sich bey dieser Gelegenheit selbst übertreffen sollten, so gab er ihnen mit aller möglichen Lebhaftigkeit zu verstehen, wie viel daran gelegen wäre, daß sie das Unternehmen diesmal rühmlich vollendeten. Er stellte den Officieren und Soldaten vor, „daß es auf die

„Unter-

„Unterwerfung einer der volkreichsten und ver-
„mögendsten Städte im Reiche ankäme; daß
„ihre größten Feinde darinne eingesperrt wären,
„und daß der Prinz von Tcheou seine Schätze
„aus keiner andern Absicht hinein geschafft habe,
„als daß sie desto gewisser in ihre Hände fielen.„
Er setzte hinzu, es sey seine Absicht, Kayfong
„zum Waffenplatze zu machen, und sich ordent-
„lich daselbst aufzuhalten, bis ihm seine Siege
„einen noch ansehnlichern Aufenthalt verschafft
„hätten;„ worunter er eigentlich Peking ver-
stand.

Diese Rede machte Eindruck; aber die dem Landesherrn schuldige Treue wirkte nicht weniger stark auf die Herzen, so daß die Vertheidigung eben so lebhaft war, als der Angriff. Das seltsamste dabey war, daß selbst die Hülfe, die man dem Platze schickte, den Untergang desselben beförderte. Einer von den eingebildeten großen Geistern, die in sich selbst gegen alles Mittel finden wollen, ersann ein Project, welches, seiner Meynung nach, den Aufruhr auf einmal dämpfen sollte. „Ich will,„ sagte er, „den Lyst-
„ching und seine ganze Armee aus dem Wege
„räumen; ich will sie im Hoango ersäufen.„

Dieser Fluß, dessen Bette höher ist als die Gegend um Kayfong, wird von zween starken Dämmen im Zaume gehalten, daß er die Felder nicht überschwemmt. Die Rebellen hatten diese gefährliche Nachbarschaft wohl eingesehen. Sie hatten folglich die kluge Vorsicht gebraucht, alle kleinen Hügel der Gegend mit in ihre Linien zu

ziehen,

ziehen, und hatten auf denselben ihre Hauptquartiere aufgeschlagen. Nachdem also der chinesische General die Dämme des Flusses durchstochen hatte, und das Wasser mit großer Behendigkeit sich über das flache Land ausbreitete, so verloren die Belagerer ohngefehr zehn tausend Mann; aber die Stadt Kayfong wurde zugleich so überschwemmt, daß über zweymal hundert tausend Menschen, sowohl von der Besazung als von den Einwohnern dabey ums Leben kamen.

Der Prinz von Tcheou warf sich gleich in der ersten Bestürzung über dieses Unglück in ein Fahrzeug, und hatte das Glück, der Ueberschwemmung zu entgehen; sein Sohn war aber nicht so glücklich. Eine gute Anzahl Officiere und Soldaten fanden gleichfalls Mittel sich zu retten, und Kayfong blieb ohne Vertheidiger. Nachdem sich das Wasser verlaufen hatte, und die Dämme wieder hergestellt waren, wandte Lystching seine Truppen zur Reinigung der Stadt an, und lies alles wieder, so gut es ihm möglich war, in Stand setzen. Er bemächtigte sich hernach einiger andern Pläze dieser Provinz, deren Eroberung ihn zum Herrn von ganz Honan machte.

So viele glückliche Zufälle, die dem Ehrgeize dieses Rebellen hätten Gnüge leisten sollen, munterten ihn nur immer mehr auf. Nachdem er seine Trupen einen oder ein Paar Monate hatte ruhen lassen, versammelte er sie gegen die Mitte des Jahres in der Gegend Honanfou, und

theilte

theilte sie in vier große Corps. Drey waren zur Besetzung seiner Eroberungen bestimmt, und das vierte marschirte mit ihm nach der Provinz Chensi. Ein Aufruhr, der in seinem Lager entstand, zog ihm den Verlust eines großen Theils seiner Truppen zu. Die kayserliche Armee, die sich diesen Umstand zu Nutze machen wollte, rückte sogleich ins Feld. Einer von den chinesischen Generalen, welcher sich zuerst die Provinz Chensi unterworfen hatte, rückte hierauf in Honan ein, wo er sich einiger Plätze bemächtigte. Nachdem Lysiching davon war benachrichtigt worden, kam er sogleich mit allen Truppen, die er hatte, in diese Provinz, entschlossen, eine Schlacht zu liefern, wenn der feindliche General sie annehmen wollte. Der Mandarin suchte eben das, da er eine gute Armee, von ohngefehr sechzig tausend Mann, unter seinem Commando hatte. Weil nun beyde einander suchten, so fanden sie sich leicht zusammen, und die Schlacht gieng mit einer Hitze an, die man außer bürgerlichen Kriegen gar selten antrift. Der Sieg schien einige Stunden lang zwischen beyden Parteyen zweifelhaft; endlich aber wurden die Kayserlichen getrennt, theils niedergehauen, theils in die Flucht geschlagen. Der überwundene General brachte aus den Trümmern seiner Armee ein kleines Corps zusammen, das er unter die Canonen von Tongkoan stellte; ein vortheilhafter Posten, dessen er sich einige Tage vor der Schlacht bemächtigt hatte. Sobald Lysiching davon benachrichtigt wurde, eilte er,

ihn

ihn aus diesem Posten zu vertreiben. Er griff ihn wirklich mit solcher Hitze an, daß er ihm fast alle seine Leute niedermachte, und Meister von Tongkoan ward.

Da er sich nun im Besitze von Honan sicher sahe, so nahm der unermüdete Rebelle seinen Weg wieder nach Chensi, und marschirte gerade auf Singham los, welches die Hauptstadt davon ist. Diese Stadt, die man als die zweyte, oder wenigstens als die dritte des chinesischen Reichs ansehen kann, wehrte sich nicht länger als drey Tage, und wurde mit Sturm erobert. Die Besatzung wurde niedergehauen; man verschonte aber die Einwohner, welche dem Vicekönige sehr angelegen hatten, daß er sich mit guter Art an den Rebellen ergeben solle.

Lystching theilte alle Schätze dieser Provinz an seine Soldaten aus, und sahe sich nun im Stande das wichtigste mit ihnen zu unternehmen, nachdem er sie durch diese Freygebigkeit gewonnen hatte. Das Glück, das diesen Usurpator begleitete, löschte bey dem Volke die verhaßte Vorstellung eines Straßenräubers aus, die man bisher mit seinem Namen verbunden hatte. Seine Officiere, die seine Tyranney alle Tage mehr befestigt sahen, betrachteten seine Erhebung als die Grundlage der ihrigen, und unterließen nichts, dieselbe zu befördern; kurz, es gelang dem einen und den andern so gut, daß dieser Anführer einer Räuberbande den dritten Theil des Reichs in seinen Händen, und sich im Begriffe sahe, dasselbe ganz zu erobern. Er glaubte

auch, daß er nicht länger Anstand nehmen müsse, sich zum Kayser von China erklären zu lassen, und sich diesen erlauchten Titel beyzulegen, ohne etwas von den Gebräuchen fehlen zu lassen, welche die chinesischen Gesetze bey dergleichen Gelegenheiten vorschreiben.

Damit aber das Volk auch sähe, daß es keine eitele Prahlerey von seiner Seite sey, sondern daß er alle Mittel in Händen habe, ein solches Unternehmen auszuführen und sich dabey zu erhalten, so lies der Kayser ein genaues Verzeichniß der Truppen aufsetzen, welche unter ihm dienten. Die Zahl derselben belief sich auf eine Million: nämlich, sechsmal hundert tausend Mann zu Pferde, und viermal hundert tausend zu Fuß. Er las aus dieser ungeheuren Menge die besten Soldaten aus, und nachdem er eine mächtige Armee damit errichtet hatte, nahm er den Weg auf Peking zu. Er unterwarf sich auf dem Marsche verschiedene wichtige Plätze.

Der Kayser von China trug die Vertheidigung seiner Residenzstadt oder vielmehr seines Reichs drey Verschnittenen auf, deren jeder sich an die Spitze eines ansehnlichen Corps stellte; die sich aber als Feigherzige ergaben, da wo sie hätten fechten sollen. Der Ueberwinder trug zween von diesen Verschnittenen eine verhaßte Sache auf, die sie sich auch nicht schämten anzunehmen. „Ihr kennet die Denkungsart eures „alten Herrn,„ sagte er zu ihnen, „und ich „weis, daß ihr sehr viel über ihn vermöget. „Begebet euch demnach sogleich zu ihm, und ver-

„sichert

„sichert ihn in meinem Namen, daß ich ihm das „Leben und die Freyheit schenke, wenn er sich „ohne Anstand des Reichs begeben will.„

Die beyden Deputirten begaben sich an den Hof, wurden aber sehr übel empfangen. Beynahe hätte es ihnen das Leben gekostet; man lies es aber noch dabey bewenden, daß man sie ohne Antwort zurück schickte.

Alles schien sich zum Untergange des Kaysers vereinigt zu haben, und die Absichten des Rebellen zu begünstigen. Eins der Hauptthore der Stadt wurde durch die Verrätherey eines niederträchtigen Verschnittenen den Feinden geöfnet. Sobald der Kayser diese unglückliche Nachricht erhalten hatte, versammelte er alle Vornehme seines Hofes, und redete sie mit folgenden Worten an: „Es ist nichts gewisser, ihr Mandari„nen, als daß die Rebellen Meister von der „Stadt sind, und daß für mich nichts mehr zu „hoffen ist. Wenn ihr indeß noch einige Treue „gegen euren Herrn habt, so zeiget sie heute, und „suchet nur meinen Sohn zu retten. Das ist „das einzige, was ich von euch verlange, und „was ich sogar als eine Gnade von euch bitte.„

Alles erschallte bey diesen Worten von Seufzern in dem weiten Raume des Vorhofes im Pallaste, und da diese traurigen Töne selbst bis in das Innerste gedrungen waren, so kam die Kayserinn voller Schrecken aus ihrem Zimmer heraus gelaufen: „Ach, Madame,„ rief ihr der Monarch entgegen, „alles ist für uns verloren! „wir sind ohne Rettung! Wir wollen beyde,

„wenn es möglich ist, nur bedacht seyn, unsere
„armen Kinder zu retten, und dann eines frey-
„willigen Todes sterben.„

Die Kayserinn begriff sehr wohl, was ihr Gemahl sagen wollte, und dieses war genug, sie zu dem außerordentlichen Entschlusse zu bringen, den sie bald hernach ausführte. Es sollte aber auch vorher der Erbprinz und seine beyden Brüder in Sicherheit gebracht werden. Diese zärtliche Mutter lies sie kommen, fiel ihnen um den Hals, und benetzte sie eine Zeit lang mit ihren Thränen. Fliehet, meine Kinder, sagte sie hernach zu ihnen; das ist das einzige Mittel euch zu retten. Ihr könnet euch auf die, denen ich euch anvertraue, sicher verlassen. Sie haben Befehl, euch zu meinen Anverwandten nach Chantong zu bringen. Der Himmel stehe euch auf eurer Flucht bey; das ist die einzige Gnade, um die ich ihn bitte. Ich umarme euch zum letzten mal. Lebet wohl! Sie verlies sie hierauf wirklich, und übergab sie ihren Führern; doch folgte sie ihnen so lange mit den Augen nach, bis sie zum Pallaste hinaus waren.

Als sie die Prinzen aus dem Gesichte verloren hatte, begab sie sich schleunig wieder in ihr Zimmer, und nahm, außer zwoen Sclavinnen, niemanden zu sich. Die andern Frauenzimmer, die zu ihrer Aufwartung bestimmt waren, erriethen ihr Vorhaben sogleich, hatten aber nicht das Herz, sie daran zu hindern. Die Kayserinn nahm einen seidenen Strick, band ihn in

einem

einem geheimen Winkel an, und erwürgte sich selbst.

Die beyden Sclavinnen, die einen Augenblick darnach das Zimmer öfneten, gaben Gelegenheit, daß ein jedes den schrecklichen Vorgang sehen konnte. Das gesammte Frauenzimmer erhob sogleich ein entsetzliches Geschrey, und der Kayser, der nicht weit davon war, wurde dadurch belehrt, daß seine Gemahlinn nicht mehr am Leben sey. Er kam, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, vergoß einige Thränen, und machte dem beherzten Entschlusse dieser Prinzeßinn große Lobeserhebungen. Die Ehre der kayserlichen Familie verlangte aber noch andere Opfer. Der Kayser lies die Königinnen vom zweyten Range kommen, deren an der Zahl vierzig waren, und sagte, indem er ihnen den Körper der Kayserinn zeigte: „Sehet hier das „Beyspiel, dem ihr zu folgen habet; ich bitte „euch, es unverzüglich zu thun; ich befehle es „euch so gar.„ Man gehorchte ihm sogleich, ohne daß eine dieser unglücklichen Personen, welche fast alle noch in der Blüthe ihrer Jahre waren, sich über ihr Schicksal beklagte.

Es war noch eine junge Prinzeßinn von funfzehn Jahren übrig, welche mit den äußerlichen Reizen einen sehr muntern Geist und eine ihrer Geburt anständige Sittsamkeit verband. Der Kayser, der einer so großen Jugend nichts zutrauete, wollte die freywillige Aufopferung ihres Lebens nicht von ihr fodern, ob er gleich ihren Tod fest beschlossen hatte. Nachdem er sie zu

sich kommen lassen, sagte er mit weinenden Augen zu ihr: „Ach, meine Tochter, warum hat „doch der Himmel dich von dem unglücklichsten „aller Väter lassen gebohren werden! Deine „Mutter, und meine andern Gemahlinnen, die „du hier ohne Leben siehest, haben ihre Treue bis „ans Ende bewiesen: zeige mir eben diese Tu„gend, gehe und vereinige dich mit ihnen.„ Indem er dieses sagte, deckte er eine von seinen Händen über das Gesicht der jungen Schöne, während daß er mit der andern ihr einen Dolch in die Brust stoßen wollte. Die Prinzeßinn wich aber dem Stoße halb aus, ohne selbst es recht zu wissen, und ihr Vater, der außer sich selbst war, und sie tödtlich verwundet zu haben glaubte, begab sich weg.

Nachdem der Kayser vergebens gesucht hatte zu entfliehen, sahe er wohl, daß ihm kein anderes Mittel übrig wäre, als der Tod. Er verlies den Pallast, begab sich auf den Hügel Kinchan, warf einen betrübten Blick auf die Stadt, und schrieb einige Worte, folgenden Inhalts, auf: „Ich hatte siebzehn Jahre regiert, als eine Menge „Rebellen, nachdem sie einen Theil meiner Staa„ten geplündert hatten, mich verwegen in meiner „Residenzstadt angriffen. Ich erkenne es mit auf„richtigem Herzen für eine Strafe des Himmels, „den meine Gleichgültigkeit zum Zorne gereizt „hat. Indeß bin ich nicht der einzige Straf„bare. Verschiedene Großen meines Hofes sind „es eben so sehr, und noch mehr, als ich. Sie „sind es, die mich ins Verderben gestürzt haben, „indem

„indem sie mich von den Angelegenheiten meines
„Reichs gar nichts haben wissen lassen. Wie soll
„ich es wagen, mich vor meinen Vorfahren sehen
„zu lassen? wie werde ich ihre gerechten Vorwürfe
„ertragen können? O ihr, die ihr mich in diesen
„traurigen Zustand versetzet, nehmet meinen
„Körper, reißet ihn in Stücken, wenn ihr wol-
„let; ich willige darein: aber verschonet nur,
„ich bitte euch, mein armes Volk; es ist unschul-
„dig, und schon unglücklich genug, daß es mich
„so lange Zeit zum Herrn gehabt hat.„

Nachdem der unglückliche Monarch diese Worte auf seinen Rock geschrieben hatte, gieng er in ein nahe gelegenes Lusthaus, band seinen Gürtel los, und erwürgte sich damit. Der Oberste der Verschnittenen, der ihm bis auf den Hügel nachgefolgt war, gab seine Treue sogleich auf eine rührende Art zu erkennen. Da er voraus sahe, daß die Rebellen nicht unterlassen würden, sich an dem Körper seines Herrn zu vergreifen, wenn sie ihn ausfindig machen könnten, so war seine erste Sorge, ihn vor aller Beschimpfung sicher zu stellen. Er zog ihm die kayserlichen Kleider aus, und verscharrte ihn in die Erde, so tief er nur konnte. Nachdem er nun den kayserlichen Rock und die andern Zierrathen des Todten angelegt hatte, hieng er sich an eben der Stelle auf, wo der Kayser sein Leben beschlossen hatte, um dadurch diejenigen zu hintergehen, die sich an dem Körper des Prinzen vergreifen wollten. Seine Vorsicht half indeß zu nichts. Andere Verschnittene, die ihm zugesehen hatten, ohne

daß er es bemerkte, verriethen den folgenden Tag dem Usurpator das ganze Geheimniß.

Während daß diese schreckliche Scene auf dem Hügel Kinchan vorgieng, drangen die Rebellen, des Widerstandes ungeachtet, den man an verschiedenen Orten that, in die Stadt ein. Ein Kriegsmandarin, Namens Hosin, als er sich auf dem Posten, den er vertheidigte, nicht länger halten konnte, glaubte noch Zeit genug zu haben, den Kayser, von dessen traurigem Tode er nichts wußte, in Sicherheit zu bringen. Er eilte demnach in den Pallast, mit einem kleinen Trupp Reuter, alles beherzte Leute, und entschlossen, für ihren Herrn das Leben zu lassen. Aber wie erstaunten sie, da sie den Pallast fast ganz ledig, und in einer gräulichen Verwirrung fanden! Hosin gieng noch weiter hinein, und kam ohne das geringste Hinderniß bis ins Zimmer der Kayserinn; hier sahe er noch diese Prinzeßinn und alle Königinnen an dem tödtlichen Stricke hängen; eine große Menge anderer Weiber nicht gerechnet, die vermöge einer in China üblichen Treue ihre Gebieterinnen nicht hatten überleben wollen.

Was aber die Augen dieses jungen Kriegers am meisten auf sich zog, das war die Tochter des Kaysers, die auf dem Boden in ihrem Blute lag. Hosin glaubte zu bemerken, daß sie noch nicht gänzlich todt sey. Er näherte sich mit Zittern, um Gewißheit davon zu haben, und sahe mit Freuden, daß sie noch einiges Leben hatte. „Ach, Prinzeßinn!„ rief er aus, „wie abscheu-

„lich

„lich siehet es in diesem Pallaste aus. Eile, „fliehe! die Rebellen nähern sich; es ist kein Augenblick zu versäumen.„ — „Nein, nein,„ antwortete die Prinzeßinn, „hilf mir lieber die Absichten meines Vaters vollends ausführen. Er „hat mir nicht Muth genug zugetrauet; er hat „mich mit seinen eigenen Händen aufopfern wollen; ich habe die Niederträchtigkeit gehabt, dem „tödtlichen Stoße, den er mir beybringen wollte, „zum Theile auszuweichen. Vollende demnach, „wer du auch seyn magst, vollende, ich bitte „dich, was mein Vater nicht hat vollenden können. Er ist es, Mandarin, dein Herr ist es, „der es dir befiehlt: laß deine Treue sehen, und „gieb mir den Tod.„

Hosin hielt es nicht für nöthig, die Hände in das Blut einer jungen und schönen Prinzeßinn zu tauchen, um die Treue zu beweisen, die er seinem Herrn schuldig war. Er rettete ihr demnach das Leben, so fest sie sich auch entschlossen hatte zu sterben.

Lysiching hofte endlich, nach so vielen Schlachten und vergossenem Blute, die Früchte seines Ehrgeizes zu genießen; aber der Himmel erweckte einen Rächer der Tyranney, in der Person eines chinesischen Generals, mit Namen Ousankouei. Dieser tapfere Officier, der von dem Unglücke der kayserlichen Familie noch nichts wußte, verlies die Grenzen der orientalischen Tartarey, wo er commandirte, und zog gegen die Rebellen zu Felde. Um sich in den Stand zu setzen, einen furchtbaren Feind mit Nachdruck

anzugreifen, beschloß er, sich an die Tartarn Mancheoux zu wenden, und bey ihnen um Hülfe anzusuchen. Er schickte demnach einen Mann, dem er trauen konnte, an sie, der ihnen große Summen Geldes, eine große Menge seidener Zeuge, eine ansehnliche Quantität Leinewand, und eben so viel junge z) Frauenzimmer, die sie zur Versorgung ihres Hauswesens nöthig hatten, anbieten mußten; aber alles unter der Bedingung, daß sie ihm unverzüglich Truppen zusenden sollten, die unter seiner Anführung gegen den Lystching dienten.

Der chinesische Deputirte kam in der Tartarey an, brachte seinen Auftrag vor, und wurde wohl aufgenommen. Die Mancheoux hatten damals nicht über sieben tausend Mann auf den Beinen, und diese erhielten sogleich Befehl, zu marschiren. Sie versprachen eine größere Anzahl Truppen zu liefern, und kamen ihrem Versprechen getreulich nach.

Ousan=

z) Es ist gewiß, daß die Tartarn einen solchen Ueberfluß an Mannspersonen haben, daß bey jeder Horde verschiedene genöthigt sind unverheyrathet zu bleiben. In China hingegen ist insgemein das weibliche Geschlecht zahlreicher als das männliche; wenigstens ist es gewiß, daß Familien vom gemeinen Volke, besonders auf dem Lande, wenn ihnen, nach ihrer Meynung, zu viele Töchter geboren werden, öfters die Grausamkeit haben, sie auf den Straßen wegzusetzen.

Ousankouei hatte sich indeß mit seinen Truppen schon in Marsch gesetzt, ohne die Zurückkunft seines Deputirten zu erwarten. Er erfuhr sogleich mit dem zweyten Tage die Eroberung von Peking und den kläglichen Tod des Kaysers; diese Nachricht aber, ob sie ihm gleich sehr nahe gieng, benahm ihm doch nichts von seinem Muthe und Eifer. Da er seinen Herrn nicht mehr vertheidigen konnte, so wollte er ihn zum wenigsten rächen, und die Reste der kayserlichen Familie retten.

Lystching, der von dem Vorhaben dieses chinesischen Generals beyzeiten benachrichtigt wurde, suchte dieses Ungewitter, so viel ihm möglich wäre, von sich abzuhalten.

Ousiang, der Vater des Ousankouei, befand sich damals zu Peking, wo er alle Annehmlichkeiten eines glücklichen Alters in Ruhe genoß. Lystching lies ihn zu sich kommen, und befahl ihm, an seinen Sohn aufs nachdrücklichste zu schreiben, daß er sich nicht selbst einen Abgrund graben solle, welcher ihn und sein Haus verschlingen würde, sondern daß er ruhig auf seinem Posten bleiben möchte.

Doch damit war er noch nicht zufrieden, sondern schickte auch zu gleicher Zeit einen von seinen Officieren, Namens Congong, ab, einen Mann von großer Verschlagenheit, der alle Geschicklichkeit besaß, sich das Vertrauen seines Widersachers zu erwerben. Dieser Abgeschickte hatte Befehl, dem Ousankouei die scheinbarsten Vortheile, und selbst einen Theil des Reichs anzubieten, wenn

er

er die Mancheoux, ihre gemeinschaftlichen Feinde, in ihre Löcher zurück schicken, und sich mit dem neuen Monarchen vereinigen wollte, um China gemeinschaftlich zu beruhigen.

Von diesem doppelten Versuche des Lystching lief einer so fruchtlos ab als der andere. Tongong erschien vor dem Ousankouei; aber dieser hörte ihn nicht einmal an. Er befahl ihm vielmehr, sich aufs schleunigste wieder zurück zu begeben, um nicht von Leuten in Stücken gerissen zu werden, die, wie er sagte, in ihm weiter nichts als einen verruchten Gehülfen des Mordes ihres Herrn sähen. Den Brief seines Vaters nahm der chinesische General mit großer Ehrerbietung an; gab aber in der Antwort auf denselben sattsam zu erkennen, daß sein Haß gegen den Tyrannen unversöhnlich sey. Nach einigen zärtlichen Verweisen, die er diesem ehrlichen Alten wegen seiner allzu großen Willfährigkeit, von einem Bösewichte und Verräther sich Gesetze vorschreiben zu lassen, gab, schloß er mit diesen unter gegenwärtigen Umständen sehr nachdrücklichen Worten: „Ich sehe sattsam voraus, daß meine Unternehmung mich auf immer von dir trennen wird, und ich bin deswegen untröstlich; „ich will dich aber nicht durch meine Feigheit beschimpfen. Es gehe, wie es wolle, so soll mich „doch nichts zwingen die Waffen eher aus den „Händen zu legen, als bis ich diesen Räuber „vertilgt habe, der den Tod unsers besten Herrn „verursachet hat.„

Es

Es war hier an keine Unterhandlungen mehr zu denken, und man mußte zu den Waffen greifen. Die Truppen des Rebellen wurden mehr als einmal geschlagen, und die Ueberwinder liessen sich ungesäumt vor Peking sehen. Der Tyrann rächte sich seiner Niederlage wegen an dem Vater des Ousankouei, und an den drey Prinzen vom Geblüte, von denen der eine der Erbe des Reichs war. Nachdem er diese erlauchten Personen aufgeopfert hatte, rief er alle Mandarinen in den Pallast zusammen, erklärte ihnen in wenig Worten seine vermeynten Rechte zum Throne; versprach künftig an dem Glücke der Chineser zu arbeiten, und lies sich von allen als Kayser in China erkennen.

Ousankouei erschien vor den Thoren von Peking mit einer Armee von sechzig tausend Mann. Das erste was ihm in die Augen fiel, war das Haupt seines Vaters, welches der Tyrann mit einer der abscheulichsten Unterschriften öffentlich hatte ausstecken lassen.

Der chinesische General that bey diesem Anblicke einen lauten Schrey; die ganze Armee that ein gleiches, und der Lärm kam bis zu den Ohren des Usurpators. Dieser erschrack darüber, und ergriff die Partey, Peking zu verlassen. Man lud auf seinen Befehl die unermeßlichen Schätze, die er aus dem Pallaste wegnahm, auf eine lange Reihe Wagen; er selbst verlies sodann die Stadt, nachdem er sie an verschiedenen Orten hatte lassen in Brand stecken.

Da

Da der Kronräuber sich genöthigt sahe Peking zu verlassen, nahm er seine besten Truppen zusammen, und erhielt dadurch eine Armee von zweymal hundert tausend Mann. Der tapfere Ousankouei lies sich durch die Zahl der Rebellen nicht schüchtern machen, und setzte ihnen unverzüglich nach, in der Absicht, sie ganz aus dem Wege zu schaffen. Es fiel zwischen beyden Parteyen ein blutiges Treffen vor. Lystching wurde zwar nicht überwunden, verlor aber viel Soldaten und die besten Officiere. Da er sich nun nicht ferner im Stande sahe, den Feinden die Spitze zu bieten, so zog er sich in guter Ordnung zurück, und begab sich in die Provinz Chansi.

Diese Flucht des Usurpators war ein Werk der Tartarn. Sie wurden anfänglich als Zerstöhrer der Tyranney angesehen; aber die Dienste, die sie geleistet hatten, fiengen bald an, Unruhe zu erregen. Man bemerkte, daß dieses Volk nach und nach seinen vorigen Geschmack an einem Lande wieder bekam, in welchem es ehemals eine so glänzende Rolle gespielt hatte. Da sich ihre Anzahl auf achtzig tausend Mann belief, so konnte man weiter nichts thun, als daß man sie durch Vorstellungen dahin zu bringen suchte, daß sie sich nicht länger im Reiche aufhielten. Ousankouei sprach davon, nach einem großen Gastgebote, mit dem Prinzen besonders; dieser war ein Bruder des Kaysers Taytsong, und hieß Nechingouang.

Anfäng-

Anfänglich wurden nur der Tapferkeit der Tartarn prächtige und aufrichtige Lobsprüche gemacht, die mit den lebhaftesten Danksagungen verknüpft waren, für die guten Dienste, die sie den Chinesern geleistet hätten. Als Ousankouei hierauf dem Hauptpuncte näher kam, gab er dem Nechingouang zu verstehen, daß die Chineser die Erfüllung des mit ihren tapfern Bundesverwandten geschlossenen Tractats nicht länger aufschieben könnten; daß er ihn daher bäte, seine Truppen von Peking abmarschiren zu lassen, da man ihm sodann das Gold, das Silber, die versprochenen Zeuge und jungen Personen geben würde, welche bestimmt wären, durch ihre Fruchtbarkeit eins der tapfersten Völker auf dem Erdboden zu vermehren. „Ich bringe dabey „das nicht in Anschlag,„ setzte er hinzu, „was „unsere Erkenntlichkeit uns natürlicherweise noch „über die Bedingungen des Tractats wird thun „heissen.„

Nichts schien vernünftiger, als ein solcher Vorschlag. Der Tartar fand es indeß nicht für gut, sich damit zu beruhigen, und ihn unbeantwortet zu lassen. Es sey nun, daß die Absicht, sich in China fest zu setzen, blos von diesem Prinzen herrührte, oder daß er in diesem Stücke nur das Sprachrohr seiner Nation war; genug, der Mancheoux hatte den Antrag des Ousankouei voraus gesehen, und war mit der Antwort sogleich fertig. Die tartarischen Schriftsteller haben sich die Mühe genommen, sie aufzuzeichnen.

nen. Sie war in folgenden Worten enthalten:

„Du weißt, berühmter General, daß das „Reich noch viele Rebellen in seinem Schooße „hegt; unser übereilter Rückzug würde sie kühn „machen, daß sie wieder die Oberhand zu be„kommen suchen würden. Nun sage mir, ob „es nicht eine große Schande für unsere Na„tion seyn würde, wenn wir uns von den „Chinesern bey so bewandten Umständen tren„neten?

„Du sagest mir von Belohnungen, um die „wir uns verglichen haben; aber wisse, daß die „kostbarste in unsern Augen, und die einzige, „die uns rührt, die ist, China zum Frieden be„hülflich gewesen zu seyn. In Ansehung des zu „Chinyang geschlossenen Vergleichs, ist uns dein „Wort genug; und ich bin sehr überzeugt, daß „weder du noch ich je Schwierigkeiten über diesen „Punct erregen werden.

„Erlaube mir, Ousankouei, hier mit aller „Freymüthigkeit eines Tartarn mit dir reden zu „dürfen: deine einzige Sorge muß künftig die „seyn, dasjenige vollkommen auszuführen, was „du so schön angefangen hast, ich meyne den Un„tergang des Lystching und seiner Partey. „Dieser Usurpator ist zwar überwunden; aber es „sind ihm noch nicht alle Mittel benommen. „Ich gestehe, daß er sich vor dir fürchtet, nach„dem er so vielmal erfahren hat, was deine „Tapferkeit und Klugheit gegen ihn vermag.

„Was

„Was wird indeß diese Furcht bey einem so küh-
„nen und unternehmenden Manne anders hervor
„bringen, als daß er seine Mühe verdoppeln
„wird, um seine Partey wieder empor zu brin-
„gen, und sie so mächtig als vormals zu ma-
„chen? Er arbeitet jetzt, glaube mir, Tag und
„Nacht daran, seine Armee zu verstärken, und
„du wirst ihn mit allen Räubern aus ganz Chi-
„na zum Kampfe wieder auf den Platz treten
„sehen.

„Nimm demnach das Anerbieten, das ich dir
„mit meinen Truppen mache, an. Nimm den
„besten Theil davon zu dir, und gehe damit,
„die Rebellen auszurotten; theile die übrigen in
„zwey große Corps, von denen das eine in der
„Provinz Chantong die Banditen, welche da-
„selbst übel hausen, aus einander jagen, und
„das andere sich, wie du zu wünschen scheinst,
„in die Gegend um Peking ziehen mag. Eins
„dieser Corps kann sich also um die Hauptstadt
„aufhalten, um den Frieden derselben zu sichern,
„wenn es nöthig ist; sollte es aber nicht nöthig
„seyn, so mag es nach der Tartarey zurück keh-
„ren.„

Da man nun nicht im Stande war, den
Tartarn Gesetze vorzuschreiben, so war man
genöthigt, ihre Anerbietungen anzunehmen,
welche sehr vortheilhaft schienen, aber auch
sehr nachtheilige Folgen haben konnten.

Es wurde demnach alles nach dem Vorschla-
ge des Heerführers der Mancheoux ins Werk
gerichtet: die Chineser nahmen mit dreyßig oder

vierzig tausend Mann den Weg nach Chansi, unter der Anführung des Ousankouei; das Corps, das nach Chantong bestimmt war, begab sich dahin, und der Prinz Nechingouang, der Urheber dieser Eintheilung, führte die übrigen Mancheoux in die Gegend von Peking.

Man hatte nicht ausgemacht, daß dieses letztere Corps in die Hauptstadt solle gelassen werden; man hatte ihm aber auch den Eintritt nicht ausdrücklich untersagt; der General nahm sich daher vor, denselben im Guten oder mit Gewalt zu erhalten. Er zeigte sich vor den Thoren der Stadt, und schien mit seinen Truppen die Quartiere darinne nehmen zu wollen; er wurde auch ohne Schwierigkeit aufgenommen. Man kann sogar sagen, daß die Art, mit welcher man ihn aufnahm, einem Triumphe ähnlich war. Die Einwohner, die in den Mancheoux noch weiter nichts sahen, als getreue Bundesgenossen und Befreyer des Reichs, bemüheten sich gleichsam um die Wette, ihnen ihre Erkenntlichkeit durch alle Arten der guten Begegnung zu bezeigen.

Nach einigen Tagen, da der tartarische Prinz die Sachen in der Verfassung zu sehen glaubte, in welcher er sie haben wollte, glaubte er, sein großes Vorhaben ausführen zu können. Er bemächtigte sich, unter dem Vorwande einer geheimen Verschwörung von Seiten einiger in der Stadt noch übrigen Rebellen, der wichtigsten Posten, und nahm sogar den chinesischen Soldaten neun Thore, die sie bisher besetzt hatten,

ten, und die er nun mit seinen Mancheoux besetzte.

Dem Volke giengen jetzt die Augen auf; aber es konnte sich gegen das neue Joch, das man ihm an den Hals werfen wollte, nicht vertheidigen. Nechingouang, ob er gleich ein Fremder war, hatte mit achtzehn bis zwanzig tausend Mann in Peking, von dem ersten Tage an, da er sich dieser Stadt bemächtigte, mehr Ansehen, als die letzten chinesischen Kayser mit einer unzählbaren Menge von Truppen gehabt hatten, die sie im Umfange dieser Hauptstadt unterhielten.

Nachdem die Tartarn auf vorgemeldete Art, sich der Stadt Peking bemeistert hatten, so eilte Nechingouang, der seine Nation darinne erhalten, und ihr dadurch die Herrschaft über China verschaffen wollte, einen Mancheoux zum Kayser ernennen zu lassen. Er selbst war zum Throne geschickt, und konnte ohne Widerrede denselben besteigen; er wollte aber lieber die Krone auf das Haupt eines seiner Neffen setzen, der nicht älter war, als sieben oder acht Jahre. Man lies den jungen Prinz nach Peking kommen, der eines Bruders Sohn des Kaysers Taytsong war. Er wurde unter dem Namen Changti zum Kayser der Tartarn und Chineser ausgerufen. Die Majestät, mit welcher er die Huldigung der Großen annahm, und die Art, womit er die Rede hielt, die ihm sein Onkel aufgesetzt hatte, bezauberte alle Anwesende. Hier ist die Rede des jungen Kaysers:

„Wenn ich mit so vieler Zuversicht auf diesen
„Thron steige, und wenn ich davon, vor euern
„Augen, mit einer so dreusten Mine Besitz neh-
„me, daß ihr nothwendig darüber erstaunen
„müsset; so schreibet es nicht, Prinzen, meine
„Onkel, und ihr, Generale meiner Armeen,
„schreibet es nicht, ich bitte euch, einem gehei-
„men Stolze zu, der mich an diesem Tage et-
„wan treiben könnte. Ich bilde mir weder auf
„meine Verdienste, noch auf eine Geschicklich-
„keit, die ich nicht habe, etwas ein. Kann
„mir es unbewußt seyn, daß ich nur noch ein
„Kind bin? Mein Alter überzeugt mich satt-
„sam, daß ich bisher noch nicht im Stande ge-
„wesen, etwas zu thun, was euch hätte bewe-
„gen können, mir eure Stimmen zu geben, und
„mich zu eurem Herrn zu wählen. Was mich
„dabey muthig und getrost macht, ist der Be-
„griff, den ich von einem jeden unter euch habe;
„jener Muth und jene kriegerischen Tugenden
„sind es, welche durch eine Reihe heldenmüthi-
„ger Thaten unsere geringe Nation zu der Stufe
„der Ehre erhoben haben, auf welcher wir sie
„heutiges Tages sehen. Blos daher entstehet
„bey mir das Vertrauen, und die Dreustigkeit,
„die ihr an mir bewundert. Von einer so uner-
„schrockenen Tapferkeit, von einer so erleuchte-
„ten Klugheit unterstützt, als die eurige, ver-
„spreche ich mir alles. Nein, ich glaube mir
„nicht zu viel zu schmeicheln, wenn ich, vermit-
„telst dieses Beystandes, mich schon als den Be-
„sitzer aller weitläuftigen Provinzen dieses Reichs
„ansehe.

„ansehe. Glaubet indeß nicht, daß ich eine so
„große Gewalt für mich allein suche: ich wün-
„sche sie blos als ein Mittel, den Unterthanen
„Ruhe und Friede zu verschaffen, eure Tugend
„nach Würden zu belohnen, und euch allen mei-
„ne Erkenntlichkeit zu bezeugen.„

Der junge Kayser erklärte sich hierauf, daß, da ihm sein Alter noch nicht erlaubte, die Regierung selbst zu führen, er es für nöthig hielte, einen Regierungsrath zu errichten, der aus vieren von seinen Onkeln bestehen, und wobey **Nochingouang** den Vorsitz haben sollte.

Einige Zeit vorher, ehe dieser Prinz zum Monarchen ausgerufen wurde, hatten die Mandarinen der Provinz **Kiangnan** sich zu **Nanking** versammelt, und beschlossen, dem Reiche einen Herrn von ihrer Nation zu geben, weil sie dieses für das einzige Mittel hielten, wodurch China geholfen werden könnte. Die Schwierigkeit bestand blos darinne, daß sie unter den unglücklichen Prinzen des kayserlichen Hauses, welche der Wuth des **Lystching** entgangen waren, auch den rechten treffen möchten. Nach langen Berathschlagungen blieben sie endlich bey dem Prinzen **Fou** stehen, dem Urenkel eines Bruders des Kaysers **Chintsong**.

Das Reich, in den Umständen angeboten, in denen es sich jetzt befand, hatte eben nicht viel reizendes. Der Prinz **Fou** nahm es indeß nach drey Tagen Bedenkzeit, die er sich dazu ausgebeten hatte, an. Er hoffte ohne Zweifel, daß, wenn das Feuer der Rebellion, selbst durch Hülfe

seiner Feinde, der Tartarn, einmal gestillt wäre, man die Chineser nach und nach zu ihm, als zu ihrem rechtmäßigen Herrn, würde zurück kommen sehen.

Die Mancheoux suchten den tapfern Ousankouei auf ihre Seite zu bringen, als welcher sie nach China gezogen hatte, und sie jetzt sehr ungern als Herren vom Reiche sahe. Man erwieß ihm alle Achtung und Ehrerbietung; aber nichts war damals im Stande, diese großmüthige Seele zu erschüttern. Das Bild seines unter ein fremdes Joch gebeugten Vaterlandes stellte ihm stets den unvorsichtigen Schritt vor, den er gethan hatte, als er die Tartarn zu Hülfe rief. Aus diesen kränkenden Betrachtungen entstand bey ihm ein hefftiges Verlangen, sich an ihnen mit Nachdruck zu rächen. Er hatte schon aufgehört die Rebellen zu verfolgen, um lediglich darauf bedacht zu seyn, wie er sich die Mancheoux vom Halse schaffte, die er unter seiner Armee hatte.

Lystching, der von den Absichten des chinesischen Generals benachrichtigt wurde, glaubte, er könne daraus Vortheil ziehen. Seine Truppen hatten Chansi verlassen; er lies sie sogleich wieder zurück kommen, und schlug sein Lager neben der chinesischen Armee auf.

Von hier aus schickte er mit einer listigen Art einen vertrauten Mandarin an den Ousankouei ab, welcher sich stellte, als ob er die Partey der Rebellen verlassen habe, und seinen Vortrag folgendergestalt einrichtete: „Für wen „arbeitest du, Ousankouei? Hat dich der

„Him-

„Himmel einen so großen Feldherrn werden las-
„sen, um China den nichtswürdigen Man-
„cheoux zu unterwerfen? Deine Tugenden,
„deine Thaten sind des Throns würdig, und
„man spottet deiner nur. Ein Trupp gemiethe-
„ter Soldaten unterstehet sich, dir Gesetze vor-
„zuschreiben, und will ein Kind über dich zum
„Herrn setzen. Du verabscheuest die Urheber
„dieses unanständigen Kunstgriffs; aber glaube
„nur, daß sie dich noch weit mehr verabscheuen,
„weil sie dich auf eine grausame Art beleidigt ha-
„ben, und sich vor dir fürchten. Vergiß dem-
„nach das Vergangene, und denke auf das Zu-
„künftige. Lystching ist unter allen Umstän-
„den doch ein rechtschaffener Chineser; er wird
„seine Truppen gern zu den deinigen stoßen las-
„sen, um die gemeinschaftlichen Feinde zu ver-
„tilgen. Dein Leben wird auf diese Art in Si-
„cherheit, und die Krone mit der Zeit die Be-
„lohnung deiner Klugheit seyn.„ Der chinesi-
sche General, der darüber äußerst aufgebracht
wurde, daß sich ein Bösewicht unterstand mit ihm
die genaueste Freundschaft zu errichten, dachte wei-
ter an nichts, als diesen niederträchtigen Anführer
der Straßenräuber aufs heftigste zu verfolgen.

Er lies nicht allein den Vorsatz, sich von den
Tartarn zu trennen, fahren, sondern verband
sich auch mit ihnen genauer als zuvor, da er sie
im Reiche so wohl befestigt sahe, daß es unmög-
lich war, sie daraus zu vertreiben, ohne China
mit Blute zu überschwemmen. Lystching
hingegen, da er alle Hoffnung fehlgeschlagen

 sahe,

sahe, machte sich sehr eilfertig aus Chansi fort.

Man setzte ihm ohne Verzug nach. Er verlor eine Schlacht, und wurde genöthigt, seine Sicherheit in einer gebirgigten Gegend zu suchen. Hier war es, wo der Himmel ihn für seinen Aufruhr und für alle seine Räubereyen bestrafen wollte. Eines Tages, als er mit dreyen oder vieren seiner Gesellen, welche in einem benachbarten Dorfe Lebensmittel kaufen wollten, aus seinem Winkel hervor kam, schlossen die Bauern aus der Mine dieser Unbekannten, daß es vielleicht einige von den berüchtigten Rebellen wären, die man seit einigen Monaten aufsuchte. Sie nahmen sie auf diese Muthmaßung in Verhaft, und hieben dem ansehnlichsten darunter, welcher Lystching selbst war, den Kopf ab. Auf diese Weise kam ein Mann ums Leben, der sich durch große Talente und große Verbrechen berühmt gemacht hatte.

Der Tod des Anführers der Rebellen stellte die Ruhe im Reiche noch nicht wieder her. Es wurde noch viel Blut vergossen, ehe die Tartarn zum ruhigen Besitze des Landes gelangten, das sie gewaltsamer Weise an sich gerissen hatten.

China hatte damals zween Kayser. Der, der zu Nanking seinen Sitz hatte, war ein Monarch von ungemeiner Gleichgültigkeit, ein großer Liebhaber von Essen und Trinken, und schien sich auf einen Thron gar nicht zu schicken, auf den man ihn fast wider seinen Willen gesetzt hatte.

Konnte

Konnte ein Prinz von diesem Character sich wohl lange gegen die Macht der Tartarn halten? Diese waren bald vor den Thoren von Nanking und im Stande sich dieser Stadt zu bemächtigen. Der chinesische Monarch wußte keine andere Partey zu ergreifen, als von einer kleinen Anzahl seiner Hausbedienten begleitet die Stadt zu verlassen.

Unter den Mandarinen, die sich an die Mancheoux ergeben hatten, befand sich einer, der, da er den tartarischen General sehr betrübt sahe, daß er den flüchtigen Kayser verfehlt habe, ihn versicherte, daß man diesen Prinzen noch einholen könne, wenn man ihm nur sogleich nachsetzte. Man trug ihm diese Sache auf, und dieser niederträchtige Mann nahm sie auch an. In der That konnte man auch nicht geschwinder seyn, als er war; er holte seinen unglücklichen Herrn ein, als dieser eben in ein Fahrzeug stieg, um den Fluß Kiang hinab zu fahren, und in wenig Stunden in offener See zu seyn. Die tartarischen Reuter, die den ungetreuen Mandarin begleitet hatten, stiegen schon von ihren Pferden ab, um sich ihres Raubes zu bemächtigen, als einer von den getreuesten Dienern des Prinzen diesen beym Leibe nahm, und sich mit ihm in den Fluß stürzte.

Das traurige Ende des Kaysers von Nanking wurde kaum in Chekiang bekannt, als die Mandarinen dieser Provinz das Recht zu haben glaubten, ihm einen Nachfolger zu ernennen. Sie versammelten sich in dieser Absicht zu Hang-

cheou, und warfen anfänglich die Augen auf den Prinz Longan, von der kayserlichen Familie der Mings, welcher in seiner Person alle die verschiedenen Arten vom Verdienste vereinigte, die man von einem Monarchen verlangen kann; besonders eine außerordentliche Gütigkeit, die er bisweilen bis zum Heroismus trieb. Aber je mehr Klugheit dieser Prinz besaß, desto weniger war er geneigt, sich mit einer so schweren Bürde zu beladen, als das chinesische Reich unter gegenwärtigen Umständen war. Er weigerte sich beständig; und so gegründet auch sein Recht war, so ward er doch lieber den Mancheoux behülflich.

Diese Tartarn, die jetzt mehr als jemals das große Werk der Eroberung von China zu Stande zu bringen suchten, hatten sich in weniger als zween Monaten die ganze Provinz Kiangnan unterworfen. Es war ihnen leicht, von hieraus nach der Provinz Chekiang zu kommen, wo viele Städte, die sich hätten vertheidigen können, sich ohne Widerstand ergaben, da sie sahen, daß sie auf keinen Kayser von der chinesischen Nation rechnen dürften, so lange der Prinz Longan sich weigern würde die Krone anzunehmen. Die große Absicht der Tartarn war, sich die Stadt Hangcheou zu unterwerfen. Sie rückten vor dieselbe, nachdem sie alle ihre Kräfte zusammen genommen hatten, und schlossen sie mit der größten Sorgfalt ein. Da der Prinz Longan in dieser Stadt eingesperrt war, so gieng ihre ganze Aufmerksamkeit dahin, daß er ihnen nicht

entwi-

entwischen möchte, oder daß die Chineser, deren Abgott er war, ihm nicht zu Hülfe kommen könnten.

Dieser Prinz indeß versahe sich keiner Hülfe, weder aus Chekiang, noch aus den benachbarten Provinzen; er richtete demnach seinen Entschluß darnach ein. „Eure Tapferkeit,„ sagte er zu den vornehmsten Officieren in Hangcheou, die er zusammen hatte kommen lassen, „kann „zwar wohl die Eroberung dieser Stadt noch einige Zeit aufhalten; aber sie kann sie nicht ganz „hintertreiben. Wir müßten weit mehr Soldaten haben, als wir wirklich haben, und sehr „versichert seyn, daß man uns über lang oder „kurz zu Hülfe käme. Nun frage ich euch, meine Freunde, von wem können wir wohl vernünftigerweise einige Hülfe erwarten? Die „Prinzen von meiner Familie sind, wie ihr „wisset, auf den wenigen Ruf, den ich erlangt „habe, eifersüchtig, und ein jeder von ihnen macht „auf den wankenden Thron Ansprüche, den ihr „mir angeboten habt. Es ist demnach gewiß, „daß wir unter dem Drucke der Mancheoux „erliegen werden, und daß diese große Stadt „ihrem Untergange nicht entgehen wird, wenn „wir sie hartnäckig vertheidigen. Ich gestehe, „daß wir selbst gegenwärtig nicht ohne große Gefahr sind, und daß der Feind erschrecklich gegen „uns aufgebracht sey, da er siehet, daß wir, anstatt ihm die Thore zu öffnen, Anstalten machen, uns zu vertheidigen. Man sagt sogar, „der tartarische General habe öffentlich betheuert,

„daß

„daß er sich an uns rächen wolle. Fürchtet „indeß nichts: euer Blut, und das Leben „dieses guten Volkes ist mir lieber, als mein „Leben; ich weis ein sicheres Mittel beydes zu „schonen. Mit einem Worte, ich nehme es „auf mich, die Mancheoux beym Guten zu „erhalten.„

Auf diese Rede, die mit vieler Zärtlichkeit vorgebracht, und mit Thränen in den Augen angehört wurde, folgte von Seiten dieses Prinzen noch eine großmüthige Handlung, die fähig war, ihn bey den Chinesern unsterblich zu machen. Er stieg sogleich auf einen der Thürme des Walles, und nachdem er durch ein Zeichen seine friedliche Gesinnung zu erkennen gegeben, so verlangte er mit dem tartarischen Generale zu sprechen. Da dieser sogleich heran kam, so nannte sich der Prinz Longan. Er erbot sich, die Stadt sogleich zu übergeben, und sich selbst in seine Hände zu liefern, wenn er mit einem Eide verspräche, den Mandarinen, den Soldaten und den Einwohnern kein Leid zuzufügen. Der Mancheoux schwur diesen Eid; die Thore wurden sogleich geöfnet, und der Prinz ergab sich an die Tartarn.

Die Aufführung, die sie gegen ihn beobachteten, ist nicht zu entschuldigen. Sie hielten ihr Wort genau, das sie wegen der Mandarinen, wegen der Besatzung und der Bürger zu Hangcheou gegeben hatten; aber unter dem Vorwande, daß der Prinz für sich nichts bedungen habe, und daß außerdem den Tartarn daran ge-

legen sey, einen Prinzen von solchen Verdiensten den Untergang seiner Dynastie nicht überleben zu lassen, brachten sie ihn wenige Tage darnach ums Leben. Die meisten Mandarinen beehrten sein Leichenbegängniß auf eine sehr seltsame Art, indem sie sich selbst mit Stricken erwürgten.

Das Schicksal der beyden Prinzen, welche die Chineser auf den Thron hatten setzen wollen, konnte nicht kläglicher seyn. Ihre traurige Bestimmung hielt indeß den Prinz Tang nicht ab, den kayserlichen Titel anzunehmen. Einige Provinzen erkannten ihn dafür; aber der Prinz Lou, dem er lange deswegen anlag, verweigerte ihm beständig seine Einwilligung. Die Meynung dieses letztern war, man müsse, wenn man die furchtbare Macht der Tartarn zerstöhren wollte, eine genaue Verbindung unter einander errichten, und gemeinschaftlich Hand ans Werk legen, ohne Ehrgeiz und Eifersucht. In dieser Absicht nahm er den Titel eines Protectors der Chineser an, und beredete einen andern Prinz von seinem Hause, der in Kiangsi in großem Ansehen stand, auf seiner Seite ein gleiches zu thun. China hatte also zu gleicher Zeit zween Kayser, einen Mancheoux und einen Chineser; außer zween Protectoren, die von den Kaysern unabhängig waren. Das war in der That mehr als nöthig war, die Unruhen dieses Reichs zu vermehren, und den Untergang desselben zu beschleunigen.

Es ist bisweilen gefährlich, wenn man bey einer überwundenen Nation die alten Gebräuche, woran sie gewöhnt ist, abschaffen will. Die

Tartarn

Tartarn machten davon eine traurige Erfahrung. In einigen Provinzen des Reichs machten sie ein Manifest bekannt, wodurch den Chinesern befohlen wurde, sich die Haare nach Art der Mancheoux zu verschneiden. Dieser Befehl verursachte in allen Gemüthern eine erstaunliche Gährung. Ein Volk, das sich ohne große Betrübniß das Reich und die Freyheit hatte rauben lassen, dachte nicht ohne Entsetzen an den Verlust seiner Haare. Die Verzweiflung gab den Chinesern bald die Waffen in die Hand, und brachte sie zu dem Entschlusse, ihr Leben selbst für die Erhaltung ihrer Haare aufzuopfern. Von Wuth geleitet überfielen sie die Tartarn, und richteten ein abscheuliches Blutbad unter ihnen an. Wenn sie sich in die glücklichen Umstände zu schicken gewußt hätten, vielleicht hätten sie nicht allein ihre Haare behalten, sondern auch wieder zum Besitze ihres Reichs gelangen können.

Die Tartarn hatten den erlittenen Verlust bald wieder ersetzt. Ihre Herrschaft breitete sich durch neue Eroberungen immer weiter aus. Da der Kayser von China nun alles verloren sahe, entschloß er sich, seine Residenzstadt zu verlassen, und sich in die Provinz Kiangsi zu begeben, deren Einwohner ihm noch immer sehr zugethan waren. Seine Flucht wurde aber denen Mancheoux so zeitig hinterbracht, daß ihr General gar nicht zweifelte, den Prinzen noch in seine Hände zu bekommen, wenn er ihm sogleich nachsetzen ließe. Die Reuter, die man ihm nachschickte, holten ihn auch wirklich zu Tingcheou ein; der flüchtige

flüchtige Monarch aber stürzte sich hier in einen Brunnen, und ersoff, da er sich in Gefahr sahe, in die Hände der Feinde zu gerathen.

Ganz Foukien wurde bald darauf dem Sieger unterthänig; der Feldzug konnte demnach für die Tartarn nicht rühmlicher seyn. Die Progressen dieser Eroberer, und die Strenge, mit welcher sie gegen diejenigen verfuhren, die sie mit den Waffen in der Hand antrafen, verhinderte doch nicht eine doppelte Kayserwahl, die an zween verschiedenen Orten angestellt wurde. Die eine geschahe zu Koantcheou, der Hauptstadt in Koantong, und fiel auf die Person eines jüngern Bruders des letzten Kaysers, dessen tragisches Ende ich erzählt habe; die zweyte zu Choatcheou, in der Provinz gleiches Namens, traf den Prinz Yongming, den nächsten Anverwandten des Hoaitson, dieses unglücklichen Monarchen von ganz China, der sich genöthigt sahe, sich selbst das Leben zu nehmen. Yongming schlug aus Bescheidenheit den prächtigen Titel eines Kaysers aus, indem er sagte, er sey mit dem Titel eines Königs oder Prinzen von Kouei zufrieden; und unter dieser letzten Benennung werde ich ihn auch in der Fortsetzung dieser Geschichte immer anführen.

Diese beyden neuen Monarchen, die ihren Groll auf einige Zeit hätten bey Seite legen, sich mit einander verstehen, und ihre Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigen sollen, brachen bald in einen heftigen Krieg gegen einander los. Die vornehmste Stütze des Prinzen

von

von Kouei, und die Seele seiner Partey, war ein kluger und tapferer Christ, Namens Kiukesse, in der Taufe aber Thomas genannt. Dieser Minister, der eigentlich Vicekönig von Koangsi war, rieth anfänglich seinem Herrn, daß er seinen Mitwerber ein wenig ausforschen, und ihm seine Erwählung ankündigen lassen sollte; der Gesandte wurde aber sehr übel aufgenommen. Kaum hatte er seine Audienz gehabt, als man sich seiner Person versicherte, und ihn ohne weitere Untersuchung ums Leben brachte.

Der Hof zu Koantcheou sahe wohl voraus, daß der Prinz von Kouei, nach einer so abscheulichen Verletzung des Völkerrechts, nicht Anstand nehmen würde, sich zu rächen. Er wollte indeß seinem Feinde zuvor kommen; es wurde sogleich eine starke Armee aufgerichtet, welche man nach Chaotcheou marschiren lies. Diese stieß sogleich in den ersten Tagen ihres Marsches auf die Truppen des Prinzen Kouei, welche besser waren, und besser angeführt wurden; daher sie auch jene aufs Haupt schlugen. Das eben war nöthig, um die Umstände der Mancheoux immer zu verbessern. Bey der ersten Nachricht von diesem Siege näherte sich ihr General Lychintong, ein Chineser, der zu der herrschenden Partey übergegangen war, der Stadt Koantcheou, mit einem starken Corps. Die Maaßregeln, die er ergriff, um der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden, und das strengste militarische Verfahren, womit er die Einwohner bedrohete, nöthigten diese, sich noch an eben dem

Tage

Tage zu ergeben, an welchem er sie aufforderte. Von dieser Zeit an wird in der Geschichte des vermeynten Kaysers, und Bruders des Prinzen Tang, nicht mehr gedacht.

Die Eroberung eines so wichtigen Platzes, als Koantcheou war, hatte den Erfolg, den man davon erwarten konnte. Die Hitze der Tartarn nahm von Zeit zu Zeit zu, und das Vertrauen ihres Generals wuchs immer mehr. Er zeigte sich daher auch sogleich vor Chaoking, allwo der Prinz von Kouei seine Residenz aufgeschlagen zu haben schien. Da diese Stadt, ihrer Lage nach, sehr feste war, und sich alles in gutem Stande befand, so rieth der Vicekönig Thomas dem Monarchen, hier zu bleiben, und es auf eine Belagerung ankommen zu lassen. „Und „dieses um destomehr,„ schrieb er ihm, „da unter „gegenwärtigen Umständen deine Majestät nicht zu„viel thun kann, um sich den Ruhm der Tapferkeit „zu erwerben, und da nichts so sehr den Muth der „Truppen zu erheben im Stande ist, als die Ge„genwart und Herzhaftigkeit des Monarchen.„

Diese vernünftige Vorstellung aber war vergebens. Die Furchtsamkeit der Verschnittenen siegte über den beherzten Rath des Ministers und der Prinz von Kouei nahm sogleich seine Zuflucht nach Oatcheou in der Provinz Koangsi. Der tartarische General, der hauptsächlich die Absicht hatte, sich der Person des Prinzen zu bemächtigen, setzte ihm bis in seine Freystadt nach; und da er bey seiner Ankunft fand, daß der chinesische Monarch weiter geflohen wäre, war er auf die Eroberung

dieser Stadt bedacht. Der Commandant in derselben öfnete ihm die Thore sobald er sich nur blicken lies, und die ganze Besatzung ergab sich an die Mancheoux.

Dieses so schlimme Beyspiel machte auf den Tinkoueseou, den General der Truppen des Prinzen von Kouei, keinen Eindruck. Die Tartarn wandten alles an, um ihn zu gewinnen; aber er verwarf ihre Anerbietungen mit solchem Stolze, daß sie darüber gewaltig aufgebracht wurden. Sie setzten sich sogleich in Marsch, und griffen ihn am Ufer des Taho an. Der Streit war hartnäckig und blutig. Der tapfere Tinkoueseou verlor dabey das Leben, und sein Lieutenant, der in Sorgen war, daß der Tod des Generals, wenn er unter den Soldaten bekannt würde, ihren Muth niederschlagen möchte, veranstaltete mit vieler Klugheit den Zurückzug. Er that ihn in so guter Ordnung, daß der Feind es gar nicht wagte, ihn anzugreifen.

Kurze Zeit darnach faßten die Tartarn den Entschluß, Kouelin, die Hauptstadt in Koangsi, zu belagern. Der Prinz von Kouei befand sich nebst seinem ganzen Hofe allda; kaum aber hatte er gehört, daß der Feind sich nähere, als er abermals schimpflich die Flucht ergriff. Er trug die Vertheidigung dieses wichtigen Platzes dem tapfern Vicekönige Thomas auf, welcher die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwang, und sie mehr als einmal schlug.

Das Glück dieses geschickten Generals brachte einige der Vornehmsten des Reichs dahin, daß

sie die Dienste der Tartarn verließen, und sich auf die Seite des Prinzen von Kouei schlugen, den man als den rechtmäßigen Herrn von China ansahe.

Es war auch in der Provinz Foukien ein Bonze, der sich durch seine gute Aufführung und Tapferkeit in der Jugend unter den Truppen sehr hervor gethan hatte. Müde, in seinem Kloster Tag und Nacht das Unglück seines unterdrückten Vaterlandes zu beseufzen, nahm er sich vor, dasselbe vom Joche der Tartarn zu befreyen. Niemand hatte auf diesen Einsiedler einen Verdacht, der, unter dem Vorwande, seine kleinen Götzenbilder hier und da zu zeigen, ungehindert ganz Foukien durchstrich, und sich einen großen Anhang machte.

Er brachte es sogar soweit, daß er den gefährlichsten Feind der Manchoux, der am fähigsten war, ihre Absichten zu vereiteln, und eine Veränderung zum Besten des chinesischen Monarchen zu veranlassen, auf seine Seite brachte. Es war dieses der Admiral Chinchikong, der Sohn eines berühmten Seeräubers, der den Tartarn große Dienste gethan hatte. Versichert, daß ihm die ganze Seemacht dieses Helden zu Gebote stehe, sahe der kriegerische Bonze die beyden Provinzen Koantong und Kiangsi kaum im Aufruhre wider den Kayser, als er die Larve abzog, und sich ohne Bedenken an die Spitze der Truppen stellte, die sich bey ihm versammelten. Die ganze Provinz wurde in kurzer Zeit so erschüttert, daß man sie für die Tartarn für ver-

loren hielt, und für den Prinzen von Rouei als erobert ansahe.

Als man zu Peking den Verlust dieser drey Provinzen erfuhr, fiengen fast alle Mancheoux an, an der Eroberung von China zu verzweifeln, wenigstens glaubten sie nicht, daß sie es ganz würden erobern können. Indeß verlor der Regierungsrath, oder vielmehr Nechingouang, der die Seele davon war, nichts von seinem Eifer, in der Unternehmung immer fortzufahren, auch nichts von der Hoffnung, daß sie glücklich ausgeführt werden würde.

Er wandte zur Ausführung seiner großen Absichten alle Mittel an, welche die feinste Staatsklugheit an die Hand geben kann, und es fehlten diesem Prinzen nur ohngefähr zwey Jahre, so würde er die Angelegenheiten der Nation wieder auf guten Fuß gebracht, und den jungen Kayser, seinen Neffen, zum unumschränkten Herrn von ganz China gemacht haben.

Die Chineser hatten das Unglück, durch mancherley Zufälle einige ihrer besten Generale zu verlieren, und unter andern den Bonzen, der sich an die Spitze der Armeen gestellt, und solche kriegerische Talente gezeigt hatte, die man schwerlich von einem Menschen vermuthen wird, der sein Leben in der Dunkelheit eines Klosters zugebracht hat. Des Verlusts dieser tapfern Anführer ungeachtet widerstanden doch die Chineser noch einige Zeit der Macht der Mancheoux.

Verschiedene Mandarinen, die Feinde der neuen Herrschaft waren, machten eine beträchtliche

liche Partey, und erregten einen offenbaren Aufstand. Sie gaben gegen die Tartarn ein Manifest heraus, welches auf die Gemüther einen erstaunlichen Eindruck machte. Alle Städte in Chansi schüttelten das Joch ab, und mehr als hundert tausend Mann griffen zu den Waffen, um diese stolzen Eroberer des chinesischen Reichs anzufallen. Die Mancheoux brachten es erst nach vielem vergossenen Blute dahin, daß sich diese Partey zerstreuete.

Der Aufruhr in Chansi war noch schwerer zu stillen. Die Gelegenheit dazu war folgende: Da der junge Kayser der Tartarn sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, war die Regentschaft darauf bedacht, ihm eine Gemahlinn zu geben, und warf die Augen auf die Tochter eines Prinzen der Mongous, der für sich sehr mächtig war, und auch bey der Nation in großem Ansehen stand. Die Sache war gut ausgesonnen, weil man dadurch die Mongous verband, das Glück der tartarischen Waffen und die gänzliche Eroberung von China gern zu sehen. Einer der vornehmsten Herren am Hofe reiste mit einem ansehnlichen Gefolge von Peking ab, um die Prinzeßinn anzuhalten, und langte zu Tahytong in Chansi an, wo die jungen Leute, die in seinem Gefolge waren, sogleich viel Unfug anfiengen. Sie trieben es so arg, daß sie sogar die Unverschämtheit hatten, die Braut eines der angesehensten Männer in der Stadt zu entführen; eine That, die bis dahin in China ganz unerhört gewesen war.

Der Commandant der Stadt hatte von der Entführung dieser jungen Person kaum Nachricht erhalten, als er sogleich in die Wohnung des Abgesandten eilte, um sich bey ihm zu beschweren, und wegen dieses Verbrechens Genugthuung zu fodern. Dieser Mancheoux aber war selbst jung, unverständig und ein wenig ein lustiger Bruder, daß er also über diese Begebenheit nur lachte. Den Kiansay hingegen (so hieß nämlich der Commandant) konnte man als einen der ernsthaftesten Mandarinen im Reiche betrachten, der in seinen Entschließungen bis zur Hartnäckigkeit standhaft, und folglich ganz unfähig war, sich mit einem vermeynten witzigen Einfalle bezahlen zu lassen. Er bestand demnach mit großem Ernste auf der Bestrafung der Verbrecher, und zum Unglücke antwortete man ihm nur immer in eben dem Tone; das ist, man scherzte über die Verlegenheit, in welcher sich die arme Braut befunden haben würde. „Es ist hier die Frage,„ antwortete der Mandarin in der Hitze, „weder „von der Braut, noch von der Verlegenheit, in „welcher sie sich befunden haben kann; meine „Stadt muß in Betrachtung gezogen werden, „welche wegen der Unverschämtheit deiner Leute „Genugthuung verlangt. Und da du sie uns „nicht geben willst, so nehme ich die Sache auf „mich.„ Mit diesen Worten begab er sich weg, befahl den Einwohnern, die Waffen zu ergreifen, und gieng, nachdem er sich an ihre Spitze gestellt, auf die Leute des Abgesandten los, welche sodann alle niedergehauen wurden.

Diese Mordgeschichte war nur ein kleines Vorspiel der rachgierigen Absichten des Commandanten. Er lies allen Gift seines Hasses in einem heftigen Manifeste aus, das er bald darauf bekannt machte, und worinne die Manchcoux als Ungeheuer vorgestellt waren, die man in China nicht leben lassen könne, ohne sich ihrer Ausschweifungen schuldig zu machen, und eben so strafbar zu seyn als sie. Ihre schlechte Herkunft, ihre Abhängigkeit vom chinesischen Reiche, ihre seit kurzem angefangene Rebellion, ihre erschrecklichen Raubereyen, die sie in verschiedenen Provinzen vorgenommen hatten, ihre Untreue gegen den Ousankouei, die Herrschsucht ihrer Anführer, die Unverschämtheit ihrer Soldaten, die wilden Sitten ihrer Nation, alles dieses zusammen genommen stellte in der That diese Eroberer unter einer abscheulichen Gestalt vor. Es wurde mit einer nachdrücklichen Vermahnung an alle Chineser beschlossen, daß sie sich unverzüglich beym Kiansay versammeln sollten, welcher entschlossen wäre, in diesem Kriege entweder umzukommen, oder ihn auf eine glückliche Weise, durch die gänzliche Ausrottung der Tyrannen, zu endigen.

Diese Schmähschrift brachte, so wie man wünschte, eine gewaltige Gährung in Chansi hervor, und der rebellische Commandant sahe sich bald an der Spitze eines zahlreichen Heeres, dem er alle seine Wuth mittheilte. Er that noch mehr: Einer seiner Vertrauten mußte sich an den Hof des Prinzen der Mongous begeben, dessen Tochter man für den jungen Kayser bestimmt

hatte; er sollte hier alles anwenden, um diesen Tartar gänzlich zu gewinnen. Der Abgeschickte war ein listiger Kopf, der seinen Auftrag wohl auszurichten wußte. Er wußte sich so gut in den Mongous zu finden, daß er ein doppeltes Versprechen von ihm erhielt: daß er nämlich ganz mit denen Mancheoux brechen, und ihnen die Prinzeßinn abschlagen wolle, die sie verlangten, und daß er mit allen Truppen, die er unter seinen Vasallen, oder unter seinen Nachbarn würde zusammen bringen können, selbst nach Chansi kommen wolle.

Der Regierungsrath sahe gleich anfangs alles Gefährliche dieses Aufruhrs ein, besonders da die Mongous mit hinein gezogen wurden. Ein guter Theil der kayserlichen Truppen bestand aus dieser barbarischen Nation, welche ehemals das chinesische Reich selbst an sich gerissen, und lange Zeit besessen hatte. Nichts war demnach natürlicher, als den Stolz dieser Nation bey Gelegenheit der Unruhen in Chansi geschwind wieder erwachen zu sehen, indem dieses eine angrenzende Provinz war, wo die Mongous sicher hoffen konnten, aufgenommen zu werden. Die erste Sorge des Nechingouang war daher auch, das Ungewitter, das sich auf dieser Seite zusammenzog, zu entfernen, es koste, was es wolle.

Er brach vor allen Dingen das Bündniß, das die Chineser mit den Mongous geschlossen hatten; hernach lies er eine starke Armee gegen die Rebellen marschiren. Kiansay erwartete die Rebellen mit festem Fuße. Er lieferte ihnen eine

eine Schlacht, und trug zween vollständige Siege davon. Der regierende Prinz wurde genöthigt, sich selbst ins Feld zu stellen; er vermied die Schlacht sorgfältig, und war nur bedacht, sich gut zu verschanzen, in der Absicht, seine Feinde zu ermüden. Diese Aufführung gefiel nicht allen, und die Truppen schienen öfters die Geduld zu verlieren. Lebet also wohl, ihr Mancheoux, rief man ihnen ohn Unterlaß aus dem feindlichen Lager zu: ihr wollet abreisen und werdet nun eure berauchten Hütten bald wieder zu sehen bekommen. Vergesset nicht euren kleinen Kayser mitzunehmen; es ist Zeit ihm eine Frau zu geben, und unsere Bräute sind eben so wenig für ihn, als für euch.

Es ist gewiß, daß ein General, der nicht so standhaft und nicht so sehr Herr über seine Truppen gewesen wäre, sich würde genöthigt gesehen haben, über lang oder kurz dem Eindrucke nachzugeben, den diese spöttische Reden bey der Armee machten. Wie viele Schlachten sind in allen Ländern verloren worden, weil sie zur Unzeit von Generalen geliefert wurden, die in ihrer Kunst zwar sehr erfahren, aber nicht im Stande waren, dem Geschrey der Soldaten zu widerstehen! Nechingouang war nicht ein Mann, der leicht an dieser Klippe scheiterte; er blieb bey seiner Sache so lange er es für seine Absichten zuträglich fand.

Die Tartarn hatten auch bald Ursache mit der Aufführung ihres Generals zufrieden zu seyn.

Kiansay hatte seine Truppen sehr ermüdet durch Hin- und Hermarschiren; es fiengen ihm auch die Lebensmittel an zu fehlen. Die Jahrszeit wurde rauh, und er sahe sich von der Gefahr bedrohet, daß ihm alle seine Truppen davon liefen. Seine Armee gieng auch bald darüber zu Grunde, und er hatte kein ander Mittel sich zu helfen, als daß er der Rache der Tartarn aus dem Wege zu gehen suchte.

Der verhaßteste von allen Feinden, die sich gegen die Mancheoux erhoben, war ein Tyrann Namens Chanhienchong. Sein herrschender Character lief auf eine vorsetzliche Grausamkeit hinaus, woran er noch einen Nero und Attila übertraf. Dieser Bösewicht verwüstete gleich anfangs die Provinz Houkouang, wo er verschiedene Tage über, die Einwohner einer großen Stadt, von welcher er sich Meister gemacht hatte, in den Fluß werfen lies. Der Zorn hatte an dieser grausamen Handlung keinen Antheil; Chanhienchong wollte sich nur ein Vergnügen machen, und die barbarische Freude haben, diese unglücklichen Personen mit den Wellen kämpfen zu sehen, oder mit seinen Soldaten, die mit langen Stangen bewafnet auf beyden Ufern standen.

Aus Houkouang gieng er nach Sechuen, und brachte diese Provinz ganz unter sich. Er nahm daselbst sogar den Titel eines Königs an. Einige Tage nach seiner vermeynten Erhebung zum Throne sprach einer von seinen Verschnittenen mit ihm, und vergaß, ihm den Titel Majestät

jestät zu geben. Diese Unachtsamkeit, wobey gar nichts Vorsetzliches war, wurde auf der Stelle mit dem Tode bestraft; und da einigen andern Verschnittenen das Unglück ihres Cameraden zu Herzen zu gehen schien, so nahm der aufgebrachte Tyrann daher Gelegenheit, sie alle zu verbannen; man brachte ihrer in der Provinz Souchien mehr als dreytausend ums Leben.

Als ein Todfeind der Wissenschaften und der Gelehrten wandte er alles an, seine Unterthanen eben so unwissend zu machen als er selbst war. Als einer seiner Officiere ihm einen gewissen Verbesserungsplan in Ansehung der Truppen überreichte, worinne man viel Nachdenken und Ueberlegung antraf, lies Chanhienchong den Officier, anstatt der Antwort, sogleich ermorden. Die Ursache, die er zur Rechtfertigung dieser Grausamkeit anführte, war diese: er liebe die Tadler nicht; er fürchte sich vor allen Neuerungen, und man müsse es bey den alten Gewohnheiten bewenden lassen. Er that noch mehr. Damit ihm dergleichen Vorstellungen nie wieder gemacht würden, wollte er auf die Quelle des Uebels gehen, und man sehe, wie er es angriff.

In einer öffentlich bekannt gemachten Verordnung hatte er die Unverschämtheit, alle Uebel, welche China drückten, der Unwissenheit derer zuzuschreiben, die in Aemtern waren. Er befahl daher sehr ernstlich allen Gelehrten in Sechuen, sich mehr als bisher auf das Lesen guter Bücher zu legen, und sich bereit zu halten, an einem gewissen bestimmten Tage vor ihm zu erscheinen, um

um sich von ihm selbst examiniren zu lassen. Mehr als zwey und dreyßig tausend Gelehrte kamen an dem Orte zusammen, den er ihnen angezeigt hatte. Kaum hatten sie sich in den weitläuftigen Gärten des Pallastes versammelt, und in Reihen gestellt, als Chanhienchong erschien, die Reihen durchlief, und Mandarinen, Doctores, Magistros, und wie sie weiter hießen, Ignoranten schalt. Diese Beschimpfung war nur das Vorspiel von der grausamen Begegnung, die ihnen noch aufgehoben war. Ein Trupp Soldaten überfiel diese unglücklichen Personen, und brachte sie alle unbarmherziger Weise um.

Dem Orden der Hochangs wurde auf eine eben so grausame Art mitgespielt. Chanhienchong erfuhr, daß einer dieser abgöttischen Mönche etwas freyer von ihm gesprochen habe, als es erlaubt war. Nun machte er den Schluß, daß der ganze Orden eben solche Gesinnungen hegen müsse, und schwor ihm von Stund an den Untergang. Der Tyrann stellte sich zu diesem Ende, als ob er aus großer Ehrerbietung gegen den Götzen **Fo**, demselben ein prächtiges Opfer bringen wolle, dergleichen man in China noch nie gesehen haben sollte. Man sahe daher die Hochangs, junge und alte, aus allen Einöden der Provinz Sechuen zum Vorscheine kommen, und dem zum Opfer bestimmten Orte zueilen. Das Opfer nahm auch wirklich noch an eben dem Tage, da sie ankamen, den Anfang; aber diese armen Mönche mußten selbst die Kosten dazu hergeben. Es wurden ihrer über fünf und

zwanzig tausend zu den Füßen des Götzen ermordet.

Verschwenderisch gegen seine Soldaten, und bis zur Demüthigung mit einem jeden, und selbst dem geringsten unter ihnen vertraut, verlangte Chanhienchong von einem wie vom andern, daß sie stets munter und fröhlich seyn sollten. Ein Zeichen der Traurigkeit, die geringste finstere Mine wurde unter die größten Verbrechen gezählt, die der Tyrann nie vergab. Es kostete daher auch verschiedenen das Leben, weil sie es in diesem Stücke versehen hatten, und ihm mit einem nicht genug aufgeheiterten Gesichte vor die Augen gekommen waren. Er rechtfertigte dieses närrische Verfahren mit dem Vorwande, daß er die Verschwörungen und andere Meutereyen von der Wurzel an ausrotten wolle; indem, seiner Meynung nach, die melancholischen Geister am geschicktesten wären, dergleichen Complots anzuspinnen und zu regieren. Eine so übertriebene und ausschweifende Vorsicht gereichte diesem Räuber ungemein zum Vortheile, und zog eine Menge Bösewichter auf seine Seite.

Indeß erfuhr er, daß die Ergebenheit, die man gegen einen Tyrannen hat, bey weitem nicht so gründlich sey, als er sich einbildete. Da er vernahm, daß die Tartarn sich in Chansi versammelten, so vermuthete er, sie bald auf dem Halse zu haben, und wollte ihnen zuvor kommen. Er schickte demnach ein starkes Corps ab, welches Hanchong einnehmen sollte, einen seiner

seiner Lage nach festen Ort, dem die Mancheoux nicht aus dem Wege gehen konnten, wenn sie den Weg nach Sechuen nahmen. Der Anführer und die Soldaten dieses Corps sahen sich kaum ein wenig von der Hauptarmee entfernt, als sie den Vorsatz faßten, sich an die Tartarn zu ergeben, und in der That geschahe es auch blos für diese, daß sie sich der Stadt Hanchong bemächtigten.

Als dem Chanhienchong die Nachricht davon überbracht wurde, wollte er ganz rasend werden. Er sahe eine Gelegenheit vor sich, seiner Grausamkeit Genüge zu thun, und er ergriff dieselbe. Diese Ueberläufer waren meistentheils aus Chingtou, der Hauptstadt von Sechuen, und dieß war genug, seinen Zorn gegen die Einwohner dieser Stadt auszulassen. Er lies sie alle in verschiedenen Haufen, Männer, Weiber und Kinder, aus der Stadt gehen, unter dem Vorwande, sie anders wohin zu versetzen; wenn nun jeder Haufe bis an einen bequemen Ort außerhalb der Stadt gebracht war, brachte man alle diese unglücklichen Personen um, welches Morden einige Tage hinter einander dauerte. Die Schriftsteller rechnen die Zahl derer, die auf eine so grausame Art ums Leben kamen, auf mehr als sechsmal hundert tausend.

Der Rest der Provinz kam auch bald an die Reihe. Die Reuterey des Chanhienchong breitete sich wie ein Strom in den verschiedenen Gegenden von Sechuen aus, verwüstete alles mit Feuer und Schwerdt, riß die Dämme auf,

und

und machte dieses Land zu einer weiten Wüsteney. Die meisten Einwohner auf dem Lande hatten zwar Zeit sich in die dicken Wälder oder an andere Orte zu retten, wo ihnen nicht leicht beyzukommen war; aber das Elend und der Hunger machten, daß mehr als die Hälfte von ihnen umkam.

Der Bewegungsgrund des Tyrannen zu diesem barbarischen Verfahren, wenigstens der, den er seinen Soldaten vorlegte, um sie desto geneigter zu machen, seine Befehle anzunehmen, war, daß die tartarische Armee, wenn sie die Provinz in solchen Umständen sähe, nicht weiter Lust haben würde, in dieselbe zu kommen; daß sie hier ihren großen Vorrath an Lebensmitteln in Ruhe verzehren, hernach in fruchtbarere Provinzen gehen, in Petcheli eindringen, und sich endlich der Stadt Peking bemächtigen könnten. Er stand bey seinen Truppen in solchem Ansehen, daß sie ihm aufs Wort glaubten, und ungemein willfährig waren, ihm zu gehorchen.

Ein wenig mehr kostete es dieser Armee von Räubern, um sich zu dem schrecklichen Opfer gebrauchen zu lassen, welches Chanhienchong nach der Verwüstung der Provinz von ihnen foderte. Officiere und Soldaten genossen gewisse Bequemlichkeiten, die sich mit der Kriegszucht nicht wohl vereinigen lassen. Die meisten von ihnen hatten sogar eine Menge schöner Sclavinnen, die man in der Verheerung so vieler Städte und Dörfer verschont hatte. Der Tyrann

rann beredete sich mit Grunde, daß ein solcher Zug sich für Krieger ganz und gar nicht schicke, welche große Absichten hatten, und im Begriff waren, sie mit Ruhme auszuführen. Die Art aber, wie er dieses überlästige Gefolge von der Armee wegschafte, ist einem Ungeheuer, wie er war, vollkommen anständig.

Er gab den Truppen zu verstehen, daß dieser Haufe von Weibern ihnen nicht anders als nachtheilig seyn könne, indem er ihren Muth schwächte, sie im Marsche aufhielte, und in allen ihren Unternehmungen hinderte. Seine Meynung war demnach, daß man sich je eher je lieber diese häuslichen Feinde vom Halse schaffen müsse, worüber er sie zugleich reichlich schadlos zu halten versprach, wenn sie ihre Laufbahn würden vollendet haben. „Ich, euer König,„ sagte er zu ihnen, „ich will euch das Beyspiel dazu „geben. Außer den vier Königinnen, von denen ich einen Erbprinz erwarte, habe ich noch „über drey hundert Sclavinnen. Mein Entschluß ist, acht von diesen Gefangenen zur Be„dienung der Königinn zurück zu behalten, und „alle die andern heute vor euern Augen aufzuo„pfern. Ein jeder von euch halte es für seine „Pflicht mir nachzufolgen. Erinnert euch, daß „ich eben so sehr, und noch mehr euer Vater „als euer Herr bin. Ich sehe weiter als einer „von euch, und ich suche bey dem allen nichts, „als euch glücklich zu machen.„ Er opferte in der That noch an eben dem Tage seine zwey hundert und zwey und neunzig Sclavinnen auf.

Alle Soldaten schleppten sodann die ihrigen auf eine große Wiese, und brachten sie da um.

Da diese barbarische Execution einmal geschehen war, hielt es Chanhienchong für gut, seine Armee unvermerkt aus Sechuen wegzuziehen, und sie wenigstens in Bewegung zu setzen, damit sie den schrecklichen Schauplatz aus den Augen verlöre, auf welchem dieser entsetzliche Auftritt war gespielt worden. Er lies sie demnach unverzüglich den Weg nach Hanchong nehmen. Einige seiner Leute, auf die er das meiste Vertrauen setzte, hatten Befehl, sich heimlich in diesen Platz zu schleichen, indem sie sich für Ueberläufer ausgeben sollten; und bey jeder wichtigen Gelegenheit sollte einer von diesen Spionen wieder aus der Stadt entlaufen, und dem Tyrannen von dem, was vorgienge, Nachricht bringen.

Als er zu Chunking ankam, erfuhr er auf diese Weise, daß die Tartarn noch zu Singhan wären; woraus er den Schluß machte, daß er Hanchong eingeschlossen haben könnte, ehe sie daselbst ankämen, wenn er nur ein wenig eilte. Er beschleunigte daher seinen Marsch, und zwar mit solcher Behendigkeit, daß er sechs Tage nach seinem Abzuge von Chunking nur noch vier Meilen von der Stadt war. Ein anderer Spion überbrachte ihm sodann die Nachricht, daß zwar ein starker Trupp Mancheoux in Hanchong eingerückt wären; daß man aber die Hauptarmee sobald daselbst nicht erwartete. Chanhien-

chong glaubte auf diese Nachricht ein paar Tage stille liegen zu können, um seine Truppen ausruhen zu lassen. Er besorgte von dieser Verzögerung nichts Nachtheiliges, weil er die Sachen noch in eben dem Zustande zu finden vermeynte, wenn er sich wieder in Marsch setzen würde.

Zum Unglück für ihn war der Officier, der den feindlichen Trupp commandirte, und ohnlängst nach Hanchong gekommen war, einer von denen unermüdeten Mancheoux, die bestimmt waren China zu erobern. So bald er in die Stadt einmarschirt war, verstärkte er sein Corps mit den Chinesern, welche den Tyrannen verlassen hatten, und mit allen beherzten Leuten, die er unter der Bürgerschaft fand. Eines Tages, da man sichs nicht versahe, lies er alle seine Leute ausrücken, und stellte sie auf die Anhöhen an dem Wege, den die feindliche Armee nehmen mußte, wenn sie sich Hanchong nähern wollte. Seine Absicht war blos, den Marsch des Tyrannen aufzuhalten, ihm Schritt für Schritt den Stand streitig zu machen, bis endlich die Hauptarmee der Tartarn ankäme. Der Erfolg dieses Unternehmens aber war weit größer, als er gehofft hatte.

Es ist die Gewohnheit der Mancheoux, daß der General beständig auf dem Marsche eine kleine Anzahl Bogenschützen zu Pferde vor sich her schickt. Dieser nun hatte deren sechs. Mit diesen wollte er sich dem feindlichen Lager nähern, um die Lage desselben in Augenschein zu nehmen,

wobey

wobey er aber die Vorsicht brauchte, daß er sich von dem Capitaine der Ueberläufer des Chanhienchong begleiten lies. Die feindlichen Vorposten wurden diesen kleinen Haufen in der Ferne gewahr, und da sie denselben für weit zahlreicher hielten, als er wirklich war, so machte sich sogleich ein Reuter auf den Weg, um dem Tyrannen die Nachricht zu überbringen, daß die Tartarn sich näherten. „Das kann nicht seyn,„ antwortete dieser sogleich;„ meine Spione sind „getreu, und der letzte, der von Hanchong ge„kommen ist, hat mich versichert, daß in dieser „Stadt weiter nichts als ein Trupp Mancheoux „sey, der voll Furcht vor meiner Ankunft zit„tert.„

Es kamen noch andere Reuter, die sich durch die Wolken von Staube, die sie auf den Höhen empor steigen sahen, hintergehen ließen, und bekräftigten die Aussage des erstern, indem sie behaupteten, die tartarische Armee wäre gewiß im Anmarsche, und man werde sie in kurzer Zeit zum Vorscheine kommen sehen. Chanhienchong, der darüber aufgebracht wurde, lies diese lügenhaften Boten, wie er sie nannte, beym Kopfe nehmen, und schwor, daß er sie bey seiner Zurückkunft wolle henken lassen. Er setzte sich indeß, in der Kleidung, wie er war, ohne Harnisch, zu Pferde, und hatte weiter kein Gewehr bey sich, als einen Spieß. Er war schon weit vom Lager entfernt, als er von dem Capitaine der Ueberläufer erkannt wurde, welcher ihn dem General der Mancheoux zeigte, und

ausrief: Das ist der Tyrann, er ist es selbst! Bey diesen Worten spannte einer von den Schützen seinen Bogen, ritt mit verhängtem Zügel auf den Chanhienchong los, und schoß ihm einen Pfeil gerade ins Herz, so daß er todt vom Pferde herab fiel.

Einige seiner Officiere, die ihm nachgefolgt waren, sahen ihn kaum todt auf der Erde liegen, als sie über Hals und Kopf die Flucht ergriffen, indem sie nicht zweifelten, daß hier wenigstens hundert tausend Tartarn im Anmarsche seyn müßten, von denen sie überfallen werden würden. Diese Einbildung breitete sich bald über die ganze Armee aus, und ein jeder von diesen Banditen dachte nur auf ein Mittel, der Gefahr zu entgehen. Einige ließen ihre Dienste den Mancheoux anbieten, und wurden angenommen; andere zogen sich nach Yunnan, allwo sie eine große Partey zusammen ausmachten, und die Provinz Sechuen fand sich dadurch selbst gänzlich unterworfen. Es gehörten viel Jahre dazu, um dieses unglückliche Land wieder zu bevölkern; aber endlich kam man doch damit zu Stande.

Dieses glücklichen Zufalls ungeachtet sahe doch die Regentschaft immer noch die Schwierigkeit ein, mit der man zu kämpfen hatte, wenn die Eroberung eines so weitläuftigen Reichs bald zu Stande gebracht werden sollte. Man brachte verschiedene Mittel in Vorschlag, um die Vollendung dieses großen Werks zu beschleunigen, und nach vielen Berathschlagungen blieb man

endlich

endlich bey demjenigen stehen, von dem wir sogleich reden wollen. Es wurde nämlich beschlossen, die Kräfte der Tartarn, und der ihnen getreuen Chineser so genau mit einander zu vereinigen, daß man dadurch in den Stand gesetzt würde, nicht allein dem Prinzen von Kouei seine vier Provinzen wieder zu nehmen, sondern auch die andern in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Vereinigung bestand hauptsächlich darinne, daß man einigen der vornehmsten Herren in China die vier Provinzen zu Lehn gab, welche der Prinz Kouei besaß. Man wählte dazu besonders diejenigen Herren, die man für die fähigsten hielt, das ihrige zur Eroberung des ganzen chinesischen Reichs beyzutragen. Man vergaß dabey den berühmten Ousankouei nicht, der sich durch seinen Muth und seine kriegerischen Talente so hervorgethan hatte. Er bekam einen der ansehnlichsten Theile von den Besitzthümern eines Prinzen, für den er ehemals so großmüthig gefochten hatte. Es giebt wenig Seelen, die stark genug wären, den Reizungen eines glänzenden Glücks zu widerstehen.

Diese großen Vasallen sollten dem Kayser einen jährlichen Tribut bezahlen, eine gewisse Anzahl Truppen auf ihre Kosten unterhalten, die kayserlichen Soldaten aufnehmen, wenn sie in ihr Fürstenthum kämen, und endlich als Gerechtigkeit liebende Regenten die Provinzen beherrschen, die man ihrer Sorgfalt anvertrauet hätte.

Der Endzweck dieses Staatsstreichs war, wie man leicht siehet, das Interesse der Großen des Reichs mit dem Glücke der tartarischen Waffen zu verbinden, und zu gleicher Zeit das Volk zu gewinnen, wenn man ihnen Chineser zu einzelnen Regenten setzte. Es schien nicht, daß man von einer solchen Einrichtung etwas zu fürchten haben könnte, weil es nicht zu vermuthen war, daß Männer, die auf Ehre hielten, deren Treue man kannte, die mit den Mancheoux durch einen feyerlichen Eid verknüpft waren, und die alle ihre Hoheit der Freygebigkeit des Monarchen zu danken hatten, je seine Gnade so sehr misbrauchen, und ihm ungetreu werden sollten.

Aber was auch in der folgenden Zeit daraus entstehen konnte, so ist es wenigstens doch gewiß, daß die Begebenheiten dieses und des folgenden Jahres diese getroffene Einrichtung vollkommen rechtfertigten. Die neuen Prinzen stellten sich ungesäumt ins Feld, und trugen überall wichtige Vortheile davon. Zween Commandanten in der Provinz Koantong überlieferten an einen von ihnen die Städte, in denen sie commandirten, wodurch der Prinz von Kouei genöthigt wurde, Chaoking zu verlassen, und sich nach Outcheou in der Provinz Koangsi zu begeben. Dieser Zurückzug, der die große Schwäche dieses Monarchen verrieth, misfiel dem Vicekönig Thomas sehr, der beständig den Titel des Premierministers hatte, ob er sich gleich zu Koueilin aufhielt; aber die Briefe, die dieser

ser große Mandarin deswegen an seinen Herrn schrieb, konnten doch seine Furcht nicht bezwingen, und waren gänzlich ohne Wirkung. Eben so gieng es auch in Ansehung der Fürbitte des Vicekönigs für fünf Herren des Hofes, welche der Prinz unter dem Vorwande in Verhaft hatte nehmen lassen, daß sie sich in ihren Aemtern nicht treu genug bewiesen hätten. Da diese wahren oder vermeynten Missethäter einen großen Anhang unter den Truppen hatten, so war zu besorgen, daß ihre Bestrafung über kurz oder lang verdrüßliche Folgen haben könnte.

Der Erfolg zeigte, daß diese Furcht mehr als zu wohl gegründet gewesen. Zwey bis drey hinter einander verlorne Schlachten schwächten die Partey des Prinzen Kouei ungemein, und man schrieb diese Niederlagen blos dem Unwillen einiger gemeinen Officiere zu, welche theils Freunde, theils Anverwandte der Gefangenen waren. Diese Siege öffneten den Mancheoux den Weg nach Koangsi, wo sie in kurzer Zeit fünf bis sechs Städte wegnahmen.

Die, die ihnen am meisten am Herzen lag, war ohne Zweifel Koueilin, deren Anblick sie doch in Furcht und Schrecken setzen konnte, wenn sie an die verschiedenen Siege gedachten, die der Vicekönig Thomas hier über sie erhalten hatte. Dieser große Mann befand sich, so wie wir gesagt haben, jetzt wirklich allda, und hatte so gute Anstalten gemacht, daß er von allen Seiten

Hülfsvölker zur Vertheidigung der Stadt an sich ziehen konnte, wenn es zu einer Belagerung kommen sollte. Diese Truppen zogen auch wirklich in Koueilin ein, verschiedene Tage vorher, ehe der Platz eingeschlossen wurde. Sie waren so zahlreich, daß der Vicekönig sich im Stande glaubte, einen von seinen Adjutanten mit vier tausend Mann ausschicken zu können, um die Beschaffenheit des Feindes untersuchen, und ihn auf dem Marsche beunruhigen zu lassen. Aber die Partey des chinesischen Prinzen bestand zu der Zeit, von welcher wir reden, aus nichts als Misvergnügten oder Verräthern. Der Officier und der Trupp, den er mit sich führte, waren kaum zur Stadt hinaus, als sie den Vorsatz faßten, nie wieder in dieselbe zu kommen; einige giengen zu den Mancheoux über, und die andern begaben sich in ihre Heymath. Da nun die Besatzung dieses Corps Truppen nicht wiederkommen sahe, verlor sie den Muth, und glaubte nicht, daß sie den Platz zu vertheidigen im Stande wäre. Es entstanden Parteyen, die endlich alle darauf hinaus kamen, daß man Koueilin gänzlich verlassen müßte. Vergebens wandte der Vicekönig alle seine Beredsamkeit und sein ganzes Ansehen an, um die Niederträchtigen zu ihrer Pflicht zurück zu bringen: man hörte ihn nicht einmal an, und in weniger als drey Tagen war nicht ein einziger Soldat mehr in der Stadt.

Diese Ungetreuen thaten noch mehr, als daß sie ihren General verließen: wo sie nur einen

Haufen

Haufen Chineser antrafen, welcher der Stadt Koueilin zu Hülfe kam, ermangelten sie nicht, ihm zu sagen, daß diese Gutherzigkeit künftig unnütz sey; daß der Vicekönig, mit seinem großen Eifer im Grunde nichts weiter als ein von seinen eingebildeten Verdiensten aufgeblasener Mann, und völlig entschlossen sey, sich umzubringen; daß der Platz erobert, oder wenigstens von einer ungeheuern Armee eingeschlossen seyn würde, ehe sie noch denselben erreichten. Diese Reden machten einen so tiefen Eindruck, daß keiner von diesen zu Hülfe eilenden einen Schritt weiter that; sie kehrten alle auf ihrem Wege zurück, und die Stadt Koueilin blieb, wie sie war, von Truppen nämlich gänzlich entblößt.

In dieser äußersten Verlegenheit stellten die Einwohner dem Vicekönige Thomas vor, daß sie allein nicht im Stande wären, der feindlichen Armee zu widerstehen, wo sie sich nicht wenigstens der augenscheinlichen Gefahr aussetzen wollten, ihre Stadt bis auf den Grund von den Tartarn verstöhrt zu sehen. Der weise Mandarin verlangte eben so wenig von diesen Bürgern einen solchen Widerstand, der zwar großmüthig gewesen wäre, aber unter gegenwärtigen Umständen gewiß zu nichts gedient hätte; es entstand daher auch zwischen ihnen darüber gar kein Streit. Aber nicht so, da sie ihn bereden wollten die Stadt zu verlassen, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Alles was man ihm darüber sagen konnte, war vergebens. Er wollte in dem Platze blei-

ben, um die gute Ordnung darinne zu erhalten, und nicht durch sein Beyspiel beytragen, daß die Zahl der Verräther sich vermehrte. „Aber,„ sagten diese guten Leute mit Thränen in den Augen zu ihm, „da du dich nicht entschließen kannst, „den Kayser der Mancheoux zu erkennen, so „werden seine Generale dich ohnfehlbar ums Le„ben bringen. Deine unverletzliche Ergebenheit „gegen den Prinzen von Rouei, seine Ausrufung „zum Kayser, welche dein Werk war, und dei„ne Siege über die Armeen unserer Ero„berer versprechen dir kein gelinderes Verfah„ren. — „Meinetwegen,„ antwortete der Mandarin ganz ernsthaft; „ich habe meine „Schuldigkeit gethan, und werde vergnügt ster„ben. Und, wäre ich würdig zu leben, wenn „ich durch einen niederträchtigen Streich mein Le„ben zu verlängern suchte?„

Seine besten und vertrautesten Freunde kamen und baten ihn; aber er wollte den Platz nie verlassen, in welchem er sich befand, ob er gleich nicht im Stande war ihn zu vertheidigen. Sobald die Tartarn sich davon Meister gemacht hatten, erschien der Vicekönig vor ihrem Generale, und sagte:

„Da ich das Unglück gehabt habe, eine so „wichtige Stadt zu verlieren, als Koueilin ist, „so habe ich nichts mehr, das mich ans Leben „bindet, und ich erwarte ohne Furcht einen bal„digen Tod. — „Einen baldigen Tod?„ erwiederte der General; „ey, für wen hältest du „uns denn? Sind wir etwann Barbaren oder

„Straßen-

„Straßenräuber? Männer von deinen Ver„dienſten müſſen von Seiten der geſitteten Man„cheoux nichts als neue Ehrenſtellen erwarten.
„Siehe den Rang, zu dem ſie mich erhoben ha„ben, und das Vertrauen, das ſie in mich ſe„tzen! Folge meinem Beyſpiele, und ergieb „dich ihnen auf gute Art; zumal da dein Prinz „ſich nicht lange mehr halten kann, und dich „ſelbſt zuerſt verläßt.„

Man lies dem Vicekönige einige Tage Bedenkzeit, ob er ſich zu der Unterwerfung entſchließen wollte, die man von ihm verlangte. Da man aber bey dieſem trotzigen und großmüthigen Manne nichts ausrichten konnte, ſo hielten die Tartarn, ihrer Gewohnheit zu Folge, für nöthig, einem Manne das Leben zu nehmen, den blos ſeine Treue in ihren Augen ſtrafbar machte. Man kann dieſen tapfern Chineſer nicht tadeln, daß er einen ſo heftigen Eifer für das Beſte ſeines Herrn bezeugte; aber kann man ihn auch darüber entſchuldigen, daß er mit Gewalt in einem Platze bleiben wollte, den er nicht mehr vertheidigen konnte? Und hätte er nicht beſſer gethan, wenn er ſein Leben geſchont hätte, um es noch ferner zum Dienſte ſeines Herrn anzuwenden? Es iſt nicht erlaubt, ſich ſogleich ſelbſt ums Leben zu bringen, wenn man ſeinem Vaterlande nicht mehr nützlich ſeyn kann.

Nach der Einnahme von Koueilin ergaben ſich viele Städte, und ſelbſt ganze Provinzen, an die Mancheoux. Dieſe hatten die Betrübniß, daß ſie den vornehmſten Urheber ſo vieler glückli-

glücklichen Begebenheiten mit Tode abgehen sahen; ich meyne den Nechingouang, diesen berühmten Reichsregenten, der ein großer Feldherr und geschickter Staatsmann zugleich war. Er wurde aufrichtig von der ganzen Nation und dem jungen Kayser, seinem Neffen, bedauert, welchen letztern er lieber auf den Thron hatte setzen, als selbst hinauf steigen wollen.

Nach Christi Geburt, 1652.

Die Mancheoux sahen sich Meister von China; aber aus allen Umständen konnten sie abnehmen, daß sie nicht ohne Feinde wären. Der mächtigste und der gefährlichste darunter war der Seeräuber Chinchikong, der ohnstreitig damals die Herrschaft zur See hatte.

Da er nach dem Tode des Prinzen Nechingouang erst recht verwegen geworden war, that er eine Landung auf Foukien, welche von großen Folgen war. Nicht zufrieden, daß er seiner Gewohnheit nach die Küste verheerte, wollte er auch die Stadt Haytonching förmlich belagern, mit dem festen Vorsatze, nichts zu unterlassen, um sich Meister davon zu machen, es koste, was es wolle. Die Mancheoux kamen diesem Platze zu Hülfe, aus allen Winkeln der Provinz, und machten eine gute Armee aus, welche gegen die Seeräuber mit völligem Vertrauen solcher Leute, die nur zu siegen gewohnt waren, anrückte. Der tartarische General zweifelte nicht, daß er den Chinchikong überrumpeln,

und

und im Lager überfallen könnte, wenn er nur geschwind Hand ans Werk legte. Dieser Feind aber war zu wachsam, und folglich nicht leicht zu fangen. Da er von dem Anmarsche der Mancheoux benachrichtigt wurde, gieng er ihnen entgegen, griff sie hitzig an, und schlug ihnen bis auf sieben tausend Mann todt; der Ueberrest nahm die Flucht, und zerstreuete sich hier und da hin. Der Ueberwinder, der zur Belagerung wieder zurück kehrte, gab sich aufs neue alle Mühe, um sie zu seinem Vortheile zu vollenden; es gelang ihm endlich vermittelst eines Sturms. Alles was sich in Waffen befand, mußte über die Klinge springen; den Bürgern aber wurde nichts zu Leide gethan.

Chinchikong, der sich Herr im Lande sahe, brandschatzte verschiedene Städte, die sich ohne Vertheidigung fanden; außer einer großen Menge Flecken und Dörfer, welche starke Contributionen erlegen mußten.

Die Tartarn eroberten zwar in kurzer Zeit die Stadt Haytonching wieder; aber der unermüdete Corsar setzte seine Räubereyen immer fort, und es schien nicht so leicht, ihm darinne Einhalt zu thun. Man hatte am Hofe zu Peking stets geglaubt, es sey genug, mit guten Truppen zu Lande versehen zu seyn, und es sey durchaus überflüßig einen großen Aufwand in Schiffen zu machen, um die Herrschaft der Tartarn auf festen Fuß zu setzen. Die großen Drangsalen, die damals das Reich erfuhr, machten, daß man endlich Schiffe zu bauen

und

und auszurüsten anfieng. China ist nicht das einzige Land, wo die wenige Aufmerksamkeit aufs Seewesen bisweilen die furchtbarste Macht in die Umstände gesetzt hat, daß sie sich von eifersüchtigen und unruhigen Nachbarn mußte lassen Trotz bieten, welche die Herrschaft über das Meer behaupten wollten, weil man nicht daran dachte, sie ihnen streitig zu machen.

Man sehe jetzt, bey welcher Gelegenheit der Hof zu Peking die Augen öfnete, und die unvermeidliche Nothwendigkeit einsahe, eine zahlreiche Flotte zu haben.

Chinchikong, der nicht weiter so aufs ungewisse herum schwärmen wollte, lies sich einfallen, einen ansehnlichen Staat in China zu errichten, und sich nach und nach der Provinz Kiannang zu bemächtigen. Er nahm zuerst die kleine Insel Tsongming weg, wo er ein großes Zeughaus anlegen lies, das mit allen Arten von Waffen und Vorrath reichlich versehen wurde. Die kayserlichen Minister sahen dieses alles mit ruhigen Augen an, indem sie nicht glaubten, oder wenigstens nicht zu glauben scheinen wollten, daß der Corsar seine Absichten weiter erstrecken könnte, als sich einen sichern und bequemen Aufenthalt zu verschaffen, aus welchem man ihn über lang oder kurz leicht wieder vertreiben wollte. Als aber das Gebäude fertig war, sahen die Mancheoux wohl, daß sie sich in Ansehung des Corsaren geirrt hätten, wenn sie sich einbildeten, daß dieser unversöhnliche Feind ihrer Nation aus

eigenem

eigenem Triebe auf einen so guten Wege stille stehen werde.

Nachdem er mit Bequemlichkeit seine ganze Macht auf dieser Insel zusammen gezogen und verstärkt hatte, erschien er unvermuthet auf dem Flusse Kiang, auf welchem er mit einer Flotte von acht hundert Segeln hinan bis nach Nanking fuhr, welche Stadt er zu belagern sich vorgesetzt hatte. Es war dieses nicht etwan eine Unternehmung zum Zeitvertreibe; die Absicht des Corsaren war sehr ernstlich, diese Stadt enge einzuschließen, zur Uebergabe zu zwingen, und seinen Aufenthalt allda zu haben. Man muß auch gestehen, daß, wenn man auf die Umstände bey dieser Unternehmung siehet, alles dem Chinchikong einen glücklichen Ausgang zu versprechen schien.

Der Platz war schlecht mit Lebensmitteln versorgt, und nicht mehr als fünf bis sechs tausend Tartarn lagen zur Besatzung darinne. Diese Zahl war zur Bewachung einer Stadt von so großem Umfange nicht zureichend. Der mantcheouxische General, der auf Mittel dachte, die Belagerung so lange als möglich auszuhalten, fiel auf eins, wovor man erschrecken muß. Er befahl dem Mandarin, der in dem Platze commandirte, alle Einwohner zu ermorden, unter dem Vorwande, daß sie es mit dem Feinde hielten. „Dieser Mord„, setzte er hinzu, „muß „uns nothwendig zu vielen Vortheilen gereichen, „in Ansehung der Lebensmittel, die uns sonst „bald zu mangeln anfangen werden. —„ Ey „was!

„was! „erwiederte der Mandarin;„ hast du die„ses Project im Ernste erfinden können? Scheint „dir der Tod von vier bis fünf tausend Menschen „eine solche Kleinigkeit? Dürften wir wohl wei„ter etwas thun, um ganz China gegen uns zu „bewaffnen? „

Der Tartar, der von Natur ein hitziger Kopf war, wollte seinen Vorschlag ausgeführt haben; der Mandarin aber, der seine Stimme erhob, und einen gebietenden Ton annahm, verbot ihm im Namen des Kaysers, sich je gegen jemand, wegen eines der Menschlichkeit so widersprechenden Vorschlages, etwas verlauten zu lassen. „Oder,„ setzte er hinzu, „wenn du bey einem so „barbarischen Vorsatze bleibest, so wisse, daß ich „mich mit Nachdruck widersetzen werde. Du „sollst die armen Leute nicht ungestraft erwürgen, „du habest denn mich selbst vorher ums Leben „gebracht.„ Der Tartar wagte es nicht, eine Sache von solcher Wichtigkeit auf sich zu nehmen, und war nur bedacht, sich tapfer zu vertheidigen, bis er Verstärkung erhielte, welche nicht lange mehr außenbleiben konnte.

Chinchikong zeigte viel Geschicklichkeit bey dem Angriffe eines Platzes, ob er gleich nur auf der See zu streiten gewohnt war. Er konnte indeß sich doch von **Nanking** nicht Meister machen, und wurde genöthigt, von seinem Vorhaben abzustehen. Die Belagerer hatten sich einfallen lassen, den Geburtstag ihres Generals zu feyern, und überließen sich gänzlich der ausgelassensten Freude und Schwelgerey. Alles im Lager

war

war besoffen. Die Belagerten machten sich diesen Umstand zu Nutze, und der Commandant lies die Besatzung nebst einer guten Anzahl von den Einwohnern die Waffen ergreifen.

Diese kleine Armee marschirte durch verschiedene Thore aus, um den Angriff von verschiedenen Seiten zugleich zu thun. Dieser Angriff geschah tapfer und ohne Verwirrung. Anfänglich wurde nichts weiter gethan, als daß man die Leute, die man im Schlafe der Trunkenheit fand, ungestraft ermordete; aber das erschreckliche Schreyen der Sterbenden erweckte nach und nach ihre Nachbarn, bis endlich das ganze Lager in Bewegung gerieth, ohne daß sich jemand fand, der diesen Haufen von Seeräubern angeführt, wenn es möglich gewesen wäre in Ordnung gebracht, und ihnen Mittel verschafft hätte, sich zu vertheidigen. Einige hatten indeß noch Nachdenken genug, daß sie sich auf ihre Schiffe besannen. Sie liefen eiligst nach denselben, und liessen alles, was sie an Waffen, Gepäcke und Provision ans Land geschafft hatten, in den Händen der Tartarn. Chinchikong rief alle seine Leute zurück, die er da- und dorthin geschickt hatte, um Contributionen einzutreiben; er fuhr nicht allzu eilfertig den Fluß wieder hinab, und begab sich in ziemlicher Verlegenheit wieder nach seiner Insel.

Er war noch nicht lange allda, als er vernahm, daß der Hof zu Peking eine zahlreiche Flotte ausgerüstet habe, welche Befehl hätte, die Corsaren aufzusuchen, und sie zum Treffen zu nö-

thigen, wo sie dieselben nur anträfe. Auf diese Nachricht machte er ebenfalls Anstalten, und hielt seine Schiffe auf jeden Zufall bereit.

Es that dieser Corsar selbst noch mehr: da sich die Tartarn nach dem Verlauf einiger Monate noch nicht sehen ließen, so entschloß er sich, ihnen entgegen zu gehen, um zu erfahren, wie er sagte, was er sich von ihrer Fähigkeit auf der See zu versprechen habe. Seine Neugier wurde befriedigt, sobald er sie angetroffen hatte, und so, wie er es nur wünschen konnte. Er sahe aus allen Bewegungen der Mancheoux deutlich, daß ihre Geschicklichkeit nicht größer sey, als ihre Erfahrung, die sie zur See hatten. Er brachte sie, wie er wollte, unter den Wind, griff sie mit Hitze an, und schlug sie ohne große Mühe. Verschiedene ihrer Schiffe wurden in Grund gebohrt, eine größere Anzahl nahm er ihnen weg, und ruinirte dadurch diese erste Seemacht der Eroberer von China.

Den Tag nach dem Siege ließ Chinchikong ohngefähr vier tausend Gefangene vor sich bringen, die er auf den weggenommenen Schiffen gefunden hatte. Nach einer kurzen Vorstellung des Unrechts, womit die Mancheoux sich Meister von China machen wollten, und seinen Vater Chinchilong zu Peking gefangen hielten, erklärte er sich gegen diese Unglücklichen, daß ihnen das Leben geschenkt seyn, und sie die Freyheit haben sollten, wieder nach Hause zu gehen: „Doch mit der Bedingung,„ setzte er hinzu, „daß ihr meine Beschwerden eurem Herrn vor-

„tragen

„tragen wollet. Vielleicht lasset ihr euch gelü„sten, meinen Auftrag zu vergessen; aber ich „will euch ein Erinnerungszeichen mitgeben, daß „ihr gewiß daran denken sollet.„ Man nahm bey diesen Worten die armen Leute, und nachdem man ihnen die Nasen und Ohren abgeschnitten hatte, setzte man sie noch an eben dem Tage an der Küste von Foukein aus.

Nachdem dieses alles geschehen war, dachte der Seeräuber ein wenig den Beleidigungen nach, die er dem Kayser angethan hatte, und wie groß die Macht dieses Prinzen sey. Er sahe wohl ein, daß der beleidigte Monarch nicht Anstand nehmen werde, sich an ihm zu rächen; daß der Hof zu Peking ohnfehlbar alles anwenden werde, um eine oder mehrere Flotten auszurüsten, die ihn in seiner Insel einsperren könnten; und daß folglich die beste Partey, die er ergreifen könne, die wäre, daß er sich aufs eiligste davon machte, und auf einige Zeit unsichtbar würde.

Man wird wohl einsehen, daß der Kayser und seine Minister den Verlust einer ansehnlichen Flotte fühlten, die ihnen nicht allein viel Geld, sondern auch viel Mühe gekostet hatte. Aber wird man sich auch wohl vorstellen, daß die vier tausend Gefangenen, die sich in so elendem Zustande befanden, auch noch den Zorn des Hofes würden fühlen müssen?

Sobald der Prinz und die Mandarinen in Foukien diesen unglücklichen Haufen von verstümmelten Matrosen und Soldaten auf dem

Lande sahen, eilten sie dieselben nach Peking zu schicken, in der Meynung, daß der Anblick dieser elenden Personen die Minister zum Mitleid bewegen, und zu einer schleunigen Rache dieses so grausamen Verfahrens auffodern würde; aber der Hof zu Peking, anstatt das Schicksal dieser Gefangenen zu beklagen, verurtheilte sie zum Tode, weil sie sich in dem gelieferten Treffen zur See nicht hätten todtschlagen lassen.

Ein Paar der schönsten Provinzen des Reichs, Koueitcheou und Yunnan, empörten sich gegen die Tartarn, und erklärten sich für den chinesischen Monarchen. Ousankouei, der damals ganz auf der Seite der Mancheoux war, nahm einige Truppen zusammen, zog gegen seinen vormaligen Herrn zu Felde, griff ihn an, schlug ihn, bemächtigte sich seiner Person, und brachte ihn ums Leben.

Der tartarische Monarch überlebte nur um zwey Jahr das traurige Schicksal seines Mitwerbers. Er starb im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters, und ernannte zu seinem Nachfolger einen von seinen Söhnen, Namens Kanghi, der damals nur acht Jahre alt war, und den Ruhm seiner berühmtesten Vorfahren durch seine großen Eigenschaften verdunkelte.

Die allzu große Gewalt des Ousankouei machte, daß man ihn als einen sehr furchtbaren Mann ansahe. Man gab ihm Befehl nach Peking zu kommen, und wegen der beyden Fürstenthümer, die man ihm gegeben hatte, den Vasalleneid zu schwören. Der Sohn desselben,

welcher

welcher alle Ränke des Hofes genau kannte, und außerdem wußte, daß man einen Unterthan nicht mit gnädigen Augen ansiehet, der Mittel gefunden hat, sich furchtbar zu machen, warnte seinen Vater vor der Gefahr, die ihm drohete, und bat ihn, sich nicht von dem Orte zu entfernen, wo er gegenwärtig wäre.

„Man stellet deiner Freyheit, und vielleicht „gar deinem Leben nach,„ schrieb dieser Sohn an seinen Vater. „Nimm dich demnach in Acht; „wirb Truppen an, so viel du kanst, ohne dich „meinetwegen zu bekümmern. Ich werde mich „benöthigten Falls schon aus dem Handel zu wi„ckeln wissen, und du sollst von allem Nachricht „erhalten, was dir zu erfahren dienlich seyn „wird.„

Dieser Brief that die gewünschte Wirkung. Ousankouei antwortete dem Kayser: „es sey „sein größtes Vergnügen, ihm zu gehorchen; „aber seine kränklichen Umstände erlaubten ihm „jetzt nicht, eine so weite Reise zu thun: er bäte „daher, der Kayser möchte es seinem Sohne auf„tragen, daß dieser in seinem Namen den Va„salleneid leistete.„ Diese Antwort wurde nicht zum Besten aufgenommen, und man suchte alles hervor, um den Kayser immer noch mehr aufzubringen. Zween Mandarinen erhielten Befehl, sich zu dem Ousankouei zu verfügen, und zu sehen, ob sie ihn durch schöne Versprechungen verführen könnten; dieser aber merkte die Schlinge, die man ihm legte, und lies seine Rache öffentlich zum Ausbruche kommen.

„Haben die Mancheoux schon vergessen, was „sie mir schuldig sind,„ sagte dieser alte Capitain: „Ich habe sie ins Reich geführt; ich habe es zu„gelassen, daß sie sich Meister davon machten; „ich habe ihnen sogar getreulich beygestanden, „und jetzt wollte man so mit mir verfahren? „Ich glaubte, daß man mich in meinen alten „Tagen ruhig in Yunnan lassen würde; aber „das Verlangen, mir zu schaden, hat in dem „Gemüthe dieser Barbaren das Uebergewicht er„halten; sie denken so gar, die Undankbaren, „mich ums Leben zu bringen. Der Hof darf „sich nicht einbilden, daß ich von seinen Absichten „nichts wisse; sie sind mir mehr als zu wohl be„kannt. Er fodert mich nach Peking: gut, ich „will kommen, weil er es verlangt; aber ich „komme mit achtzig tausend Mann, die schon in „Bereitschaft stehen. Ihr, erlauchte Mandari„nen, dürft nur die Gütigkeit haben, voraus „zu gehen, und noch heute, wenn es euch beliebt. „Meldet mich an, und seyd versichert, daß ich „nicht lange ausbleiben werde.„ Mit diesen Worten faßte Ousankouei eine Scheere, und schnitt sich geschwinde den Zopf Haare ab, der hinten am Kopfe, nach der Mode der Mancheoux, herab hieng.

Die Drohungen dieses Prinzen wurden bald in Erfüllung gebracht. Er nahm zwar mit seinen versammelten Truppen den Weg nicht nach der Hauptstadt zu, und man kann sagen, daß er es darinne versahe, wenn er die Herrschaft der Tartarn gänzlich über den Haufen werfen wollte;

aber

aber er war deßwegen nicht weniger hurtig, sich von mehr als der Hälfte des Reichs Meister zu machen. Seine beyden Fürstenthümer, und einige Provinzen erklärten sich sogleich für ihn. Man versichert, daß er von diesem Augenblicke an den kayserlichen Titel angenommen, wenigstens gelitten habe, wenn man ihm denselben gab.

Während daß dieser Prinz mit solcher Hurtigkeit gegen die Mancheoux zu Felde zog, arbeitete sein Sohn auf eine andere und noch wirksamere Art an ihrem Untergange. Die Absicht dieses jungen Herrn war, sich von Peking Meister zu machen, wenn er erst die Person des Kaysers selbst in seine Hände bekommen hätte. Man sehe, wie er damit zu Werke gieng.

Ueberzeugt, daß vornehme und begüterte Leute, die bey einer Revolution, wenn sie mislingt, etwas zu verlieren haben, sich schwerlich in seine Verschwörung einlassen würden, beschloß er, sich nur an die Sclaven zu wenden, deren Anzahl um diese Zeit weit stärker in der Hauptstadt war, als sie jemals gewesen. Ihr trauriges Schicksal machte es ihm wahrscheinlich, daß sie sich die Ausführung seiner Projecte weit mehr würden angelegen seyn lassen, als die andern Chineser.

Er warf sogleich die Augen auf einige dieser elenden Leute, an denen er die meiste Entschlossenheit und das größte Genie bemerkt hatte. Er erniedrigte sich so sehr, daß er ihnen als ein Freund begegnete. Er lies sich auf die Mühseligkeit ihres Standes ein, machte ihnen kleine Ge-

schenke, und brachte sie so auf seine Seite, daß sie ihm hundert- und aber hundertmal versprochen, alles zu seinem Dienste aufzuopfern.

Eines Tages unter andern, da diese Sclaven sich unter verschiedenem Vorwande zu ihm begeben hatten, erklärte sich der Empörer gegen sie, daß er ein ohnfehlbares Mittel habe, ihr Elend zu heben, daß er es aber nicht wage, ihnen dasselbe vorzuschlagen, weil er ihnen nicht Muth genung zutraue, indem man dabey gewissen Gefahren Troß bieten müsse, welche nicht gering schienen, ob sie gleich wirklich nichts zu bedeuten hätten. Hier fiengen sie aufs neue an, ihm die besten Versicherungen zu geben. Sie sagten ihm, daß er ihnen nur als ihr Herr befehlen solle; daß ihr Schicksal in seinen Händen sey; daß sie unter seiner Anführung und auf seinen Befehl alles zu thun bereit wären. Mit diesen Versprechungen zufrieden, schickte er sie bis über acht Tage wieder fort, und bemerkte ihnen sodann die Stunde und den Ort, wo er frey mit ihnen sprechen könnte.

Die Sclaven fanden sich an dem bestimmetn Orte ein. Zuerst foderte der junge Ousankouei von einem jeden einen feyerlichen Eid, der in den verbindlichsten Ausdrücken verfaßt war, und wodurch man sich anheischig machte, eine vollkommene Verschwiegenheit in allem zu beobachten, was er ihnen anvertrauen würde. Er offenbarte ihnen hierauf stufenweise seine ganze Unternehmung, die großen Vortheile, die sie davon haben würden,

den, und die Mittel, wodurch man dieselbe ausführen könnte.

„Eben jetzt,„ sagte er ihnen, „versammelt „mein Vater, der Prinz von Yunnan, von allen „Seiten her Truppen, um die Mancheoux aus „China zu verjagen, und der Hof weis davon „noch nichts. Alle großen Mandarinen der mittäglichen Provinzen, und die andern Prinzen, „die Vasallen vom Reiche sind, haben versprochen, sich für ihn zu erklären, sobald er gegen „Peking im Anmarsche seyn wird; und auf diese „Erklärung wird sogleich die Ermordung aller „Tartarn folgen, die in ihre Hände fallen werden. Das ist die wahre Gestalt der Sachen. „Es kommt nun auf euch an, ob ihr daran Theil „nehmen wollet. Die Umstände können nicht „günstiger seyn, um nicht allein der Sclaverey „zu entgehen, sondern euch auch auf einmal auf „Kosten eurer Feinde zu bereichern. Ich gebe „euch im Namen meines Vaters die Versicherung, daß alle Güter derer, die ihr aus dem „Wege räumen werdet, gewiß euer seyn sollen. „Lernet demnach, wie ihr euch bey dieser Gelegenheit zu verhalten habet, um unsern Wünschen gemäß, alles glücklich auszuführen. Höret mich mit Aufmerksamkeit an.„

Der Sohn des Ousankouei hielt hier einen Augenblick stille, um in den Augen der Verschwornen dasjenige zu lesen, was in ihrer Seele vorgieng. Er bemerkte aber nichts, was ihn nicht von Zeit zu Zeit kühner gemacht hätte, und er setzte seine Rede so fort:

„Ihr müsset von allen Sclaven, die auf eure „Seite treten wollen, sogleich einen Eid nehmen, „so wie ihr ihn mir geleistet habet, und ihnen „dabey sagen, daß die geringste Entdeckung des- „sen, was ihr ihnen saget, unausbleiblich mit „dem Tode bestraft werden solle, und daß die „Rache, im Fall sie sich einer Untreue schuldig „machen, sich auf ihre ganze Familie, und na- „mentlich auf ihre Väter erstrecken solle.

„Jeder Sclav, der sich zu unsern Absichten „will brauchen lassen, muß sich mit einem guten „Dolche versehen, den er unter seinen Kleidern „verborgen haben soll, um sich desselben benö- „thigten Falls zu bedienen. Die bequemste Zeit, „die man, meiner Meynung nach, wählen kann, „ist der erste Tag des neuen Jahres, dem wir „nahe sind, wenn, der Gewohnheit nach, alle „Mandarinen der Stadt, wenn sie nicht ein un- „vermeidliches Hinderniß abhält, in dem Pallaste „zusammen kommen, um dem Kayser ihren „Glückswunsch abzustatten.

„Wenn diese Herren ihre Waffen vor dem „Thore abgelegt haben, und allein in den Pallast „gegangen seyn werden, so sollen sich die Scla- „ven auf einmal vereinigen, ihre Dolche ziehen, „die Wache über den Haufen werfen, und alle „Mandarinen niedermachen, ohne darauf zu se- „hen, ob es Chineser oder Mancheoux sind. „In Ansehung des Kaysers, ist es genug, wenn „man sich seiner Person bemächtigt, weil uns „dieser Prinz statt einer Geisel dienen kann, die „Tartarn in Leaotong, und die sich in andern „Pro-

„Provinzen bewafnet finden möchten, im Zaume „zu halten.

„Da aber die Mandarinen, welche die Wache „an den neun Thoren der Stadt haben, oder „durch ihr Amt abgehalten werden bey Hofe zu „erscheinen, der Ceremonie des neuen Jahres „nicht beywohnen können, so sollen ihre Sclaven „die Freyheit haben, sich hin zu begeben, wohin „sie wollen. Denn man sehe, wozu ich sie be„stimme: Wenn sie sich in vier Banden werden „vertheilt haben, so soll jede von ihnen, mit „dem Dolche in der Hand, ein Viertel der Stadt „überfallen, und Feuer anzulegen suchen. Diese „Banden müssen sehr darauf sehen, daß sie sich „nicht auseinander streuen, und daß sie alle „Mancheoux, die ihnen in den Weg kommen, „niedermachen.

„Sehet, meine Freunde, (denn ich sehe euch „schon als freye Personen an, und als ob ihr „schon zu den höchsten Würden erhaben wäret,) „sehet, ob ihr die Leute seyd, die ein solches Pro„ject ausführen werden. Könnet ihr hoffen, daß „eure Cameraden in so starker Anzahl, als es zu „unsrer Unterstützung nöthig ist, an euern Ab„sichten Antheil nehmen werden? Wenn dieses „ist, so ist unsere Sache gethan, und ihr sollet „Kriegsmandarinen werden. China wird als„dann von seinen Tyrannen befreyet seyn, und „mein Vater, der seit einigen Tagen den kayser„lichen Titel angenommen hat, wird sich ohnfehl„bar auf dem Throne sehen.„

Kaum

Kaum hatte der Anführer der Verschwörung aufgehört zu reden, als die Sclaven, für Freuden außer sich, ihre Schwüre wiederholten, und ihn versicherten, daß sie gewiß so viel Leute auf ihre Seite bekommen wollten, als nöthig wären, einen so schönen Plan nicht schlecht auszuführen. Sie giengen voll Vertrauen aus einander, und fiengen sogleich von dem Tage an sich so ernstlich zu bewerben, daß die Zahl der Verschwornen bald so stark war, als sie dieselbe verlangten. Sie wuchs mit den folgenden Tagen immer noch stärker an, ohne daß etwas davon verrathen wurde, und daß weder obrigkeitliche Personen noch der gemeine Mann etwas von einer so erstaunenswürdigen Sache, die auf dem Tapete war, entdeckte. Diese große Verschwiegenheit muß einem jeden unglaublich vorkommen, der nicht weis, wie heimlich und rachgierig die Chineser von Natur sind. Indeß wurde doch endlich noch den Tag, und selbst die Nacht vorher, als diese schreckliche Sache ausgeführt werden sollte, die Heimlichkeit durch einen Sclaven entdeckt. Man nahm eine große Anzahl Personen in Verhaft. Die Minister waren der Meynung, daß man keinem der Verschwornen Gnade wiederfahren lassen solle; der chinesische Monarch aber, der von Natur zur Gelindigkeit geneigt war, lies nur den Anstifter der Verschwörung und die vornehmsten Mitverschwornen am Leben strafen. Der Kayser marschirte sodann gegen den rebellischen Ousankouei, und nahm alle Truppen mit, die zu Peking waren, um im Stande zu seyn, einen

einen so fürchterlichen Feind mit Nachdruck anzugreifen.

Während daß er sich zu diesem Feldzuge geschickt machte, erfuhr er, daß auch ein mongouischer Prinz, Namens Sachar, die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt habe. Dieser Rebell, der von der Familie des berühmten Gengiskan abzustammen vorgab, sahe seinen ganzen Stolz erwachen, als er hörte, daß der chinesische Monarch seine Hauptstadt von Truppen entblößt habe. Man hatte ihm vorgebracht, die neun Thore dieser großen Stadt würden nur von Kindern bewacht, und der Pallast selbst habe nur noch eine ganz geringe Anzahl von Vertheidigern. Die Gelegenheit schien ihm recht bequem, zum Besten seiner Nation ein Reich wieder zu erobern, das sie ehemals mit so vielem Ruhme eingenommen und besessen hatte. Voll von diesen großen Ideen suchte er sogleich die andern mongouischen Prinzen, die Nachbarn von ihm waren, auf seine Seite zu bringen, und verschiedene machten sich auch mit Vergnügen anheischig, ihre Truppen zu den seinigen stoßen zu lassen, um an den Eroberungen, die er sich vorgesetzt hätte, Antheil zu nehmen.

Der Kayser, der bey guter Zeit von den Absichten dieses neuen Feindes Nachricht erhielt, sahe die Größe der Gefahr, die ihm drohete, gar wohl ein; er erschrack aber darüber nicht, und ergriff Maaßregeln, um diese neue Rebellion zu dämpfen.

Es

Es versammelte sich damals eben eine Armee der Mancheoux in Leaotong, welche in das Innerste von China gehen, und ihren Marsch nach Foukien nehmen sollte; bey der ersten Nachricht aber, die der Kayser von den Ränken des mongouischen Prinzen erhielt, änderte er die Bestimmung seiner Truppen, und beschloß, sich ihrer gegen diesen Tartar zu bedienen. Der General, der sie führte, wußte anfänglich nichts von dieser Veränderung. Kanghi, der sich auch darüber nicht heraus lassen wollte, begnügte sich, ihm den Ort anzuzeigen, wohin er sich ungesäumt mit seinen Leuten begeben, und weitere Befehle von ihm erwarten sollte. Um in dieser Unternehmung desto sicherer zu seyn, zog der Monarch auch noch die meisten Soldaten aus Peking heraus, die bisher darinne geblieben waren. Er lies sie zur neuen Armee in Leaotong stoßen, welche sie auf der Grenze von Chansi antreffen sollten.

Nachdem diese Vereinigung geschehen war, brachte ein kayserlicher Courier dem Generale der Mancheoux folgenden Befehl: „Setzet „euch sogleich nach dem Lande des Sachar in „Marsch, ohne die Zeit mit unnützen Vorstel„lungen zu verlieren, die ihr mir etwan darüber „thun wollet; ich werde keine anhören. Mar„schiret darauf los; besieget alle Hindernisse, die „einen jeden andern General außer euch aufhal„ten würden. Wenn ihr euch nicht säumet, „werdet ihr ganz gewiß den Feind überrumpeln.

„Ich

„Ich verlange ihn todt oder lebendig; und ich
„verlange ihn von eurer Treue, die ihr in mei-
„nem Dienste beweiset.„

Auf einen so ausdrücklichen Befehl, von ei-
nem Herrn wie Kanghi, besann sich der Ge-
neral nicht einen Augenblick, sondern setzte sich
mit seiner Armee in Marsch. Dieser Marsch
geschahe sogar mit solcher Behendigkeit, daß die
Truppen über Flüsse und Berge zu fliegen schie-
nen. Man überstieg in wenig Tagen alles, was
die Natur nur Unbequemes in den Weg legen
kann, und die Mancheoux langten wirklich in
dem Lande des Sachar an, da man sich ihrer
am wenigsten versahe. Der ehrgeizige Mon-
gous raffte in der Geschwindigkeit einige Trup-
pen zusammen, und hatte noch so viel Zeit, daß
er sich hinlänglich verschanzen konnte. Aber der
General der kayserlichen Truppen griff ihn an,
überwältigte ihn in weniger als einer Stunde,
und hieb alle Rebellen nieder. Sachar wurde
nebst seinen Brüdern und Kindern gefangen ge-
nommen, und der Ueberwinder lies sie unter ei-
ner starken Bedeckung ungesäumt nach Peking
führen. Der Untergang dieses Prinzen erhielt
seine Bundesverwandten in der Unterthänigkeit.
Der Kayser schrieb ihnen, und versicherte sie,
daß er von ihren Streichen, die sie mit dem
Sachar vorgehabt hätten, vollkommen unter-
richtet sey, und daß er es ihnen vergeben wolle;
es sey aber das letztemal, daß er sich so gnädig
gegen sie bezeige. Sie antworteten mit großen

Dank-

Danksagungen für diese Gnade auf den Brief des chinesischen Monarchen, und versprachen in Zukunft vorsichtiger zu seyn; worinne sie denn auch ihr Wort hielten.

Der Sieg, den der Kayser erhalten hatte, stellte die Ruhe im Reiche noch nicht völlig wieder her. Die Herrschsucht erweckte den Eroberern von China noch neue Feinde.

Chinchikong, dieser berüchtigte Seeräuber, von dem ich schon geredet habe, hatte sich in die Insel Formosa begeben, und daselbst unter dem Namen eines Prinzen oder Königs von Tayvan seine Regierung angefangen. Eine Menge Chineser, die sich den Tartarn nicht unterwerfen wollten, waren zu diesem Corsaren geflüchtet, welcher in seiner Insel die chinesischen Gebräuche und Regierungsform eingeführt hatte. Chinkinmay, sein Sohn und Nachfolger, verband sich mit den Prinzen von Foukien und Koangtong, um die Mancheoux mit Kriege zu überziehen; einige Rangstreitigkeiten aber machten diese Bundsverwandten bald unter einander uneins. Da sie nun nicht mehr zusammen hielten, so überwand der Kayser einen nach dem andern, und machte mit dem Prinzen von Koantong den Anfang. Nachdem Kanghi diesen mächtigen Vasallen gedemüthigt hatte, wollte er seinen Gehorsam auf die Probe stellen. Er schickte ihm Befehle zu, welche nicht ausgeführt wurden. Der Kayser beschloß sodann, sich einen Prinzen vom Halse zu schaffen,

der

der ihm öfters Ursache zum Misvergnügen gegeben hatte. Es kamen zween vom Kayser abgeschickte Mandarinen zu Kouncheou, der Hauptstadt in Koantong, an, und brachten eine laquirte Schachtel mit, in welcher ein seidener Strick lag. Als sie in den Pallast kamen, thaten sie dem Prinzen zu wissen, daß sie ihm von Seiten des Kaysers etwas zu hinterbringen hätten. Sie überreichten ihm sodann einen Brief, welcher sein Todesurtheil enthielt. Der Prinz las den Brief, öffnete die Schachtel, ohne ein Zeichen der Betrübniß oder des Schreckens von sich blicken zu lassen, worauf er sich seine prächtigsten Kleider bringen lies, und dieselben anlegte. Nachdem dieses geschehen war, nahm er den seidenen Strick aus der Schachtel, legte sich denselben um den Hals, und erwürgte sich selbst damit. Alle seine Brüder, bis auf einen, welcher der Eidam des Kaysers werden sollte, wurden an eben dem Tage ums Leben gebracht, nebst noch ohngefähr hundert andern Personen, die es mit ihm gehalten hatten. Der Titel eines Fürstenthums wurde abgeschaft, und Koangton wieder zu einer Provinz des Reichs gemacht.

Die Härte, womit der Prinz von **Foukien** seine Unterthanen beherrschte, diente dem Kayser zum Vorwande, einen Vasallen aus dem Wege zu schaffen, der ehemals auch sein Feind gewesen war, ob er sich gleich mit ihm versöhnt hatte. Kan-

ghi lies ihn in Verhaft nehmen, und strafte ihn auf eine grausame Weise am Leben.

Nun war nur noch der Regent zu Tayvan oder auf der Insel Formosa übrig. Der damals regierende Prinz hieß Chinkesan, und war ein Sohn des Chinkinmay. Man schickte eine ansehnliche Flotte gegen ihn aus. Seine Minister, da sie ihn in Gefahr sahen, von der ungeheuern Macht der Tartarn unterdrückt zu werden, gaben ihm den Rath, daß er sich nicht widersetzen, sondern lieber unterwerfen solle.

Dieser Schritt, wozu man dem jungen Prinzen rieth, schien ihm anfänglich so unanständig, daß er sich dazu nicht entschlüßen konnte; er verwarf ihn daher gänzlich: „Ein Prinz, der für „den Thron geboren ist,„ sagte er, „wird sich „außer demselben, was für Vortheile man ihm „auch anbieten möchte, allemal am unrechten „Orte befinden.„ Da sich indeß zwischen einem gewissen Verluste und einer freywilligen Abdankung keine Mittelstraße finden ließ, so gab er endlich den Vorstellungen seiner Minister Gehör. Es schickte demnach dieser Prinz, ohne eine förmliche Auffoderung zu erwarten, ein Memorial an den Kayser, welches eine gänzliche Entsagung der oberherrlichen Gewalt über Tayvan enthielt.

Kanghi nahm eine so bescheidene Aufführung sehr gnädig auf; er verlangte aber, daß der abgesetzte Prinz seinen Aufenthalt zu Peking nehmen sollte. Chinkesan wandte vergebens

dagegen

dagegen ein, daß er, da er stets in den mittäglichen Ländern gelebt habe, sich der Kälte in den nordischen Gegenden nicht aussetzen könne, ohne seiner Gesundheit zu schaden; der Kayser blieb bey seinem Begehren, und der Prinz mußte gehorchen. Man suchte durch alle mögliche Arten einer guten Begegnung den jungen Prinzen wegen des Verlusts einer Krone schadlos zu halten, die er nicht ohne Widerwillen niedergelegt hatte.

Ousankouei, dieser tapfere und alte General, der dem Kayser so viele Unruhen gemacht hatte, war seit einiger Zeit gestorben. Er hatte seine Staaten seinem Sohne hinterlassen, der sie mit vieler Tapferkeit vertheidigte. Nachdem er verschiedene Schlachten verloren hatte, sperrte er sich in seine Residenz ein, wo er bald belagert wurde. Er wehrte sich lange und tapfer. Da aber dieser junge Prinz voraus sahe, daß in einer gewissen Zeit die Stadt sich doch gezwungen sehen würde zu capituliren, so glaubte er, er müsse wenigstens dafür sorgen, daß er nicht lebendig den Feinden in die Hände geriethe. Er begab sich demnach an einem Morgen in das Innerste seines Pallastes, und hieng sich in der Verzweiflung auf.

Der Tod des Prinzen schlug den Muth der Belagerten nieder. Die Stadt öffnete bald die Thore, und der tartarische General, dem diese freywillige Unterwerfung ungemein gefiel, lies seine Rache nur an der Familie des Ousankouei

aus. Alle, die zu derselben gehörten, wurden in Verhaft genommen, und nach Peking geführt, nebst den Gebeinen dieses großen Mannes, welche der Hof hatte ausgraben lassen. Man stampfte sie in einem Mörsel, und streuete den Staub in die Luft.

Die Anverwandten und Freunde des Ousankouei wurden zum Tode verurtheilt. Die Bezwingung aller dieser Prinzen, von denen ich geredet habe, versicherte die Mancheoux im ruhigen Besitze des Reichs. Im Jahre 1682 wurde dieses große Werk völlig zu Stande gebracht, unter der Regierung des Kanghi, dessen Andenken noch bey den Chinesern sehr verehrt wird.

Chine-

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Chinesische
Anecdoten.

Um mich von der Hauptsache nicht zu entfernen, habe ich verschiedene kleine Begebenheiten ausgelassen, die eigentlich zur großen Geschichte des Reichs nicht gehören, die aber gleichwohl die Aufmerksamkeit der Leser zu verdienen scheinen, und daher am Ende dieses Buchs gar wohl einen Platz finden können. Alle diese kleinen Erzählungen zusammen genommen, werden den Character und die Sitten einer Nation noch kenntlicher machen, die so weit von uns entfernt ist, daß man von ihr nicht anders, als nach dem Berichte der Schriftsteller, urtheilen kann.

Die Neigung des Kaysers Mouvang zur Jagd war so groß, daß er sich einsmals über drey hundert Meilen weit von der Hauptstadt entfernte, und bis an die Quelle des Flusses Hoangho kam. Er fand die Gegend daherum so unvergleichlich, daß er daselbst zu bleiben, und die allda wohnenden Tartarn sich zu unterwerfen gedachte. Um ihn von diesem Vorhaben abzubringen, breiteten seine Minister das Gerücht aus, daß ein Prinz vom Geblüte sich zum Kayser habe ausrufen lassen. Mouvang kam sogleich wieder zurück, und mit solcher Geschwindigkeit, daß er dem Kutscher, der ihn gefahren

hatte, eine außerordentliche Belohnung schuldig zu seyn glaubte: er beschenkte ihn mit einem Fürstenthume.

Unter der Regierung des Kaysers Kinvang brachte es Pingkong so weit, daß er aus einem bloßen Generale des Fürstenthums Tcheou ein unumschränkter Herr ward, und drey Fürstenthümer an sich riß. Einige Hofleute, die geheime Feinde seines ältesten Sohnes waren, machten ihm denselben verdächtig. Pingkong lies ihn in eine Citadelle gefangen setzen, und gab Befehl, ihn heimlich aus der Welt zu schaffen. Der Gouverneur, ein vorsichtiger Mann, kehrte sich an diesen Befehl nicht: er gab dem jungen Prinzen von allem Nachricht, und rieth ihm, seine Zuflucht irgend zu einem benachbarten Könige zu nehmen. So bald er ihn in Sicherheit wußte, begab er sich selbst an den Hof, um den Pingkong von dem Aufenthalte seines Sohnes Nachricht zu geben. „Mein Sohn „hat sich mit der Flucht gerettet, sagt ihr?„ rief der Prinz im Zorne aus: „Ey, wer hat „ihm denn gesagt, daß man ihm nach dem Le„ben trachtet?„ Ich selbst, antwortete der Gouverneur. „Was aber,„ setzte Pingkong hinzu, „hat euch bewogen, mein Geheimniß zu „verrathen?„ Das, was mich dazu bewogen hat,„ erwiederte der großmüthige Gouverneur, „sind die Verdienste eures Sohnes, das In„teresse eures Ruhms, und das Beste des „Staats.„ Diese Art rechtschaffen zu denken, und zu handeln, machte den Pingkong

aufmerk-

aufmerksam. Er wußte es dem Gouverneur Dank, daß er ihm nicht gehorcht hatte, und hörte auf, seinen Sohn zu verfolgen.

Es war in China ein altes Gesetz, welches die Obrigkeiten, wenn sie Betrügereyen vorgenommen, verdammte, daß ihnen die Hände abgehauen werden sollten. Ein Mandarin wurde dieser Strafe schuldig befunden, und eben sollte sie an ihm vollzogen werden, als seine Tochter, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, seine Vertheidigung über sich nahm, indem sie selbst seine Sache vor dem Kayser Quenti verfocht. Ihre Rede war kurz und rührend: „Nichts ist gerechter, großer Kayser,„ sagte sie, als sie sich dem Monarchen vorstellte: „Mein Vater hat das Schicksal verdienet, das „er jetzt erwartet, und seine Hände müssen ihm „abgehauen werden.„ Hier sind sie,„ setzte sie hinzu, indem sie die ihrigen aus dem Ermel heraus zog, womit sie verdeckt waren. „Ja, „großer Kayser„ fuhr sie fort, „diese Hände, die „sie hier sehen, gehören meinem unglücklichen „Vater. Zum Unterhalte seiner Familie unnütz, „überliefert er sie der Strenge der Gesetze, um „diejenigen zu erhalten, die uns, meinem Groß„vater, meinen Brüdern und mir den Unterhalt „verschaffen.„ Der Kayser konnte bey einem so rührenden Auftritte sich kaum der Thränen enthalten. Der Vater wurde begnadigt, und die verehrungswürdige Tochter vermehrte den Glanz ihrer Schönheit noch durch die Lobsprüche, die der ganze Hof ihrer Tugend machte.

Ein gewisser sinnreicher Einfall des Kaysers Quenti verdienet angemerkt zu werden, weil er den Character seiner schönen Seele vollkommen zu erkennen giebt. Da zur Zeit einer allgemeinen Hungersnoth einige Statthalter die öffentlichen Kornböden nicht hatten aufthun wollen, unter dem Vorwande, daß sie keinen Befehl vom Hofe dazu hätten, schrieb ihnen der Kayser in folgenden Ausdrücken: „Antwortet mir, Man„darinen, verlangt man von einem Schäfer, „der sich bey einer guten Weyde befindet, daß „er die Erlaubniß seines Herrn erwarten solle, „um seine Schafe weiden zu lassen?„

Man machte eine Verschwörung wider den Kayser Tchoati, um ihn vom Throne zu stossen. Es trat ein Betrüger auf, der sich für den ältesten Bruder des Monarchen ausgab. Als seine Partey stark genung war, kam er kühn vor die Thüre des Pallasts, und verlangte, daß man ihm die Krone übergeben sollte. Der Kayser, die Minister und die Großen des Reichs wußten selbst nicht, was sie davon denken sollten, so ähnlich sahe dieser Mensch dem Prinzen, dessen Namen er angenommen hatte. Der Präsident des Criminalgerichts aber lies diesen Avanturier auf der Stelle gefangen nehmen. „Wenn er ein Betrüger ist,„ sagte er, „so kann „man ihn nicht zeitig genug bestrafen; ist er aber „der Erbprinz, so hat er den Tod nicht weniger „verdienet, weil er sich nicht eher zu erkennen „gegeben, und durch seine Hartnäckigkeit das Le„ben seines Vaters verkürzt hat.„ Der Be-

trüger

trüger wurde durch diesen Ausspruch in Verwirrung gebracht. Er entdeckte noch an eben dem Tage die ganze Betrügerey, und am folgenden Tage wurde er und seine vornehmsten Verschwornen in Stücken gehauen.

Der Kayser Quenti war ein Prinz von vortreflichem Character. Eine Sclavinn seiner Mutter bezeigte ihm eines Tages ihre Verwunderung, daß er, da er jetzt alle Gewalt in Händen habe und ein Herr von so gutem Herzen sey, dennoch den Stockmeister des Hofgefängnisses ohne Belohnung lasse. „Nun was hat denn die„ser Stockmeister für mich gethan?„ fragte der Kayser. „Was er gethan hat?„ erwiederte die Sclavinn, „ich will es ihnen sagen, wenn sie „es noch nicht wissen: Ach, sie waren noch „nicht älter, als zwey Jahre, da der Erbprinz, „ihr Vater, genöthiget wurde, die Flucht zu er„greifen. Im Zorne bis zur Ausschweifung „gebracht, lies ihr Großvater sie sogleich allent„halben aufsuchen; es waren so viele Leute, die „alle ihren Tod verlangten, daß wir uns fast „keine Hoffnung machten, sie retten zu können. „Der gute Pingki wußte von unserer Verlegen„heit; er kam in unser Zimmer gelaufen, und „versprach, daß er uns in Sicherheit setzen wolle. „Wir verließen uns auf ihn, und in der That „verbarg er uns so wohl, daß keiner von den „Feinden ihres Vaters im Stande war, uns zu „entdecken. Er ist es, der sie in ihrer Kindheit „auf seine Kosten erzogen hat, ehe ihr Onkel „Tchaoti für ihre Erziehung zu sorgen anfieng.

„Ach! was sagst du mir da! „rief der Monarch „aus. Was! so ein großer Dienst hat mir bis „auf diese Stunde verborgen bleiben können? „Dieser Mann ist ein Wunder der Bescheiden„heit: er liebt weit mehr meine Person, als „meine Wohlthaten. Man bringe ihn den Au„genblick zu mir, und du sollst sehen, ob ich un„dankbar bin.„ Pingki wurde gerufen. Der Kayser umarmte ihn, nannte ihn seinen Vater, und machte ihn zum Fürsten. Dieser Pingki wurde nach der Zeit der vornehmste Minister.

Während daß Chingti auf dem Throne saß, fand er eine Prinzeßinn von großen Verdiensten, welche nichts unterlies, um diesen Prinzen auf den guten Weg zu führen. Als diese Dame eines Tages in den Gärten am kayserlichen Pallaste spazieren gieng, kam Chingti zu ihr, und bat sie, sich neben ihn auf seinen Wagen zu setzen. „Nein, gnädiger Herr, ich kann mich da„zu nicht entschließen,„ antwortete Panhiai, (das war der Name dieser Königinn.) „Ey, „was ist bedenkliches dabey?„ fragte der Monarch, ein wenig in Verwunderung, weiter. Sie gab ihm hierauf sehr offenherzig zur Antwort: „Die Ursache ist, daß unsere alten Gemälde „die guten Kayser stets mit Feldherren, die „schlechten aber mit Weibern auf dem Wagen „vorstellen.„

Da dieser Kayser sich nach der Zeit unglücklicherweise in eine gemeine Comödiantinn, Namens Tchaosei, verliebt hatte, setzte er sie unter die Zahl der Königinnen, und erklärte sie

hernach

hernach zur Kayserinn, nachdem er diejenige verstoßen hatte, die es vorher gewesen war. Das Aergerniß am Hofe konnte nicht größer seyn: die Minister und Sittenrichter des Reichs waren erschrecklich darwider aufgebracht, niemand aber wagte es ein Wort darüber zu sagen. An ihrem Krönungstage gab der Kayser ein großes Fest, wo Tchaosei unter einem prächtigen Zelte mit dem kayserlichen Schmucke gezieret, und ganz mit Edelsteinen bedeckt, erschien. Die Königinnen, denen dieses Glänzende sehr in die Augen fiel, empfanden einen heftigen Widerwillen, nicht aus Eifersucht, wie sie sagten, sondern wegen der Ehre ihres Gemahls. Dieser errieth ihre Gedanken ohne Mühe, und um alle diese Damen lächerlich zu machen, lies er sich einfallen, sie anzureden. Panhiai war dem Kayser gegen über, und beyder Augen waren auf einander gerichtet, als dieser Prinz reden wollte. Sie wurde demnach zuerst gefragt: „Panhiai,„ sagte der Monarch zu ihr, „ich weis, daß sie „aufrichtig sind; antworten sie mir, ich bitte sie: „was denken sie von unserer neuen Kayserinn?„ „Sie kann nicht besser seyn, gnädiger Herr,„ antwortete die Königinn; „sie spielt vortreflich, „und eine große Rolle steht ihr nicht übel an.„ So gleich erhob sich auf allen Seiten ein lautes Gelächter; der Kayser selbst mußte lachen; und um das Lächerliche zu entfernen, das auf seine Person zurück fiel, erklärte er sich gegen die ganze Versammlung, daß es Panhiai getroffen habe; daß in der Erhebung der Tchaosei in der

That nichts Ernstliches sey, und daß sie, wenn das Fest vorbey wäre, ihren ersten Rang wieder einnehmen solle.

China, ob es gleich das reichste, und florissanteste Reich auf dem Erdboden ist, ist doch zu gleicher Zeit, in einem gewissen Verstande, das ärmste und elendeste von allen. Das Erdreich ist, seiner weiten Erstreckung und Fruchtbarkeit ungeachtet, dennoch nicht hinreichend, seine Einwohner zu ernähren. Es müßte noch viermal so viel Land da seyn, wenn sie bequem leben sollten. Man zählt in der einzigen Stadt Canton über eine Million Seelen, und in einem großen Flecken, der nicht über zwey oder drey Meilen davon entfernet ist, giebt es, wie man sagt, noch mehr Menschen, als in Canton selbst. Wer wollte nun wohl die Einwohner einer Provinz zählen, und wie würde man es mit dem ganzen Reiche anfangen, welches aus funfzehn großen Provinzen bestehet, welche fast alle gleich stark bevölkert sind? Wie viele Millionen würde man da zusammen bringen? Ein Drittel dieses Volks würde sich glücklich schätzen, wenn es so viel Reis haben könnte, als zu seiner Nahrung nöthig ist.

Man weis, daß das äußerste Elend zu schrecklichen Ausschweifungen verleitet. Man findet Mütter, die ihre Kinder entweder wegsetzen, oder tödten; man verkauft die Töchter um einen geringen Preis. Es giebt unter den Chinesern eine Menge Spitzbuben und Straßenräuber. Wenn die Erndte nicht gut ist, so kommen

Millio-

Millionen Menschen für Hunger um. Man kann den Armen in **China**, so wie den meisten in **Europa**, nicht vorwerfen, daß sie Müßiggänger sind, und die Arbeit scheuen. Es ist nicht auszusprechen, was sich diese unglücklichen Leute für Mühe geben, um ihren Unterhalt zu verdienen: hier schont ein Mann die Aerme nicht, und gräbt ganze Tage lang in der Erde; dort watet einer bis über die Knie im Wasser, und schätzt sich am Abende glücklich, wenn er eine kleine Kelle voll Reis zu essen, und das unschmackhafte Wasser zu trinken bekommt, worinne der Reis gekocht ward.

Man muß sich nicht wundern, wenn man so oft eine Hungersnoth unter den Chinesern findet. Es kann diese Nation heut zu Tage dasjenige auf sich anwenden, was ehemals **Juvenal** von den Römern sagte: Nunc patimur longae pacis mala: **Wir empfinden die Uebel eines langen Friedens.** In der That haben, seit der letztern Revolution, die Chineser keinen Krieg gehabt, und daher ist die Anzahl der Einwohner so groß geworden. Außerdem finden sich bey diesen Völkern auch die Grundsätze der Entvölkerung nicht, die bey gewissen europäischen Nationen so bekannt sind. Ueber dem, daß wir fast beständig gegen einander im Kriege begriffen sind, hindern auch unsere langen und gefährlichen Schiffahrten, das Klosterleben, das so viele unter uns führen, die Behutsamkeiten, die man bisweilen im Ehestande braucht, um keine allzu starke Familie zu bekommen; alles

dieses,

dieses, sage ich, hindert die unbeschreibliche Bevölkerung, die man in China antrifft. Sind wir deswegen mehr zu beklagen? Ist es besser, einer größern Anzahl menschlicher Creaturen das Leben geben, um sie künftig traurige Opfer des Hungers und Elendes werden zu sehen?

Peking bestehet aus zwo Städten. Die eine, in welcher der kayserliche Pallast stehet, heißt die Stadt der Tartarn, und die andere die Stadt der Chineser. Sie sind eine mit der andern verbunden, und haben jede vier Meilen im Umfange. Es ist eine so große Menge Volks, und so viel Getümmel darinne, daß man kaum auf den Gassen fortkommen kann, ob diese gleich sehr breit sind, und sich auch keine Frauenzimmer auf denselben sehen lassen. Man giebt vor, daß die berühmte große Glocke zu Peking hundert tausend Pfund wiege. Ihre Gestalt ist cylindrisch, und sie hat zehn Fuß im Durchschnitte. Ihre Höhe ist noch ein und ein halbmal so groß. Sie ruhet auf einem steinernen viereckigten Gemäuere, das obenher nur mit Matten bedeckt ist, seitdem das hölzerne Dach weggebrannt ist.

Die Thore der Stadt haben etwas größeres und prächtigeres als die unsrigen. Sie sind ungemein hoch, und schließen einen großen viereckigten Hof ein, der mit Mauern umgeben ist, auf welchem man schöne Säle, sowohl nach der Landseite als nach der Stadt zu, angelegt hat. Die Mauern um die Stadt herum sind von Backsteinen, ohngefähr vierzig Fuß hoch, und

werden von zwanzig zu zwanzig Klaftern von kleinen viereckigen Thürmen bestrichen, die in gleicher Weite von einander stehen, und sehr gut unterhalten werden. An einigen Orten giebt es große Rampen, damit die Reuterey hinauf kommen könne.

Ich habe gesagt, daß sich das Frauenzimmer in China nicht auf der Straße sehen läßt. In der That kommen sie nie aus dem Hause, nehmen auch keinen Besuch von Mannspersonen bey sich an. Es ist ein allgemeiner Grundsatz im ganzen Reiche, daß sich ein Frauenzimmer nie öffentlich sehen lassen, oder in Geschäfte außer ihrem Hause mengen darf. Um sie in eine gewisse Nothwendigkeit zu versetzen, daß sie diesem Grundsatze nicht entgegen handeln, hat man sie zu bereden gewußt, daß ihre Schönheit nicht blos in den Zügen des Gesichts, sondern vornehmlich in der Kleinheit der Füße bestehe, so daß es immer ihre erste Sorge ist, sich selbst außer Stand zu setzen, auf den Füßen zu gehen. Ein Kind von einem Monate hat einen größern Fuß, als eine Frau von zwanzig Jahren.

Die Chineser sind von Natur gesetzt, ernsthaft, stillschweigend, und zeigen in ihrem Betragen viel Bescheidenheit. Man könnte sie für ein Volk aus lauter Philosophen bestehend ansehen; aber ihre Sittsamkeit bestehet nur im Aeusserlichen. Sie sind besonders außerordentlich betrügerisch im Handel und Wandel; ein Ausländer

der muß sich sehr in Acht nehmen, wenn er sich in Handelsgeschäfte mit den Chinesern einläßt.

Dieses Volk gehet des Handels wegen selten aus seinem Lande; dagegen ist aber auch der Handel, der im Innersten des Reichs getrieben wird, so beträchtlich, daß unser europäischer damit gar nicht verglichen zu werden verdient. Man kann die Provinzen von China als so viele Königreiche betrachten: die eine bringt Reis hervor, die andere liefert Leinwand; eine jede hat Waaren, die ihr eigen sind, und die man nicht anderwärts findet. Alle diese Waaren werden zu Wasser, und selten zu Lande fortgeschaft, weil überall die Flüsse so zahlreich, so bequem und schön sind, daß man in Europa gar nicht dergleichen findet. Diese Flüsse sind beständig mit Schiffen bedeckt.

Die chinesischen Künstler und Handwerksleute besitzen eine Geschicklichkeit, über die man erstaunen muß; besonders verfertigen sie eine vortrefliche Leinwand. Sie ist von so außerordentlicher Feinheit, daß man sehr lange und breite Stücken ohne Mühe durch einen Ring ziehen könnte. Wenn man ein Stück Nesselin von einander risse, und ließe es hernach wieder zusammen machen, so wäre man nicht im Stande den Ort zu finden, wo es aneinander gesetzt ist, und wenn man auch ein Zeichen dazu gemacht hätte, um ihn wieder zu finden. Sie wissen ein zerbrochenes Gefäß von Glas oder Porcelan so geschickt wieder zusammen zu setzen, daß man nicht sehen kann, wo

es

es zerbrochen gewesen. Die Farben, womit die Chineser ihre Leinwand, ihre Zeuge und ihr Porcellan malen, haben einen ungemeinen Glanz und ein bewundernswürdiges Feuer; ihre Malereyen aber sind lächerlich und von schlechtem Geschmacke. Man hat jetzt in Frankreich und anderwärts Manufacturen, wo man Zeuge und sogar Porcellan verfertigt, das an Schönheit alles das übertrift, was aus China kommt.

Wenn nun aber auch diese Völker in den mechanischen Künsten glücklich sind, so sind sie es doch nicht in Ansehung der Wissenschaften. Was sie am besten studirt haben, ist die Astronomie; und doch reichen auch ihre Einsichten in diesem Stücke so gar weit nicht. Die ganze Wissenschaft ihrer Gelehrten bestehet in einer vollkommenen Kenntniß der Sprache und der Geschichte ihres Landes, ingleichen daß sie die Gebräuche und Gewohnheiten des Reichs genau inne haben.

Nichts gleicht dem Stolze und Hochmuthe der Chineser. Für ihr Land, für ihre Sitten, für ihre Gebräuche und Grundsätze eingenommen, glauben sie gar nicht, daß ein anderes Land, außer China, einige Aufmerksamkeit verdiene. Sie fragen öfters einen Fremden, ob es wohl Städte, Dörfer und Häuser in Europa gäbe? Als einige Gelehrte einst einen Jesuiten baten, daß er ihnen eine Landcharte von der ganzen Weltkugel zeigen möchte, sahen sie dieselbe mit großer Aufmerk-

samkeit an, und suchten lange, um China darauf zu finden; endlich sahen sie eine von den beyden Halbkugeln, welche Europa, Asia und Africa enthält, dafür an; America schien ihnen für den übrigen Theil der Welt noch viel zu groß. Der Mißionarius lies sie einige Zeit im Irrthume, bis endlich einer von ihnen um die Erklärung der Namen und Buchstaben bat, die auf der Charte waren. „Hier sehet ihr,„ sagte der Jesuit, „Europa, Africa, und Asia. In Asien findet „ihr hier Persien, hier Indien, hier die Tarta„rey. — „Wo ist denn aber China? „riefen sie alle aus. „Das liegt hier auf dieser kleinen „Ecke,„ erhielten sie zur Antwort, „und hier sind „die Grenzen davon.„ Es würde schwer seyn, ihr Erstaunen zu beschreiben. Sie sahen einer den andern an, und sagten: **Es ist doch sehr klein!**

Die französischen Köche, die gewiß am meisten dem nachgedacht haben, was den Appetit zu reizen vermag, würden sich sehr wundern, wenn sie sähen, daß die Chineser die Kunst der Küche weiter getrieben haben, und weniger dazu brauchen, als sie. Man wird es kaum glauben, daß mit bloßen Bohnen, die in ihrem Lande wachsen, oder aus der Provinz Chantong kommen, und mit etwas Mehl, das sie aus ihrem Reiße, oder aus ihrem Korne machen, sie eine unendliche Menge Speisen zubereiten können, die alle

sowohl

sowohl für das Auge als für den Geschmack unterschieden sind.

Es ist eine Gewohnheit bey den Chinesern, daß sie den letzten Tag im Jahre keinen Fremden, selbst ihren nächsten Anverwandten nicht bey sich leiden, weil sie befürchten, daß er in dem Augenblicke, da das neue Jahr eintritt, ihnen das Glück, das für ihr Haus bestimmt ist, wegnehmen, und es zum Nachtheile seines Wirths mit sich nach Hause tragen könnte. Ein jeder hält sich an diesem Tage in seinem Hause auf, und macht sich blos mit seiner Familie lustig.

Die Graduirten müssen sich alle drey Jahre einmal examiniren lassen. Der Hof pflegt selbst einen Examinator in jede Provinz zu schicken; er bestraft diejenigen, deren Probeschrift mittelmäßig ist, oder nimmt ihnen wohl gar ihre Würde, wenn sie sich noch unter der Mittelmäßigkeit befindet. Ein jeder Graduirter, der sich zu dieser dreyjährigen Untersuchung nicht einstellt, wird dadurch seines Titels verlustig, und in die Classe des gemeinen Volks herab gesetzt. Es giebt nur zween Fälle, womit er sein Außenbleiben hinlänglich entschuldigen kann: wenn er nämlich krank ist, oder wenn er für Vater und Mutter die Trauer trägt. Die alten Graduirten, wenn sie bey einer letztern Untersuchung Beweise ihrer Geschicklichkeit und ihres Alters gegeben haben, werden auf immer davon frey gesprochen, behal-

ten aber die Kleidung, die Mütze, und alle Vorzüge der Ehre, die mit dem Character eines Graduirten verknüpft sind.

Alle machen sich Rechnung zur Baccalaureatswürde zu gelangen, ob es gleich wenige dahin bringen. Auf diese Weise erhält sie mehr der Stolz, als das Verlangen, gelehrt zu werden, bey einem so langen Studiren. Außerdem, daß ein Baccalaureus von keinem Mandarin bestraft werden kann, erhält er auch noch das Recht, seinen Audienzen beyzuwohnen, sich in seiner Gegenwart niederzusetzen, und mit ihm an einer Tafel zu speisen; eine Ehre, welche in China ungemein hoch geachtet wird, und welche nie einem Manne aus dem gemeinen Volke wiederfährt.

Es ist gewöhnlich in China, daß die Wittwen, wenn sie von Stande sind, ihr Leben in der Wittwenschaft beschließen; es wird dieses als ein Beweis der Achtung angesehen, die sie gegen das Andenken ihres verstorbenen Mannes hegen. Personen vom mittlern Stande sind an diese Gewohnheit nicht gebunden. Die Anverwandten, die gern einen Theil des Geldes wieder haben wollen, das sie den ersten Mann gekostet hat, zwingen sie öfters, wider ihren Willen, zur zweyten Heyrath. Nicht selten ist der Mann für sie schon bestimmt, und das Geld bezahlt, ehe sie noch das geringste davon erfährt. Wenn sie eine Tochter hat, und diese noch an der Brust liegt,

so wird sie in den Preis der Mutter mit eingerechnet. Eine Wittwe hat nicht mehr als ein einziges Mittel sich von diesem Zwange zu befreyen, und dieses ist, wenn sie Vermögen hat, und eine Bonze wird. Dieser Stand ist aber sehr in Verachtung, und sie kann, ohne sich zu beschimpfen, sich nicht dazu entschließen.

Die Art, wie die chinesischen Aerzte diejenigen behandeln, welche die Blattern haben, verdient erzählt zu werden. Sie rühmen sich ein Geheimniß zu besitzen, sie gewissermaßen zu verpflanzen, und nennen das Mittel, dessen sie sich dazu bedienen, Miao. Dieses ist der Name, den man dem Reiße giebt, der noch im Kraute steckt, und den man aus einem Felde ins andere verpflanzt, ingleichen dem Fischsaamen, womit man die Teiche besetzt. Sie fangen es damit auf folgende Weise an: Wenn ihnen ein Kind unter die Hände kommt, das stark die Blattern, und dabey keine gefährlichen Zufälle hat, so nehmen sie die Grinder, und lassen sie trocken werden, stoßen sie hernach zu Pulver, und heben sie sehr sorgfältig auf. Finden sie nun einen Kranken, der den Ansatz zu den Blattern hat, so kommen sie der Natur, wie sie meynen, zu Hülfe, indem sie ihm in jedes Nasenloch ein klein Stückchen Baumwolle stecken, worauf etwas von dem Blatterpulver gestreuet ist. Sie bilden sich ein, daß dieser Saame durch das Gehirn in die Masse des Bluts gehe, daselbst eine

heilsame Gährung hervor bringe, und die Blattern in Menge und ohne einige Gefahr heraus treibe, weil man sie, so zu sagen, von einer guten Art eingepfropft hat.

Unter den Mancheoux ist die Gewohnheit eingeführt, daß, wenn ein Bedienter entläuft, sein Herr verbunden ist, es der Obrigkeit anzuzeigen, das Alter, den Namen, die Gestalt und Gesichtszüge des Entlaufenen anzugeben, weil er sonst, wenn er es unterläßt, für alle Verbrechen stehen muß, deren sich der Flüchtige schuldig macht. Das Tribunal, vor welches diese Sache gehört, läßt wegen der Entlaufenen die genaueste Nachsuchung anstellen, und bestraft sie sehr hart. Man drückt ihnen ein unauslöschliches Merkmal auf den Backen, und giebt sie sodann ihren Herren wieder.

Als einer der letzten chinesischen Kayser den Landmann zum Ackerbau und zu einem ordentlichen Leben ermuntern wollte, befahl er den Gouverneuren in allen Städten, daß sie ihm jedes Jahr Nachricht geben sollten, wer unter diesen Leuten sich am meisten durch seinen Fleis in Bestellung der Aecker, durch eine gute Aufführung, durch die Sorgfalt, Eintracht in seiner Familie und Friede mit seinen Nachbarn zu unterhalten, kurz, durch seine gute Wirthschaft und Enthaltung von aller unnöthigen Verschwendung hervor thäte. Dem Berichte des Gouverneurs

neurs zu Folge, wollte der Prinz einen solchen rechtschaffenen und fleißigen Landmann zur Würde eines Mandarins von der achten Classe erheben, und ihm das Patent eines Ehrenmandarins zuschicken lassen. Dieser Vorzug gab ihm sodann das Recht, den Gouverneur in der Stadt zu besuchen, sich in seiner Gegenwart niederzusetzen, und den Thee mit ihm zu trinken. Nach dem Tode dieses Landmannes, sollte ihm ein standesmäßiges Leichenbegängniß gehalten, und sein Ehrentitel in dem Saale der Voraltern angeschrieben werden.

Canton ist eine große Stadt, oder vielmehr ein Zusammensatz dreyer Städte, die durch hohe und gute Mauern von einander unterschieden, aber so vereinigt sind, daß man durch eben das Thor, durch welches man aus der einen heraus gehet, sogleich in die andere kommt. Das Ganze zusammen macht bey nahe ein Viereck aus. Der Umfang ist nicht viel kleiner als der von Paris. Die, die nicht nach der Mitte zu wohnen, haben öfters eine Stunde zu gehen, wenn sie einen Besuch geben wollen. Indeß giebt es weder leere Plätze noch weitläuftige Gärten in der Stadt. Die Straßen sind lang, gerade und enge, außer einigen, die etwas breiter sind, und auf denen man in gewissen Entfernungen voneinander ziemlich schöne Triumphbogen antrift. Die Häuser sind nicht höher als der Wall, fast alle von Leimen mit Steinen vermischt gebauet,

und mit Ziegeln bedeckt. Die Gassen sind voller Buden, in denen es sehr niedlich aussiehet. Man trift auch einige Götzentempel an, die etwas sonderbares und prächtiges an sich haben, und mit Cellen der Bonzen umgeben sind. Der Saal des Confucius, ingleichen die Academie, wo sich die Gelehrten versammeln, sind artige Gebäude. Die Palläste der Mandarinen haben auch viel schönes und großes; es ist aber nicht das Schöne und Große, das man in Europa bewundert. Der Fluß ist längs den beyden Ufern mit einer ungeheuern Menge Fahrzeuge bedeckt, welche die einzige Wohnung eines unzählbaren Volkes sind, und eine sehr ansehnliche schwimmende Stadt ausmachen. Man giebt vor, daß sich auf eine Million Seelen in Canton befinden sollen.

Es giebt in China eine unendliche Menge Prinzen vom Geblüte. Diese große Anzahl entfernt sie nicht allein vom Throne, sondern macht sie auch sehr geringschätzig. Da die meisten weder Titel noch Aemter haben, so können sie sich auch nicht auf eine ihrer Geburt anständige Art sehen lassen. Man hat sie in fünf Classen getheilt; die von der letzten Classe gehen noch den größten Mandarinen des Reichs vor. Die Prinzen der letztern Classen haben kein äußerliches Kennzeichen, das sie von den Mandarinen unterschiede, außer dem gelben Gürtel, der allen Prinzen vom Geblüte gemein ist; die aber, denen

nen es an standesmäßigen Einkünften fehlt, verbergen diesen Gürtel sehr sorgfältig, wenn sie sich öffentlich sehen lassen. Die Beschäftigung aller Prinzen vom Geblüte bestehet darinne, daß sie den öffentlichen Feyerlichkeiten beywohnen, sich alle Morgen im Pallast des Kaysers sehen lassen, sich hernach nach Hause begeben, wo sie nichts zu thun haben, als sich um ihr Hauswesen zu bekümmern, und sich von den Bedienten, die ihnen der Kayser zugeordnet hat, aufwarten zu lassen. Es ist ihnen nicht erlaubt, einander zu besuchen, oder ohne ausdrückliche Bewilligung des Kaysers eine Nacht außerhalb der Stadt zuzubringen.

Man hat zu Peking ein eigenes Tribunal für die Angelegenheiten der Prinzen vom Geblüte angelegt, weil man nicht will, daß sie mit dem gemeinen Volke vermengt werden sollen. Die Präsidenten und vornehmsten Beysitzer dieses Tribunals sind betitelte Prinzen. Die Unterbeamten werden aus den gemeinen Mandarinen genommen. Diese halten die Acten, und fertigen die benöthigten Schriften aus. In die Register dieses Tribunals werden alle Kinder der königlichen Familie, so wie sie gebohren werden, ihre Titel und Würden, die man ihnen beylegt, ihre Urtheile und Bestrafungen, wenn sie dergleichen verdienen, eingetragen.

Alle Prinzen haben außer einer rechtmäßigen Gemahlinn noch drey andere, denen der Kayser Titel giebt, und deren Namen in dem Register des Tribunals, wovon ich jetzt geredet habe, eingeschrieben werden. Die Kinder, die von diesen Gemahlinnen geboren werden, haben den Rang nach den rechtmäßigen Kindern, und werden mehr geachtet, als die, die blos von Beyschläferinnen herkommen, deren die Prinzen soviel haben können, als sie wollen.

Die chinesischen Zeitungen sind nicht so wie die meisten in Europa mit unnützen Dingen angefüllt, worunter sogar bisweilen Lügen und Verläumdungen zum Vorscheine kommen. Sie enthalten fast allezeit, was die öffentlichen Angelegenheiten in diesem weitläuftigen Reiche angehet. Man siehet darinne, was für Erinnerungs- und Bittschriften dem Kayser übergeben worden, was der Prinz darauf geantwortet, was er für Begnadigungen ertheilet, oder für Strafen aufgeleget habe, u. s. w. Diese Zeitung enthält alles, wornach sich die Mandarinen in der Ausübung ihres Amtes richten, und woraus Gelehrte und Ungelehrte Unterricht schöpfen können. Man setzt nichts hinein, was man nicht vorher dem Kayser gezeigt hätte, oder von ihm selbst eingeschickt würde. Die Personen, die den Druck besorgen, wagen es nie, ihre eigenen Anmerkungen beyzufügen. Ein Postbeamter wurde am Leben gestraft, weil er einige Umstände in die

Zei-

Zeitungen hatte setzen lassen, die sich falsch befanden. Diese Zeitung kommt alle Tage heraus, und macht einen Heft von sechzig bis siebzig Seiten aus.

Nirgends wird das Alter so sehr geehrt als in China. Diese Ehrerbietung gehet so weit, daß, wenn ein Mann oder eine Frau über hundert Jahre alt wird, auf Kosten des Kaysers vor dem Hause dieser alten Leute eine Art von Triumphbogen, und ein steinern Monument mit einer Aufschrift, ihnen zu Ehren aufgerichtet wird. Wenn ein Mensch den Tod verdient hat, so begnadigt man ihn öfters, damit er seine Aeltern in ihrem Alter ernähre. Als eine junge Frau einst gegen die ihrer Schwiegermutter schuldige Ehrerbietung gesündigt hatte, so warnte sie der Mann, daß sie nicht wieder in den Fehler fallen solle; da aber die Frau sich diese Warnung nicht zu Nutze machte, schlug sie der Mann so heftig, daß sie davon starb. Man machte diesem Manne den Proceß, und verurtheilte ihn zum Tode; da aber sein Vater und Mutter sehr bey Jahren waren, lies es der Kayser bey Stockschlägen bewenden. Ein Mörder wird sehr selten ganz ohngestraft durchgelassen, und wenn er auch vom vornehmsten Stande wäre; besonders muß man merken, daß, wenn der Getödtete ein einziger Sohn, und seine Aeltern bey hohen Jahren sind, man alsdann dem Mörder keine Gnade wiederfahren läßt. Man hält es für ungerecht, den

Ael-

Aeltern des Mörders einen Sohn zu lassen, der für sie sorge, da die Aeltern des Erschlagenen keinen mehr haben, der für sie sorgt. Noch mehr, wenn der Verbrecher Brüder hat, oder diese Kinder haben, welche den Aeltern die Dienste leisten können, die ihnen der Mörder leistete, so verfährt man nach dem Gesetze, welches ihn zum Tode verurtheilt. Mit dem Leben werden nur die Mörder begnadigt, bey deren Verbrechen nichts von harten Nebenumständen vorkommt. Zwey Weiber, die sich erst heftig gezankt hatten, kamen bis zu Schlägen. Eine von ihnen wurde todt geschlagen, und die Richter verurtheilten die andere gleichfalls zum Tode. Der Sohn dieser letztern erbot sich, für seine Mutter das Leben zu lassen. Da aber die Gesetze nicht erlauben, daß einer mit seinem Leben für das Leben eines Missethäters bezahle, so bestätigte der Kayser das Urtheil, wobey er zwar das gute Herz des Sohnes rühmte, aber die Mutter als ein Ungeheuer betrachtete, von welchem man die Erde reinigen müßte. „Zwey „Weiber schlagen sich!„ setzte der Prinz hinzu; „Eine tödtet die andere! Man kann ohne Entse„tzen nicht daran denken! Dieses Verbrechen „muß nicht ungestraft bleiben.„

Löbliche Handlungen werden in China auf eine sehr ansehnliche Weise belohnt. Ein junges Mägdchen, das von Seeräubern gefangen genommen wurde, und ihre Ehre in Gefahr sahe,

stürzte sich lieber ins Meer, als daß sie einen Schatz verlieren wollte, der ihr kostbarer schien als das Leben. Die Mandarinen überreichten dem Kayser eine schriftliche Erzählung dieser Begebenheit, die sie mit der Anmerkung beschlossen, daß eine so großmüthige That belohnt zu werden verdiene. „Wir thun demnach,„ setzten sie hinzu, „den „Gewohnheiten des Reichs und den Befehlen „Ew. Majestät zu Folge, den Ausspruch, daß „diesem Mägdchen zu Ehren ein Triumphbogen, „und ein steinernes Denkmal errichtet werden soll, „auf welchem die Begebenheit, zum ewigen An„denken, eingegraben werden kann. Wenn Ew. „Majestät es für gut befinden, so wollen wir an „den Gouverneur des Ortes gelangen lassen, daß „er dreyßig Unzen Silbers aus dem kayserlichen „Schatze zur Bestreitung der Kosten dieses „Denkmals nimmt.„ Der Kayser gab auf diese Vorstellung den Bescheid: „Ich bin mit „dem Ausspruche völlig zufrieden.„

Es ist vielleicht kein Land, wo man dem Monarchen mit mehrerer Freyheit Vorstellungen thun kann, als in China. Ein Generalißimus der Armeen, der dem Staate unter der Regierung eines der letzten Kayser beträchtliche Dienste geleistet hatte, entfernte sich von seiner Pflicht, und begieng sogar die unverantwortlichsten Ungerechtigkeiten. Die Klagen, die wider ihn einliefen, machten ihn des Todes schuldig; aber seiner Verdienste und seiner Würde wegen verlangte

der

der Kayser, daß alle vornehmen Mandarinen ihre Meynung über diese Sache an den Hof einsenden sollten. Einer von diesen Mandarinen sagte frey heraus, der Angeklagte habe den Tod verdient; aber zu gleicher Zeit brachte er seine Klagen gegen einen Minister an, der in großem Ansehen stand, und den er für weit strafbarer hielt, als den Generalißimus. Der Kayser, der diesen Minister sehr liebte, wunderte sich ein wenig über die Verwegenheit des Mandarins; lies ihm aber darüber kein Misvergnügen merken. Er schickte ihm die eingesandte Schrift zurück, nachdem er mit eigener Hand die Worte darunter geschrieben hatte: „Wenn mein Minister „strafbar ist, so mußt du ihn nicht in allgemei„nen Ausdrücken anklagen, sondern seine Fehler „angeben, und die Beweise, die du davon hast, „anführen.„ Der Mandarin lies sich hierauf, ohne Furcht zu misfallen, auf eine weitläuftige Klage ein, und bewies, daß der Minister das Vertrauen des Prinzen gemisbraucht, und die Unterthanen auf allerhand Art und Weise tyrannisirt habe. Er bewies, daß er seinen Credit verkaufe, und sich stets für denjenigen erkläre, der ihn das meiste Geld gäbe. „Dieser unwür„dige Minister,„ sagte er, „hat sich mit dem „Blute der Unterthanen gemästet, hat die Ge„setze übertreten, Recht und Billigkeit verachtet, „den Himmel beleidigt; und so viele Verbrechen „sollten ungestraft bleiben, weil er mit der kay„serlichen Familie verwandt ist? Deine Maje-

„stät

„stät kann wohl sagen: ich verzeihe ihm; aber „werden ihm auch die Gesetze verzeihen? Die „Liebe zu diesen geheiligten Gesetzen ist es, die „mich verpflichtet zu reden und zu schreiben.„ Diese Vorstellungen thaten ihre Wirkung. Der Minister wurde aller seiner Aemter entsetzt, vom Hofe verjagt, und nach einer entfernten Provinz verwiesen.

Die alten Kayser von China haben sich nicht begnügt, der Nachkommenschaft sehr weise Gesetze, und Lehren einer sehr reinen Moral zu hinterlassen, um sie zur Tugend anzuhalten, sondern sie haben auch gewisse äußerliche Gebräuche eingeführt, um eben diese Tugend zu unterstützen und gemeiner zu machen. Einer der merkwürdigsten ist das Fest, das der Gouverneur jeder Stadt alle Jahre blos denen geben muß, die sich durch ihre gute Aufführung beliebt machen. Dieses Fest wird im Namen und auf Befehl des Kaysers gegeben. Der Gouverneur vertritt dabey die Stelle desselben, und es ist eine große Ehre, wenn man zu diesem Gastgebote geladen wird, und gewissermaßen ein Versprechen, daß man sich ferner als ein rechtschaffener Mann aufführen will. Wenn es geschiehet, daß in der Folge einer von den Gästen sich von seiner Pflicht entfernt, und auch nur in geringen Sachen ein böses Beyspiel giebt, so gereicht die Ehre, die man ihm erwiesen hat, zu seiner Beschämung. Man macht ihm darüber allerhand Vorwürfe:

„Der

„Der und der,„ sagt man, „ist bey dem kay„serlichen Feste gewesen, man sehe aber nur, „wie er sich bey dieser Gelegenheit aufführt. „Ohnfehlbar hat ihn der Gouverneur nicht „gekannt.„

Die Straßenräuber sind in China sehr rar. Es finden sich deren einige in den Provinzen, die um Peking herum liegen; aber sie bringen die fast nie ums Leben, die sie plündern. Sie machen, daß sie fortkommen, wenn sie ihren Raub begangen haben. Es wird in China für eine weit schimpflichere Strafe gehalten, wenn einem der Kopf abgeschlagen wird, als wenn man ihn hängt.

Die Religion der Chineser gründet sich auf die Lehren des natürlichen Gesetzes. Sie lehret, daß man ein höchstes Wesen erkennen und verehren müsse. Der Kayser ist Regent und Oberpriester zugleich. Ihm allein kommt es zu, ein Opfer für das ganze Volk zu gewissen Zeiten im Jahre zu bringen. Er ist es, der die Religionsgebräuche anordnet und über Lehrsätze einen Ausspruch thut. Außer dieser Religion, welche für die wahre in China gehalten wird, giebt es verschiedene im Reiche hin und her zerstreuete Secten. Das Christenthum ist ehemals daselbst weit mehr im Flore gewesen, als heut zu Tage. Eine Menge Mißionarien arbeiten noch alle Tage an der Bekehrung der Chineser; sie müssen aber

sehr

sehr vorsichtig und behutsam zu Werke gehen, denn das Christenthum ist heut zu Tage aus dem ganzen Umfange dieses weitläuftigen Reiches verbannt.

Das chimärische Geheimniß des Steins der Weisen ist unter den Chinesern im Schwange gewesen, ehe man in Europa das geringste davon gewußt hat. Sie reden in prächtigen Ausdrücken vom Goldsaamen und dem Projectionspulver. Diese Aufschneider versprechen, in ihrem Schmelztiegel nicht allein Gold, sondern auch ein specifisches und allgemeines Arzeneymittel zu machen, das allen, die es brauchen, eine Art von Unsterblichkeit verschaft. Man hat Prinzen und andere Große gesehen, die den Kopf von diesen schönen Versprechungen so voll hatten, daß sie ihre wahren Schätze aufopferten, um eingebildete damit zu erlangen. In den Büchern, die davon handeln, wird gesagt, daß die Candidaten eines so unschätzbaren Geheimnisses Gefahr laufen, in ihren Versuchen unglücklich zu seyn, wenn sie nicht eine gereinigte Tugend besitzen, welche den Segen des Himmels auf so wichtige und schwere Operationen herab ziehet.

Wenn es einfältige Goldmacher giebt, die sich diese Chimäre mit Ernst in den Kopf gesetzt hatten, und nicht eher aus dem Irrthum kamen, als bis sie ihr Haab und Gut in Rauch verwan-

delt und sich an den Bettelstab gebracht hatten, so giebt es deren gewiß noch mehrere, die Betrüger und Spitzbuben sind, die durch betrügliche Versprechungen die Leute hintergehen, und sich auf Kosten leichtgläubiger Personen zu bereichern suchen. Die Chineser erzählen vielerley von den Betrügereyen dieser falschen Alchymisten, und von der Einfalt derer, die sich durch ihre Versprechungen betrügen lassen. Von verschiedenen hieher gehörigen Erzählungen will ich nur eine einzige anführen, die dem Leser nicht unangenehm seyn wird.

Einer von diesen Betrügern, der sich für einen der größten Meister in dieser Kunst ausgab, stellte sich überall sehr scheinheilig, und besonders sehr uneigennützig an, so wie ein Mann seyn muß, dem das Gold unter den Händen wächst. Er fand Gelegenheit, sich mit einem reichen Manne bekannt zu machen, der ehemals die angesehensten Aemter am Hofe verwaltet hatte, jetzt aber auf seinen Gütern in Ruhe lebte. Er schlich sich nach und nach bey dem Mandarin so ein, daß er endlich sein Zutrauen gewann. Er lies von Zeit zu Zeit in seinen Gesprächen etwas von seiner Geschicklichkeit mit unterlaufen, wodurch die Neugier seines Patrons immer mehr gereizt ward, bis er ihm gestand, er habe das Geheimniß des Steins der Weisen entdeckt. Zu gleicher Zeit erbot er sich, ihm dieses Geheimniß mitzutheilen, und lediglich aus Erkenntlichkeit.

Der

Der leichtgläubige Herr lies sich in dieser Schlinge fangen. „Es muß doch,„ sagte er bey sich selbst, „seit so vielen Jahrhunderten, „als man von diesem wundernswürdigen Ge„heimnisse redet, eine kleine Anzahl vom Him„mel geliebter Seelen gegeben haben, denen die„ses Geheimniß offenbaret worden, mit der „Verbindlichkeit, es gemeinen Seelen nicht zu „offenbaren. Ohne Zweifel will der Himmel, „da er mir einen so großen Mann zuschickt, und „ihm das Verlangen eingiebt, mich mit diesem „tiefen Geheimnisse bekannt zu machen, meine dem „Vaterlande treu geleisteten Dienste belohnen.„ Sein Vertrauen zu diesem Alchymisten ward von dem Augenblicke an so groß, daß er es kaum erwarten konnte, ihm seine Operationen anfangen zu sehen. Der Aufwand erschreckte ihn nicht, indem er hörte, daß er in seinem Hause bald eine unerschöpfliche Goldquelle, und was ihm noch mehr gefiel, ein unfehlbares Mittel sein Leben zu verlängern, finden würde.

Der Alchymist lies sich nicht lange bitten. Er sahe sich in dem Pallaste des Mandarins ein bequemes Zimmer aus, in welchem er sich mit seiner vorgegebenen Frau aufs beste bewirthen lies; diese letztere aber war eine Buhlschwester, eine artige Person, und sollte bey der vorhabenden Comödie die Hauptrolle spielen.

Man brachte dem Alchymisten große Summen, um die kostbaren Materialien zu kaufen, die er in dem Schmelztiegel nöthig hatte, die er aber, so wie er sie erhielt, in seinen Kuffer schloß. Was den alten Mandarin noch am meisten hintergieng, das waren die Bemühungen, die er den Goldmacher anwenden sahe, um sich der Gunst des Himmels zu versichern. Er fiel alle Augenblicke zur Erde nieder, verbrannte eine große Menge Weyhrauch, und ermahnte sehr fleißig den Mandarin, daß er ja nicht in sein Laboratorium kommen möchte, ohne sich vorher sorgfältig gereinigt zu haben, weil eine kleine Verunreinigung die Arbeit vieler Tage zuschanden machen könnte. Die Buhlschwester zeigte sich bisweilen nur verstohlnerweise, und lies gleichsam nur aus Unachtsamkeit etwas von ihren Reizen sehen.

Die Arbeit wurde immer fortgesetzt, und der Goldmacher zeigte nach einigen Tagen dem Mandarin einige glückliche Verwandelungen, welche ihm Hofnung machten, daß zur Vollendung des großen Werks nur noch ein sehr kurzer Zeitraum nöthig seyn werde. Das war für den leichtgläubigen Alten eine Gelegenheit zu großer Freude; dieses Vergnügen aber wurde durch eine Nachricht ein wenig gestöhrt, welche in der Arbeit einen kleinen Stillstand verursachen konnte. Dem Alchymisten wurde der Tod seines Vaters berichtet, und er war ein zu rechtschaffe-

ner

ner Sohn, und ein zu genauer Beobachter der Reichsgesetze, daß er nicht sogleich hätte gehen sollen, um dem Verstorbenen die letzte Pflicht zu erweisen. Er tröstete indeß seinen Patron damit, daß er ihm versprach, in wenig Tagen wiederzukommen. „Außerdem,„ setzte er hinzu, „brauchte auch die Arbeit nicht unterbrochen „zu werden; ich lasse meine Frau, und einige „Bediente hier, die schon wissen, was weiter „gethan werden muß.„ Die Dame schien über diese kurze Trennung sehr betrübt. Ihre Thränen und Seufzer gaben das Verlangen zu erkennen, daß sie gern ihren Mann begleiten, und mit ihm die Pflicht der kindlichen Liebe theilen möchte.

Der reiche Alte besuchte in Gegenwart des Alchymisten öfters das Laboratorium. Die Dame spielte ihre Rolle sehr gut, und unterlies nichts von allem, was seine Leidenschaft gegen sie rege machen konnte. Es gelang ihr auch in der That besser, als sie gehofft hatte. Der Alte ward in ihre Reize verliebt; die Besuche im Laboratorio wurden häufiger, und die Unterredungen länger und vertrauter. Die Bedienten wurden es gewahr, und die Dame wollte auch, daß nichts vor ihnen verborgen bleiben sollte, weil sie sich ihrer in der Folge als Zeugen bedienen wollte. Indeß kam der Goldmacher wieder zurück; und die Dame gab ihm durch gewisse Zeichen alles zu verstehen, was vorgegangen

 war.

war. Nachdem er von dem Mandarine die Versicherung angehört hatte, daß ihm seine baldige Zurückkunft angenehm wäre, gieng er sogleich nach seinem Schmelztiegel. Er fand hier alles in Unordnung; „ein sicherer Beweis,„ rief er aus, „der Unreinigkeiten, womit das La„boratorium in meiner Abwesenheit ist beflecket „worden.„ Er gerieth darüber in Wuth, warf Schmelztiegel und Ofen über den Haufen, und wollte seine Frau und alle Bediente ermorden. Die Dame warf sich ihm zu Füßen, bat mit Thränen um Vergebung, und gestand, daß sie verführt worden wäre. Die Bedienten weinten, und verwünschten den Tag, da sie in so ein abscheuliches Haus gekommen wären. Der Alchymist, der darüber noch wüthender wurde, schrie, fluchte, und schwor, daß er den Alten bey der Obrigkeit verklagen, und Genugthuung für den ihm widerfahrnen Schimpf fodern wolle.

In China ist ein bewiesener Ehebruch ein des Todes würdiges Verbrechen, und fähig, die reichsten Häuser in den Untergang zu stürzen. Der unglückliche Alte, der für Schrecken ganz außer sich war, und weder gern sein Leben noch seine Güter auf eine schimpfliche Weise verlieren wollte, wandte alles an, um den in Wuth gerathenen Goldmacher zu besänftigen. Er bot ihm ansehnliche Summen, und um die Entehrung der Dame zu vergüten, gab er ihr von Edelsteinen und andern Kostbarkeiten so viel,

als sie tragen konnte. Der Betrüger lies sich endlich mit vieler Mühe bereden. Er versprach, die Sache nicht weiter zu treiben, und nahm mit seiner Buhlschwester Abschied, beyde voller Freuden, daß es ihnen so wohl gelungen war, den Stein der Weisen zu finden.

Man trifft in einigen chinesischen Provinzen prächtige Brücken an; die seltsamste unter allen ist die, welche man die eiserne Brücke nennt, und von einem Berge zum andern über fürchterliche Abgründe weggehet. Es sind ehemals ganze Armeen über diese Brücke gegangen, und sie ist noch heutiges Tages da. Man findet sie in der geographischen und historischen Beschreibung von China und der chinesischen Tartarey, welche der P. Dü Halde heraus gegeben, umständlich beschrieben. Ich zweifle, daß man etwas ähnliches in Aegypten anzutreffen im Stande sey.

Ein großer Fluß, Yangtsekiang genannt, der von seiner Quelle an bis zum Ausflusse ins Meer einen Weg von vier hundert Meilen durch China macht, ziehet die Bewunderung aller Fremden auf sich, und ist dem Nile weit überlegen, den man so sehr gerühmt hat, und noch alle Tage rühmt. Man bemerke die Länge dieses Flusses in China und seine Tiefe, die Seen, die er macht oder durch die er läuft, von denen einer unter andern achtzig Meilen im Umfange hat, die großen und schönen Städte, die

er vorbey fließet und bereichert, die Menge der Schiffe und Fahrzeuge, die denselben bedecken, und die eben so vielen schwimmenden Städten ähnlich sehen, mit Kaufleuten und Volke angefüllt, welche alle auf Kosten dieses Flusses leben, der ohne auszutreten, wie der Nil, auf beyden Seiten eine große Menge Canäle mit Wasser anfüllt, welche die umliegenden Felder bewässern, auf eine Art wie man es für gut befindet, welches viel bequemer und vortheilhafter ist, als ein ungewisses Austreten, das man nicht nach seinen Absichten einrichten kann, das bald zu schleunig, bald zu langsam kommt, nach dem vielen oder wenigen Regen, der an der Quelle gefallen ist.

Der Fluß Han fällt in diesen Fluß, nahe bey Hanyangfou, einer Stadt in der Provinz Kankeou. Beyde Flüße sind stets mit vielen tausend Fahrzeugen bedeckt, welche stets hin und her fahren, um entweder Waaren einzukaufen, oder zu verkaufen. Es ist ein beständiger Jahrmarkt, wo man alles im Ueberflusse findet, was man nur verlangt. Diese Fahrzeuge enthalten wenigstens viermal hundert tausend Personen, und zwar allemal, wie man sie mit einem Blicke übersiehet.

Nichts ist übrigens so ordentlich eingerichtet, als die Stellung dieser Fahrzeuge, die sich auf zwo Meilen weit erstrecken, und eine Art von

gro-

großer Stadt ausmachen, oder auch eine Art von großem Walde, denn sie sehen dem einen so ähnlich als dem andern. Die Art, wie man von einer Barke zur andern gehet, hinauf oder hinab steiget, ist sehr bequem eingerichtet; aber das Feuer ist hier nicht weniger zu fürchten, als in den Städten.

Wenn es die Chineser in der Astronomie nicht gar weit gebracht haben, ob sie sich gleich seit langer Zeit auf diese Wissenschaft legen, so liegt die Schuld daran, daß sie nur obenhin eine Sache lernen, nicht gern viel Fleis anwenden, und Feinde von allem zu ernstlichen Studiren sind. Sie ziehen einen gegenwärtigen, aber ihrer Meynung nach gewissen Vortheil dem eitlen und unfruchtbaren Ruhme vor, neue Entdeckungen am Himmel gemacht zu haben.

Sie fürchten sich vor ungewöhnlichen Luftbegebenheiten eben so sehr, als man sie in Europa gern siehet. Diese Lufterscheinungen gereichen ihnen sehr zur Last; das geringste, was sie ihnen kosten, ist, daß sie verschiedene Reisen auf ihre Kosten, und öfters zu einer unbequemen Jahreszeit thun müssen, um dem Hofe davon Nachricht zu geben, wo man sie allemal als Ueberbringer einer bösen Bothschaft ansiehet; denn ihrer Einbildung nach, deutet jede außerordentliche Erscheinung, die sich am Himmel sehen läßt, fast allezeit den Zorn desselben gegen

den regierenden Herrn, oder gegen die bösen Mandarinen an, die das Volk drücken; wodurch öfters aufrührerische Bewegungen im Reiche entstehen könnten. Ich hätte Lust, diejenigen, die Tag und Nacht auf dem Observatorio zu Peking den Himmel beobachten, mit den ausgestellten Schildwachen oder Vorposten einer Armee zu vergleichen, die nichts weniger wünschen, als die Annäherung des Feindes, weil es allemal Schläge für sie dabey absetzt. Die ägyptischen, chaldäischen und griechischen Sternseher haben nie etwas von der Art zu befürchten gehabt; sie wurden vielmehr unterstützt, gelobt, ermuntert und beschützt. Sie haben uns von der Hülfe, die ihnen von andern geleistet wurde, nichts schriftlich hinterlassen, um vermuthlich ihren Ruhm nicht mit diesen zu theilen, und ihn dadurch zu verringern. Vielleicht hätten sie auch, welches noch wahrscheinlicher ist, mehr geometrische Einsichten und Hülfsmittel, als die Chineser zu ihrer Zeit.

Die alten Astronomen in China mögen indeß beschaffen gewesen seyn, wie sie wollen, so sind doch die neuern nicht besser, und geben auch keine Hoffnung von sich, daß sie besser werden möchten. Sie haben ein Observatorium, ein Tribunal mit Leuten angefüllt, die astronomische Berechnungen nach der eingeführten Art machen, und ziemlich glücklich damit sind, so lange sie gute Charten vor sich haben. Alle diese Arbeiten,

ten, alle diese Unkosten laufen endlich darauf hinaus, daß alle Jahre ein Calender fertig wird.

Es giebt Personen in China, die man für unehrlich hält, nicht zwar der Geburt nach, sondern in Ansehung des Gewerbes, das sie treiben. Sie können nicht zu Mandarinen erhoben werden, das Volk läßt sich auch auf keine ehelichen Verbindungen mit ihnen ein. Dergleichen sind die Comödianten, die auf öffentlichen Schauplätzen spielen, die Diener der Verschwendung, die Verführer der Jugend, die Kerkermeister, und die, die den Verbrechern die Prügel geben, die ihnen der Richter zuerkennt. Das Elend, nicht aber die Geburt zwingt Leute zu diesen schimpflichen Verrichtungen, und ihre Nachkommen können davon abgehen, wenn sie ihr ehrliches Auskommen haben.

Es giebt noch eine andere Art unehrlicher Leute, die man Tomis nennet. Man findet sie nur in der Provinz Tchekiang und Chaohing, in welcher leztern sie in einer abgesonderten Straße zu wohnen genöthigt sind. Es ist ihnen kein anderes Geschäffte, als ein sehr geringer und kleiner Handel erlaubt, als z. E. Frösche, und kleine Zuckerbrodte für die Kinder zu verkaufen; die Trompete vor den Todten zu blasen, wenn man sie zur Erde bestattet. Sie können weder Graduirte noch Mandarinen werden,

den; und wenn man dem Volke in der Stadt schwere Lasten auflegt, so müssen diese sie ansagen, und ein jeder hat das Recht ihnen nach seinem Gefallen zu begegnen. Man läßt sich mit ihnen in keine Heyrath ein, und ihre Weiber haben an der Schürze ein Merkmal, woran man sie von andern unterscheidet; diese sind es indeß, welche alle Heyrathen schließen, und den Eintritt zu allen Müttern haben, welche Söhne oder Töchter verheyrathen wollen; sie begleiten die Braut, wenn sie in das Haus ihres Bräutigams gebracht wird. Sie gewinnen dabey mehr oder weniger, nachdem sie beyde Parteyen recht wohl zu bereden gewußt haben, als welche einander nie eher zu sehen bekommen als an ihrem Hochzeittage.

Staats-

* *

Staatsveränderungen in Ostindien.

Da man seit nicht gar langer Zeit eine Geschichte der Revolution in Indien heraus gegeben hat, so will ich mich bey dieser Materie nicht verweilen, sondern hier nur den Auszug aus diesem Werke hersetzen, wie man ihn in den periodischen Blättern des Herrn Freron findet. Dieser historische Auszug ist hinreichend, uns dasjenige bekannt zu machen, was sich seit funfzig Jahren in Ostindien zugetragen hat. (Der Franzos glaubt in diesen Begebenheiten etwas sehr interessantes für seine Nation zu finden, weil die Franzosen an allem sehr viel Antheil gehabt haben, und man darinne mit Vergnügen den Ruhm der französischen Waffen sich bis ans Ende der Erden ausbreiten siehet. Wir, weniger eitel und stolz, wollen ihnen dieses Interesse gern überlassen, und uns nur indeß daraus belehren, daß alles in der Welt, und selbst die größten Reiche, der Veränderung unterworfen sey. Wem diese Wahrheit zu alltäglich ist, der wird aus der Verbindung der Begebenheiten, die hier erzählt werden, leicht andere heraus ziehen können, die, weil sie im französischen Originale nicht stehen, auch

auch in der Uebersetzung nicht gesucht werden müssen.)

Mahamedcha, Kayser der Mogoln, fieng seine Regierung im Jahr 1718 an. Dieser Prinz, der von seinen Unterthanen weder geliebt noch geachtet, und selbst von den Großen seines Reichs wenig geschätzt wurde, hielt sich an einem wollüstigen Hofe eingesperrt, da indeß seine Generale und Statthalter in den Provinzen sich unumschränkt machten. Einer von diesen, den der Monarch am höchsten erhoben, und am meisten mit Wohlthaten überhäuft hatte, war es besonders, der an dem Untergange desselben am eifrigsten arbeitete. Ich rede von dem berühmten Nizam = Moulouk, dem mächtigsten und reichsten Herrn in Indoustan. Nachdem er einige Zeit das Amt eines Groskanzlers des Reichs verwaltet hatte, gab ihm Mahamedcha seine eigene Nichte zur Gemahlinn, ernannte ihn zum Generalißimus seiner Armeen, zum Unterkönige der Königreiche Golconda und Decan, und unterwarf ihm alle Völker der westlichen Halbinsel von Indien. Dieses große Ansehen, und seine herrschsüchtigen Absichten machten ihn seinem Herrn verdächtig; aber anstatt den Verdacht zu zerstreuen, den seine Aufführung beym Prinzen veranlassen konnte, suchte er sich nur gegen seine Vorwürfe in Sicherheit zu setzen, indem er sich stets vom Hofe entfernt hielt. Er kam nicht aus seinen Provinzen

vinzen heraus, erstreckte aber seine Ränke bis selbst auf die Hauptstadt. Unter diesen Umständen war es, daß die französische Handlungsgesellschaft in Indien von diesem Herrn die Erlaubniß erhielt, zu Pondichery Münzen zu schlagen. Er gab diese Erlaubniß an den Herrn Porcher, den Aufseher des Comtoirs zu Masulipatan, aus Freundschaft und Achtung gegen seine Person. Der damalige Generalgouverneur in Indien, Herr le Noir, hielt es nicht für gut, sich dieser Erlaubniß sogleich zu bedienen, weil er voraus sahe, daß der Nabob oder Statthalter zu Arcatte, auf dessen Gebiete Pondichery gebauet ist, sich dawider setzen würde. Der Nabob gab auch erst nach zwey Jahren seine Einwilligung darein, und zwar auf Bitten seines Großschatzmeisters, der ein vertrauter Freund des Herrn Dumas war, welcher seit einem Jahre an die Stelle des Herrn le Noir gekommen war. Daoustalikan, (das ist der Name des Nabobs,) wußte, daß die Könige zu Tanjaor und Maduras, seine Nachbarn, dem Großmogol ansehnliche Summen schuldig waren, welche die Regierung aus Nachläßigkeit immer höher anwachsen lies. Er glaubte, daß er sich die Gelegenheit zu Nutze machen könne, um diese beyden Königreiche mit Kriege zu überziehen. Seine Absicht war, sich derselben zu bemächtigen, um auf den Thron des einen seinen Sohn Sabderalikan, und des andern seinen Eidam Chandasaheb, zu setzen. Die beyden Könige

riefen

riefen den König der Maratten zu Hülfe. Ich übergehe die ausführlichere Beschreibung dieses Krieges, und sage blos, daß Daoustalikan im Treffen blieb, daß seine Gemahlinn und seine ganze Familie nach Pondichery flüchteten, wo sie Herr Dûmas, wie sichs gebühret, aufnahm, und daß seine ganze Armee zerstreuet wurde. Chandasaheb hatte Trichenapaly belagert, und sich von diesem Platze Meister gemacht. Die Maratten kamen nun, ihn zu belagern, und Barasaheb, sein Bruder, gab sich unglaubliche Mühe, ihm heraus zu helfen. Nachdem er die meisten Flüchtlinge bey sich versammelt hatte, hielt er eine Anrede an diesen bestürzten Haufen, und stellte ihm die Nothwendigkeit vor, mit Ehren zu sterben, und sich für das Vaterland aufzuopfern. Der Erfolg übertraf seine Hoffnung. Von sieben tausenden, die er bey sich hatte, und die ihn hörten, riefen vier tausend einstimmig aus, daß sie entweder mit ihrem General sterben, oder in die belagerte Stadt eindringen wollten. Nicht zufrieden, daß er diese vormals so schwachen Männer von der Nothwendigkeit zu siegen oder zu sterben überführt hatte, wollte Barasaheb ihnen auch darthun, daß sie, um desto beherzter dem Tode entgegen zu gehen, selbst ihre Weiber aufopfern müßten, um sie den Händen der Maratten zu entreißen. Damit er sie nun eben so sehr durch sein Beyspiel als durch Worte überführen möchte, lies er seine Gemahlinn kommen, und stieß

ihr,

ihr, vor den Augen des ganzen Trupps, den Dolch in die Brust. Alle, die es sahen, entsetzten sich über ein so grausames Schauspiel; sie wandten die Augen weg, folgten aber alle dem barbarischen Beyspiele ihres Anführers, und brachten ihre Weiber um. Nach diesem blutigen Trauerspiele rückte Barasaheb dem Feinde näher, und überfiel ihn mit unbeschreiblicher Wuth. Das Niedermetzeln war im Anfange entsetzlich. Gleich wüthenden Löwen brachten die Soldaten dreyßig um, ehe einer von ihnen blieb; aber die feindliche Armee war so zahlreich, daß sie ihrer erstaunenswürdigen Thaten ungeachtet, als Opfer ihrer Tapferkeit, alle erschlagen und niedergemacht wurden. Barasaheb selbst, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, lies sich das Leben zwanzigmal vergebens anbieten, und hörte mit Morden nicht eher auf, als bis ihm die Kräfte zu fehlen anfiengen. Ragogi, der General der Maratten, hatte ausdrücklich befohlen, ihn zu verschonen; aber die Soldaten, die sich mit Unwillen von einem Tollkühnen, der nicht einmal der Menge weichen wollte, ermorden sahen, sahen sich endlich, nachdem sie ihm oft zugerufen, daß er sich ergeben sollte, genöthigt, auf ihn zu zielen, und schossen ihn über den Haufen. Man fand nach dem Treffen seinen Körper, und noch einiges Leben in ihm. Man brachte ihn mit großer Vorsicht zu dem General der Maratten. Da ihn Ragogi in diesem Zustande sahe, konnte er sich der

Thränen nicht enthalten. Er redete ihn hierauf in einem Tone voll Zärtlichkeit und Hochachtung an: „Barasaheb, Barasaheb,„ sagte er zu ihm, „warum hast du dich selbst deiner Wuth „so aufgeopfert? Warum hast du nicht billiger „von deinem Feinde gedacht, und ihn für eben „so großmüthig als dich selbst gehalten? Er „wollte dein Freund seyn; und da er die Tapfer„keit und Großmuth deines Bruders kannte, so „konnte er dir ihn wiedergeben, und ihn zu glei„cher Zeit wieder in den Besitz seiner Staaten „setzen. Du selbst hast dich ins Verderben ge„stürzt, und meine Leute gezwungen, dich ihrer „Sicherheit aufzuopfern. Lebe wenigstens jetzo, „um zu erfahren, ob die Maratten im Stande „sind, tugendhaft zu seyn.„ Barasaheb hatte noch so viel Kräfte, daß er ihm antworten konnte; aber er hätte geglaubt, um Gnade zu bitten, wenn er seinem Feinde geantwortet hätte; er verlangte nichts als zu sterben. Da er sahe, daß man ihm alle seine Waffen genommen hatte, riß er selbst einen Pfeil, den er noch im Kopfe stecken hatte, heraus, und that es mit solcher Heftigkeit, daß er in dem Augenblicke den Geist aufgab. Ragogi beweinte seinen Verlust von ganzem Herzen; er hatte mehr darauf gerechnet, ihn zu seinem Freunde als zum Gefangenen zu machen. Chandasaheb, dem der Tod eines Bruders zu Herzen gieng, den er zärtlich liebte, und der das Leben verloren hatte, weil er ihm beystehen wollte, verlor allen Muth,

übergab zween Tage darnach den Platz, und sich selbst zum Kriegsgefangenen.

Sabderalikan war seinem Vater in der Statthalterschaft zu Arcatte gefolgt, und wurde daselbst ermordet. Er hinterlies einen Sohn; dieser aber war noch so jung, daß ihm Nizam-Moulouk den Anaverdikan, einen von seinen alten Officieren, während seiner Minderjährigkeit zum Regenten ernannte. Es war dem Regenten daran gelegen, die europäischen Nationen, die sich auf der Küste Coromandel niedergelassen hatten, besonders die Franzosen, die ihm nützlich seyn konnten, zu schonen. Er schickte eine prächtige Gesandtschaft nach Pondichery, mit ansehnlichen Geschenken für den Gouverneur. Der Herr Düpleix war es damals, welcher gegen das Ende des Jahrs 1741 an die Stelle des Herrn Dümas gekommen war. Anaverdikan schwor der französischen Nation eine beständige und aufrichtige Freundschaft; aber die Folge widersprach diesem schönen Anfange gar sehr. Er war geizig; und eine Verbindung mit den Franzosen bot seiner Habsucht weiter nichts an, als geringe Geschenke, Ehre und Freundschaft; da hingegen die Engländer ihm vieles Geld gaben, und noch mehr versprachen. Es war ihnen nichts zu kostbar, um ihn auf ihre Seite zu ziehen. Die französische Nation hat bey diesen Umständen eine ganz entgegen gesetzte Aufführung beobachtet; ihre Tapferkeit allein hat die Mogoln

außer Stand gesetzt, sie zu beunruhigen. Sie fürchten sie heut zu Tage, und haben Ehrerbietung vor ihr; und weit entfernt, daß sie ihr zur Last fallen sollten, hat man Ursache zu hoffen, daß sie in der künftigen Zeit sich selbst noch durch Geschenke um ihre Freundschaft und um ihren Schutz bewerben werden.

So war die Lage der Sachen, als der Krieg zwischen Frankreich und England in Europa angieng. Die Franzosen nahmen den Engländern Madras weg, und dieses war die Gelegenheit, bey welcher **Anaverdikan** seine Untreue an den Tag gab. Er verband sich mit den Engländern gegen die Franzosen; aber die beständigen Niederlagen, die er erlitt, machten, daß er seine Verrätherey bereuete. Da die Eroberung von Madras sich in Indoustan ausbreitete, liefen an den Herrn **Düpleix** fast von allen Prinzen und vornehmen Herren in Indien Glückwünschungsschreiben ein. Man sehe hier kurz den Inhalt des Briefes, den ihm **Ragogi**, der General der Maratten, schrieb: „Madras, diese durch „ihre Stärke, ihre Größe, ihre Schönheit und „ihren Handel so berühmte Stadt, ist von den „Franzosen nach einer zwey- oder dreytägigen „Belagerung erobert worden. Ich kann mir „davon gar keinen Begriff machen. Ich muß „diese Begebenheit blos auf die Rechnung der „Tapferkeit eurer Nation schreiben, die eure „Flaggen genommen, und sie auf die Köpfe der

„Englän-

„Engländer gesteckt hat. Die Sonne erleuch-
„tet die Welt vom Aufgange bis zum Nieder-
„gange; wenn sie aber einmal aufgehört hat zu
„scheinen, so redet man auch nicht mehr von ih-
„rem Glanze; aber so ist es nicht mit dem Glan-
„ze beschaffen, den eure Tapferkeit, und der
„Ruhm, den ihr euch durch eure herrlichen Tha-
„ten erworben habet, in der Welt ausbreiten:
„man höret nie auf davon zu reden; man denkt
„Tag und Nacht daran. „

Den Engländern glückte es nicht so, da sie Pondichery belagerten, indem sie genöthigt wurden, die Belagerung aufzuheben. Da man bey dieser Gelegenheit dem Großmogol so viel vortheilhaftes von dem Gouverneur dieser Stadt, dem Herrn Düpleix, erzählte, wollte dieser Monarch ihm einige besondere Beweise von seiner Hochachtung geben. Er vermehrte seinen Titel, und nannte ihn Kanmanfoubdar = Nabab = Muzaferfingue = Badour, das ist, den unüberwindlichen und mächtigen Soldat = General = Gouverneur = Krieger.

Während daß der Kayser der Mogoln den französischen Gouverneur mit Ehrenbezeugungen überhäufte, entehrte er sich selbst durch seine schläfrige und schlechte Regierung. Die Patanen, eine unruhige und stets zum Aufruhre geneigte Nation, machten sich diese Schläfrigkeit zu Nutze, und faßten den Anschlag, Dely, die

Hauptstadt des Reichs, anzugreifen. Sobald man von ihrem Aufruhre am Hofe Nachricht erhielt, versammelte der Kayser seine Minister, seine Generale und die Großen des Reichs. Er setzte sich auf seinen Thron, hielt ihnen eine gewisse Pflanze, Betel genannt, vor, und foderte denjenigen auf, der Muth genug hätte, gegen den Feind zu marschiren, daß er diese Pflanze aus seiner Hand nähme; keiner aber hatte das Herz sie anzurühren. Blos der Sohn des Kaysers, ein junger Prinz von achtzehn Jahren, sahe mit großer Betrübniß das tiefe Stillschweigen, das in der Versammlung herrschte, und trat hervor, den Betel zu nehmen. Der Vater wollte ihm denselben nicht geben, weil er es nicht für gut hielt, daß der künftige Kronerbe sich bey einer so gefährlichen Gelegenheit wagte, da noch andere erfahrne Generale da wären, die noch mehr Geschicklichkeit besäßen, den Feind zurück zu treiben. Alle Großen behaupteten dagegen, daß es seine Schuldigkeit sey, gegen den Feind zu Felde zu ziehen, weil er vorgetreten wäre, den Betel zu nehmen. Der junge Prinz bat den Vater mit Thränen, ihm denselben zu geben, und der Kayser willigte endlich in sein Begehren. Man gab ihm dreymal hundert tausend Mann, womit er die Patanen angriff, schlug und in die Flucht jagte.

Die Omrahs, oder vornehmsten Herren des Reichs, breiteten indeß ein Gerücht aus, daß er

in der Schlacht umgekommen sey. Hierauf begaben sie sich in den Pallast; und nachdem sie den Zutritt zu dem kayserlichen Zimmer erhalten hatten, strangulirten sie den Kayser, warfen seinen Körper zum Fenster hinaus, und breiteten in der Stadt aus, er habe sich, auf die Nachricht von dem Tode seines Sohnes, aus Verzweiflung selbst vom Fenster hinab gestürzt. So war das traurige Ende des Mahametcha, Kaysers der Mogoln, beschaffen, der im Jahr 1748 in seinem Pallaste von seinen eigenen Ministern umgebracht wurde, nachdem er dreyßig Jahre regiert hatte, von denen aber nichts merkwürdig ist, als seine Schwachheiten und Widerwärtigkeiten.

Dieser am Kayser begangne Mord konnte so geheim nicht gehalten werden, daß er nicht öffentlich ruchtbar geworden wäre. Nachdem der junge Prinz die Feinde des Staats überwunden hatte, und wieder auf dem Rückwege nach Dely war, erfuhr er, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Er schien über den Tod seines Vaters untröstlich; doch stellte er sich, als ob er gar keine andere als natürliche Ursachen vermuthete. Er zerriß seine Kleider, und legte den Habit der Faquirs, einer Art Mönche, an, wobey er sich öffentlich erklärte, daß er der Welt entsagen wolle, und von der Regierung weiter nichts hören möchte. Die Verräther, die sich durch dieses Vorgeben hintergehen ließen, hatten

die Dreustigkeit, ihm entgegen zu gehen, und ihn zu versichern, daß sie ihn für ihren Herrn und Kayser erkenneten. „Nein,„ sagte der Prinz, „ich mag den Thron nicht besteigen; ei„ner von euch soll Kayser werden. Ich will, ihm „zum Besten, in Gegenwart des ganzen Volks „auf meine Krone Verzicht thun. Ich will mich „jezt in den Pallast begeben, um von meiner „Mutter Abschied zu nehmen; ein jeder von euch „begebe sich indeß nach Hause. Der, den ich „diese Nacht holen lassen, und dem ich das Siegel „des Reichs übergeben werde, soll an meiner „Stelle regieren, und meinen Namen anneh„men; ich habe mit der Welt nun weiter nichts „zu thun.„

Sobald Ametcha in den Pallast gekommen war, lies er zwey und zwanzig Zimmer zurecht machen, und stellte an die Thüre eines jeden zween starke Scharfrichter, mit Stricken versehen, und mit dem Befehl, sie einem jeden Minister um den Hals zu werfen, den er würde rufen lassen. Er fieng bey dem Ansehnlichsten an, welcher, da er schon die Krone auf dem Haupte zu haben glaubte, von den beyden Scharfrichtern ergriffen, und auf der Stelle strangulirt wurde. Seine Gehülfen hatten nach der Reihe ein gleiches Schicksal mit ihm; in weniger als zwo Stunden war die Verrätherey bestraft, und die Verräther der gerechten Rache des Prinzen aufgeopfert. Er lies sogleich ihre Körper auf dem öffentlichen

Platze ausstellen, und ernannte andere Minister, auf deren Treue er sich verlassen konnte. Nach dieser blutigen aber nöthigen Bestrafung lies sich Ametcha auf seinem Throne mit allem Glanze der Majestät sehen, und wurde von seinen Unterthanen als Kayser gehuldigt. Diese Ausübung einer strengen Gerechtigkeit machte alle schüchtern, die in öffentlichen Aemtern standen, und alles bequemte sich zur Unterwürfigkeit unter die Gewalt dieser neuen Minister.

Es war dem Kayser nichts mehr übrig, als sich an dem Anführer der Verschwornen selbst auf eine billige Weise zu rächen; dieser war eben der Nizam-Moulouk, auf welchen Mahametcha sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte. Der Prinz schickte ihm den Befehl zu, nach Dely zu kommen, und von den Einkünften der Königreiche Decan und Golconda Rechenschaft abzulegen. Dieser alte General, der, wie man sagt, sein Alter auf hundert und sieben Jahre gebracht hatte, und jetzt den schlechten Erfolg seiner Ränke sahe, ergriff die Partey, Gift zu sich zu nehmen, um sein Leben, das sonst voll Ruhm und Ehre gewesen war, nicht auf eine schimpfliche Weise zu endigen. Sein Onkel wurde von dem Kayser zum Generalißimus der Armeen dieses Prinzen ernannt, und zu gleicher Zeit mit den Königreichen Decan und Golconda belehnt. Ametcha rief ihn an seinen Hof, und beehrte ihn mit dem Titel Muzafersingue oder unüberwindlicher

Krieger. Er gab ihm Befehl, sobald als er sein Ansehen in den Königreichen Carnate und Maduras würde haben anerkennen lassen, sich nach Pondichery zu begeben, um den Gouverneur dieser Stadt zu besuchen, und ihm seine Ergebenheit zu bezeugen. Es war nicht leicht, in diese verschiedenen Länder zu kommen. Anaverdikan hatte sich der engen Pässe bemächtigt, durch welche die Armee nothwendig hindurch mußte. In dieser Verlegenheit schickte der Muzafersingue einen Boten an den Herrn Dupleix ab, und lies ihm melden, in was für Umständen er sich befände. Die Franzosen vereinigten sich mit ihm, und nachdem sie den Feind aus allen Verschanzungen verjagt hatten, steckten sie ihre Fahne auf denselben auf. Die Zerrüttung unter den Feinden war allgemein; mehr als tausend Soldaten blieben auf dem Kampfplatze, und Anaverdikan wurde unter den Toden gefunden. Nach dem Siege beschenkte der Muzafersingue, im Namen des Kaysers, den Herrn Dupleix mit vierzig Dörfern, welcher sie sogleich an die ostindische Compagnie abtrat. Er setzte hierauf seinen Marsch weiter nach Pondichery fort; er hielt einen förmlichen Einzug, und wurde prächtig aufgenommen. Der Gouverneur stellte ihm zu Ehren verschiedene Feste an, bey denen der Muzafersingue, um denen Franzosen seine Freundschaft und Achtung auf eine thätige und gründliche Weise zu erkennen zu geben, ihnen den völligen und gänzlichen Genuß der Stadt Masulipatan,

lipatan, der Insel Divi, und eines Stück Landes von dreyßig Meilen im Umfange versicherte, und ihnen dabey erlaubte, Münzen daselbst zu schlagen. Zur Erkenntlichkeit für so viele Wohlthaten schwor ihm die französische Nation eine unverletzliche Ergebenheit. Sie gab ihm davon die überzeugendsten Beweise in allen Kriegen, die er zu führen hatte; man kann sogar sagen, daß er den Franzosen seine Erhebung auf den Thron zu Decan zu danken hatte. Er nahm von den Händen des Herrn Dúpleix die Investitur seiner neuen Staaten, und durch dieses Merkmal der Dependenz huldigte er gleichsam dem Könige von Frankreich in Ansehung großer und weitläuftiger Länder, in deren Besitz er unter dem Schutze Sr. Majestät trat. Die Ceremonie gieng den letzten December, im Jahr 1749, unter einem prächtigen Zelte vor, das zu dieser Absicht auf dem öffentlichen Markte zu Pondichery aufgerichtet war. Der Prinz saß hier auf einem prächtigen Throne, und Herr Dúpleix erkannte ihn als den Souverain von Decan. Der Muzafersingue umarmte ihn, und nöthigte ihn, sich auf dem Throne neben ihn zu setzen, da indeß die Großen seines Reichs, ihm zu den Füßen, ihre Unterthänigkeit bezeugten. Alle alte Herren vom Hofe des Nizam-Moulouk gestanden, daß sie nie eine so schöne und zahlreiche Versammlung gesehen hätten, und wo so viele verschiedene Nationen beysammen gewesen wären. Der Muzafersingue sagte daher auch zum Herrn

Dúpleix,

Düpleix, daß er das Geheimniß gefunden habe, Löwen, Tiger und Schafe an einem Orte zusammen zu bringen. Dieser Prinz machte ihm ein Geschenk mit einem Pferde und einem Elephanten, die seinem Großvater Nizam=Moulouk von dem Thamas=Koulikan, Könige in Persien, waren geschenkt worden. Er versicherte ihn dabey, daß weder er noch seine Nachkommen die Dienste jemals vergessen würden, welche die französische Nation ihm erwiesen hätte, und daß er daher wollte, daß sie in seinen Staaten eben so viel, und noch mehr zu sprechen hätte, als er selbst. Aus diesen Gesinnungen war der Brief hergeflossen, den er an den König vor seiner Abreise schrieb. Nachdem er in den zärtlichsten und demüthigsten Ausdrücken Sr. Majestät Dank abgestattet hatte, bot er dem Könige alle seine Länder an, und bat, damit als mit seinem Eigenthume zu verfahren, ihn selbst als den getreuesten und gehorsamsten Vasallen anzusehen, und seinen Staaten und seiner Familie den Schutz ferner angedeyhen zu lassen, dessen er sie bisher gewürdigt hätte. Der Muzafersingue reiste hierauf ab, um von seinen Staaten Besitz zu nehmen; das Unglück aber, das diesen Prinzen verfolgte, stellte ihm neue Feinde in den aufrührischen Patanen entgegen, und lies ihn mitten in einem Treffen den Tod finden. Er lies zu seinem Nachfolger ein unmündiges Kind zurück, das nicht im Stande war seine Reiche zu regieren, und seine Armeen zu commandiren. Da

man

man nun aber einen Anführer gegen die Feinde nöthig hatte, so sahen sich die Großen des Reichs gezwungen, sogleich zur Wahl eines neuen Monarchen zu schreiten, und aller Absichten waren auf einen unglücklichen Prinz vom Geblüt des Nizam-Moulouk gerichtet, den Muzafersingue als einen Gefangenen bey sich hatte. Sie befreyeten ihn aus dem Arreste, fielen ihm zu Füßen, und ernannten ihn zu ihrem Anführer und Könige. Salabetsingue (das ist der Name des neuen Regenten) wollte anfänglich nichts davon hören, und den Thron nicht annehmen, wenn er ihn nicht, wie er sagte, aus den Händen der Franzosen bekäme. Ihnen gehörten die Schätze von Golconda, und ohne sie sey es vergebens, daß er auf ihren Besitz bedacht wäre. Der Gouverneur von Pondichery billigte alles, was geschehen war, und bestätigte diese Wahl. Er gab dem Herrn de Büssy, einem französischen Officiere, Befehl, den Salabetsingue zu begleiten, und ihn auf den Thron zu Golconda zu setzen. Dieser Prinz wußte nicht, wie er seine Erkenntlichkeit, Freundschaft und Ergebenheit gegen, die Franzosen genugsam ausdrücken sollte. Herr de Büssy schrieb an den Herrn Düpleix: „Man schenkt ihnen ganz Decan, und es stehet „ihnen frey, Einrichtungen damit zu machen, „wie sie es für gut befinden. Der neue König „sagt, daß, wenn sie sich gefallen ließen, die „Länder von ihm anzunehmen, die er ihnen dis„seits des Flusses Quichena abtreten will, er

„sich

„sich in Ansehung der andern nur als ihren Pach-
„ter ansehen wolle.„ Die Ausführung stimmte
mit diesen prächtigen Versprechungen überein;
und damit Salabetsingue recht deutlich bewiese,
wie aufrichtig er mit den Franzosen in einer voll-
kommenen Eintracht zu leben wünschte, so be-
stand die erste Anwendung seiner Gewalt darinne,
daß er alle diejenigen vom Hofe wegschafte, die
ihnen verdächtig waren. Dagegen sahe er alle
Personen, welche Herr Dupleix dem Muzafer-
singue vorgeschlagen hatte, als seine besten Freun-
de an, und wählte sie sogleich zu seinen Vertrau-
ten. Dieser Prinz bestrebte sich auch sogleich
von den ersten Tagen seiner Regierung an, denen
Franzosen auf eine thätige Art seine Neigung
zu erkennen zu geben. Er bestätigte alle Privi-
legien, die der Compagnie von seinen Vorfahrern
waren gegeben worden, und vermehrte ihre Besi-
tzungen noch mit einem großen Stücke Landes.
Seine Freygebigkeit erstreckte sich bis auf den
Gouverneur zu Pondichery, welchem er besondere
Merkmale seiner Erkenntlichkeit geben wollte. Er
wählte dazu ein ziemlich vortheilhaftes a) Etablis-
sement,

a) Mir war oben bange, der Herr Dupleix möchte endlich gar noch Kayser der Mogoln werden, und hier wird er mit einem Geschenke abgespeist, das wir uns nach unserm Gefallen groß oder klein, rund oder viereckig vorstellen können. Da immer bey Erzählungen von auswärtigen Reichen viel Aufschneiderey mit unterläuft, so mag es wohl in dieser Geschichte der

sement, womit er dem Hrn. Düpleix ein Geschenk machte, nachdem er ein Castell darauf hatte bauen lassen, damit es vor allem Ueberfalle sicher wäre.

Es mangelte dem Salabetsingue nur noch die Bestätigung des Kaysers der Mogoln im Besitze seiner Reiche. Der Kayser gab ihm diese um so viel lieber, da er wußte, daß er ein Freund der französischen Nation wäre. Man hörte diesen Prinzen öffentlich sagen, die Zeit, sich an den Feinden seiner Macht zu rächen, sey endlich gekommen, weil einer seiner Unterthanen die Freundschaft eines so tapfern Volkes, als die Franzosen, zu gewinnen gewußt habe. In dieser Verfassung standen im J. 1751 die Sachen in Ostindien.

der ostindischen Staatsveränderungen auch nicht daran fehlen. Wenigstens wird man aus diesem Auszuge so wenig klug, daß Herr Düport besser gethan hätte, wenn er ihn dem Herrn Freron nicht abgeborgt, sondern etwas eigenes und besseres an die Stelle gesetzt hätte.

Ende des siebenten Theils.

Inhalt

Inhalt.

Staatsveränderungen in China S. 3
Chinesische Anecdoten 293
Staatsveränderungen in Ostindien 333

Des
Herrn Dŭport dŭ Tertre

Geschichte

der sowohl

alten als neuern Verschwörungen,

Meutereyen

und

merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französ. übersetzt.

Achter Theil.

Breßlau,
verlegts Wilhelm Gottlieb Korn,
1769.

Staatsveränderungen in Amerika.

Wir wollen jetzt den Leser in einen Theil der Welt führen, der lange Zeit unsern Vätern unbekannt geblieben; wir wollen die schrecklichen Wirkungen an den Tag legen, welche der unersättliche Durst nach Golde hervorbringt; wir wollen die gewaltsamen Mittel erzählen, deren man sich bediente, um eine Religion zu pflanzen, welche nur Sanftmuth und Menschlichkeit predigt; und endlich zeigen, daß die gesitteten Nationen bisweilen barbarischer sind, als die Völker, die dem bloßen Gesetze der Natur folgen. Man siehet, daß es die Eroberung von Mexico durch die Spanier ist, wovon ich reden will.

Christoph Colomb hatte diesen vierten Theil der Welt, den man Amerika nennt, zuerst entdeckt. Aber die Spanier erstreckten ihre

Eroberungen nicht so weit: sie schränkten sich auf die Inseln S. Domingo, Cuba, S. Jean de Porto ricco und Jamaica ein. In diesen Grenzen war alles enthalten, was unter dem Namen von Westindien *) begriffen wird, als welcher Name ihm von den ersten Eroberern beygelegt wurde. Das Gold, das diese Länder hervorbrachten, ward ihren Einwohnern znm Unglück. Die Indianer wurden gezwungen, um den Geiz ihrer neuen Beherrscher zu befriedigen, unter tausend Gefahren ein Metall zu suchen, woraus sie selbst wenig machten; sie verwünschten die unglückliche Fruchtbarkeit ihres Vaterlandes, welche ihnen eine so grausame Sclaverey zuzog.

Als **Carl** V zur Krone gelangte, machte man große Anschläge zur Eroberung der neuen Welt. Der Capitain **Diego Velasqvez** war damals Gouverneur auf der Insel Cuba. Dieser General ließ sich einfallen, die Halbinsel Jucatan zu erobern, allwo man unermeßliche Reichthümer zu finden vermeynte. Sobald er diese Unternehmung bekannt machte, liefen die Soldaten von allen Seiten zu, um sich dazu brauchen zu lassen. Er brachte seine Truppen auf drey kleine Schiffe, die mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen reichlich versehen waren.

Ve-

*) Die Spanier gaben diesen Inseln zuerst den Namen **Westindien**, weil die Entlegenheit und der Reichthum derselben ihnen eine Aehnlichkeit mit Ostindien zu haben schien, welches seinen Namen vom Flusse Indus hat.

Velasqvez ernannte seinen Vetter, Johann Grijalva, zum General, und zu Hauptleuten den Peter d' Alvarado, Franz Montexo und Alphons d' Avila, alles Männer, deren Tapferkeit bekannt war.

Die Spanier, an der Zahl zweyhundert und funfzig Soldaten, die Matrosen und Steuermänner mit gerechnet, giengen den 8ten April 1518 in See. Sie hatten in wenig Tagen Jucatan im Gesichte, und thaten eine Landung, welche einer Menge Indianern das Leben kostete. Nachdem sie das Schrecken ihrer Waffen durch die ganze Provinz verbreitet hatten, schifften sie sich wieder ein, mit dem festen Vorsatze, diese Entdeckung weiter zu treiben.

Sie setzten ihren Weg fort, ohne sich weiter vom Lande zu entfernen, als es nöthig war, die Gefahr eines Schiffbruchs zu vermeiden. Diese Küste schien ihnen sehr schön, und von einem großen Umfange. Sie entdeckten von Zeit zu Zeit Häuser aus Steinen gebauet; eine große Seltenheit in Indien. In ihrer Einbildung stellten sie sich diese Gebäude als große Städte vor, von denen sie die Thürme und andere dergleichen Verschönerungen zu sehen glaubten. Einige Soldaten hatten gesagt, daß sie eine große Aehnlichkeit zwischen diesem Lande und Spanien bemerkten, und mehr war nicht nöthig, um diesem Theile der Welt sogleich den Namen von Neuspanien zu geben.

Die spanischen Schiffe fuhren an der Küste hin, bis an den Ort, wo der Fluß *) Tabasco mit zween Ausflüssen ins Meer fällt. Grijalva wollte eine Landung thun, um das Land in Augenschein zu nehmen, welches ihm überaus volkreich schien. Die Indianer hielten es für nöthig, ihnen die Einfahrt in den Fluß zu verwehren. Sie bewunderten den Bau ihrer Schiffe, die Kleidung und das Gesicht der Spanier, welches alles von dem ihrigen so unterschieden war; sie standen wie versteinert von Verwunderung über diesen Anblick. Grijalva machte sich ihr Erstaunen zu Nutz, und stieg mit größter Geschwindigkeit ans Land. Er gab den Indianern vermittelst eines Dolmetschers zu verstehen: „daß er und sein ganzes Gefolge Un„terthanen eines sehr mächtigen Monarchen wä„ren, der in allen den Ländern zu befehlen hätte, „wo sie die Sonne aufgehen sähen; daß er von „Seiten dieses Prinzen käme, ihnen den Frie„den und alle Glückseligkeit anzubieten, wenn „sie den Entschluß faßten, sich seiner Herrschaft „zu unterwerfen.„ Diese Rede schien den Barbaren zu verdrüßen. Einer unter ihnen nahm das Wort und antwortete in einem gesetzten Tone. „Dieser Friede, den man uns anbietet, der aber „mit der Bedingung der Unterwerfung begleitet „ist, scheinet mir nicht rechter Art zu seyn. Ich „finde

*) Man gab diesem Flusse den Namen Grijalva, und ließ dem Lande, durch welches er läuft, den Namen Tabasco.

„finde es sehr ungewöhnlich, daß man uns zumu„thet, einen neuen Herrn anzunehmen, ohne daß „man fragt, ob wir mit dem, den wir haben, zufrie„den sind oder nicht. Auf uns kömmt es dem„nach an, ob wir diesen Frieden annehmen, oder „den Krieg erklären sollen: wir wollen uns dar„über mit unsern Aeltesten berathschlagen, und „euch ihre Antwort wiedersagen.„ Sie giengen hierauf weg, und kamen mit friedlichen Gesinnungen bald wieder. Sie brachten eine Menge Früchte und andere Nahrungsmittel mit. Ihr oberster Cacike kam selbst zu den Spaniern und sagte zu ihnen: Unser Wunsch ist der Friede; wenn ihr aber wollet, daß er von Dauer seyn soll, so müsset ihr euch nicht länger allhier aufhalten. Der spanische General gab dem Caciken zur Antwort: Ich nehme mit Vergnügen die Geschenke an, die ihr uns bringet. Ich habe beschlossen, tiefer ins Land hinein zu gehen, und bin nicht Willens, euch die geringste Beschwerlichkeit zu verursachen.

Grijalva wollte die Indianer nicht beleidigen, weil er die Nothwendigkeit einsahe, einen Rückenhalt und Freunde hinter sich zu lassen, im Fall ihm etwas begegnen sollte. Er nahm von dem Caciken Abschied, machte ihm mit einigen Tändeleyen, von geringem Werthe, ein Geschenk, welche aber, der Neuheit wegen, den Barbaren sehr angenehm und kostbar waren. Der spanische General setzte seinen Weg weiter fort, und kam in einen Fluß, dem er den

Namen *) Rio de Banderas gab. Er ward gewahr, daß die Indianer, die sich am Ufer dieses Flusses versammlet hatten, keine böse Absicht hegten, und daß man sich mit aller Sicherheit zu ihnen nahen konnte. Man stieg demnach ans Land, und zeigte diesen Barbaren verschiedene Sachen von Glas, Kämme, Messer, und allerhand Instrumente aus Eisen oder Messing. Die Indianer bezeigten ein großes Verlangen nach diesen Kleinigkeiten, welche man ihnen gegen einige Stücke Gold, das nicht von der feinsten Sorte war, überließ. In einer Zeit von sechs Tagen, so lange sich nämlich die Spanier an diesem Orte aufhielten, brachten sie funfzehen tausend Mark dieses Goldes zusammen. Grijalva brachte vor seiner Abreise, durch Fragen und Zeichen so viel heraus, daß drey von diesen Indianern, die ihm die ansehnlichsten zu seyn geschienen hatten, Unterthanen eines gewissen Monarchen wären, den man **Montezuma** nannte; daß die Herrschaft dieses Prinzen sich über viel reiche Provinzen erstrecke; daß die drey vornehmen Indianer von ihrem Herrn abgeschickt wären, um die Absicht der Spanier auszukundschaften, deren Ankunft allerhand Argwohn zu erwecken anfieng.

Nachdem man diese Entdeckung gemacht hatte, begab sich Grijalva mit seinen Leuten wieder

*) Man nannte ihn so, weil die Indianer, die an demselben wohnten, eine Art von weißer Fahne, auf eine Pike gesteckt, trugen.

wieder auf die Schiffe. Sie stiegen abermals auf einer Insel aus, welche nach der Zeit die Opferinsel genennet wurde, weil einige Spanier, da sie hingegangen waren, einige Gebäude in Augenschein zu nehmen, welche höher als die andern zu seyn schienen, Götzenbilder von verschiedener und ganz abscheulicher Gestalt daselbst antrafen. Sie stunden auf Altären, zu welchen man auf Stufen hinauf stieg, und neben denselben lagen sechs bis sieben todte Menschenkörper, die seit kurzem waren geopfert worden; man hatte ihnen das Eingeweide aus dem Leibe gerissen, und sie auf einen Haufen über einander gelegt. Die Spanier, von einem so gräßlichen Anblicke erschreckt, wollten sich in dieser Insel nicht länger verweilen. Sie begaben sich auf eine andere, welche nicht weit vom festen Lande war, und die sie *) S. Jean d'Ulva nannten.

Diese Insel ist klein; da auch ihr Boden nicht hoch genug über das Wasser heraus stehet, so tragen sich daselbst öfters Ueberschwemmungen zu. Sie hat indeß den besten Hafen in Neuspanien, auf der Seite nach dem nordischen

*) Diese Insel wurde S. Jean genannt, weil die Spanier am Tage Johannis des Täufers auf derselben ankamen, und weil Grijalva Johann hieß. Der Zusatz d'Ulva kömmt daher, weil ein Indianer, der ihnen das feste Land mit der Hand zeigte, immer Culva dazu sagte.

Meere zu, der auch am stärksten besucht wird. Die Spanier hielten sich einige Tage allhier auf, weil die Indianer auf dem festen Lande von allen Seiten mit ihrem Golde herbey kamen, um es gegen Glaswaaren zu vertauschen. Grijalva beschloß, dem **Diego Velasqvez** von den großen Entdeckungen, die er gemacht hatte, Nachricht zu geben. Er schickte zu dem Ende den Capitain **Peter d'Alvarado** ab, und schickte auf einem Schiffe alles Gold und alle Seltenheiten, die sie gegen ihre Waaren eingetauscht hatten, an ihn zurück.

Grijalva folgte dem **Alvarado** bald selbst nach, und kam mit seinen Leuten auf die Insel Cuba zurück, wo er von dem Gouverneur **Velasqvez** sehr übel empfangen wurde. Dieser letztere tadelte die Aufführung des **Grijalva** sehr, daß er an den verschiedenen Oertern, die er entdeckt hätte, sich nirgends festzusetzen gesucht habe. Ehemals hatte es **Velasqvez** ausdrücklich verboten, sich an irgend einem Orte fest zu setzen, und jetzt wollte er ein Verbrechen daraus machen, daß man seinem Befehle gefolgt war. Er ließ geschwind eine neue Flotte ausrüsten, die aus zwanzig Schiffen, von achtzig bis hundert Tonnen, bestand. Er gab das Commando dem **Ferdinand Cortez**, der durch seine Klugheit und Tapferkeit die Eroberung von Neuspanien vollendete. Es ist nicht undienlich, einen Mann genauer kennen zu lernen, der in der Fortsetzung dieser Geschichte eine so große Rolle spielen wird.

Cortez war zu Medellin, einer kleinen Stadt in Estremadura, gebohren. Er war von gutem Hause, und wurde auf eine seinem Stande gemäße Art erzogen. Nachdem er sein Studiren, mit wenigem Glück, vollendet hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück, fest entschlossen, den Soldatenstand zu ergreifen. Seine Eltern wollten ihn nach Italien schicken, um unter dem berühmten Generale **Gonsalva von Cordua** zu dienen; da er aber im Begriffe war, sich dahin einzuschiffen, wurde er von einer langen und gefährlichen Krankheit befallen, welche ihn nöthigte, sein Vorhaben zu ändern. Er faßte den Entschluß, nach Indien zu gehen, und als er daselbst angekommen war, legte er bald Proben von seiner Geschicklichkeit und Herzhaftigkeit ab. Er sahe wohl aus, und hatte etwas Angenehmes in der Mine. Er besaß Verstand, sprach sehr gut, und war ungemein freygebig. Es ward ihm nicht schwer, sich die Gunst des **Velasqvez** zu erwerben, welcher ihn zu wichtigen Verrichtungen brauchte. Er heyrathete einige Zeit nach seiner Ankunft auf der Insel Cuba die **Catharina Suarez Pacheco**, ein Frauenzimmer von vornehmen Stande, und großen Tugenden.

In dieser Verfassung befand sich **Cortez**, als er zum **Generalcapitain der Flotte und der entdeckten, oder künftig noch zu entdeckenden Länder** ernannt wurde. Das war der Titel, den man ihm in seinem Bestallungsdecrete gab. **Cortez** nahm diesen Auftrag mit

vielen Dankbezeugungen gegen den Gouverneur an. Er wandte sein ganzes Vermögen an, und borgte noch Geld dazu, um Waffen, Lebensmittel und Munition anzuschaffen. Mehr als dreyhundert Soldaten wurden in Dienste genommen; und als alles zur Abreise fertig war, gieng **Cortez** unter Segel.

Die Flotte lief den 18 November im J. 1518 aus dem Hafen **S. Jacob** zu Cuba aus, und kam in wenig Tagen bey der Stadt **la Trinidad** an. Es fanden sich verschiedene Edelleute, welche den **Cortez** auf dieser Fahrt begleiten, und an seinen Unternehmungen Theil nehmen wollten. Diese Verstärkung des Adels, und eine Anzahl von hundert Soldaten, welche die Städte **la Trinidad** und **S. Esprit** dazu gaben, vermehrte diese Seemacht um ein ansehnliches. Das Feuer, das die Officiere und Gemeinen zeigten, versprach den glücklichsten Erfolg; aber die Eifersucht des **Velasqvez** hätte bald alles vernichtet, und die Eroberung von Neuspanien hintertrieben.

Die Feinde des **Cortez** stellten dem Gouverneur vor, er wage sehr viel, da er sein Vertrauen auf einen Mann setzte, dessen Handlungen selten mit seinen Worten überein kämen, und dessen einschmeichelnde Manieren, mit Freygebigkeit verbunden, zu dem gerechten Argwohne Anlaß gäben, daß **Cortez** nur die Soldaten auf seine Seite zu bringen suche; daß er sich des Verfahrens gewiß immer erinnern würde, da ihn der Gouverneur in das Gefängniß hatte setzen

lassen,

lassen, und daß man eine solche Ursache des Mißvergnügens nicht leicht vergäße. Kurz man brachte den Velasqvez so weit, daß er sich entschloß, den neuen General zurück zu rufen, und einen andern an seine Stelle zu schicken.

Den Ferdinand Cortez verdroß die Art, wie man gegen ihn verfuhr. Da er auf die Ergebenheit seiner Truppen rechnen konnte, so wollte er nicht das Opfer des Eigensinns und der Eifersucht des Gouverneurs warden. Er suchte den Verdacht des Velasqvez zu widerlegen, ohne daß er sich das Commando nehmen lassen wollte, und sein Ungehorsam verschaffte Spanien den Besitz der neuen Welt. Die Flotte des Cortez gieng von Trinidad weiter nach der Havana, welche noch mehr Munition und Soldaten lieferte. Da man in diesem Lande einen großen Ueberfluß an Baumwolle fand, so bediente man sich derselben, um *) Rüstungen davon zu machen, welche statt der Panzer dienen sollten. Da ein Brander von mittelmäßiger Größe sich bey der Flotte eingefunden hatte, so theilte Cortez seine Truppen in eilf Compagnien, setzte auf ein jedes Schiff eine, ernannte Officiere,

*) Sie bestanden in einer Art ausgestopfter Camisöler. Diese aus Noth, und wegen Mangel am Eisen erfundene Rüstung wurde nach der Zeit sehr gut gefunden, da man sahe, daß ein wenig Baumwolle, zwischen eine doppelte Leinwand gestopft, den Pfeilen der Indianer besser widerstand, als das Eisen.

ciere, und lief den 10ten Februar im J. 1519 aus dem Hafen der Havana aus, wurde aber durch einen Sturm genöthigt, an der Insel Cozumel liegen zu bleiben.

Die Armee lagerte sich am Ufer, und ruhete drey Tage aus. **Cortez** musterte allhier seine Truppen, welche aus fünf hundert und acht Mann, siebzehn Pferden, und hundert und neun Matrosen, die Steuermänner und andere Schiffsbediente mit gerechnet, bestanden. Als **Cortez** von dieser Musterung, in Begleitung der Hauptleute und einiger Soldaten, die das meiste Ansehen hatten, zurück kam, setzte er sich mitten unter sie, und redete in folgenden Worten zu ihnen: „Meine Freunde und Begleiter, „wenn ich das Glück bedenke, das uns alle in „dieser Insel zusammengebracht hat, und die „Widerwärtigkeiten und Verfolgungen erwäge, „die wir erduldet haben, ingleichen die Hinder„nisse, die wir bey unserer Unternehmung ge„funden haben, so erkenne ich mit Ehrfurcht die „Hand Gottes, die uns geschützt hat, und ich „sehe aus dieser Schickung der göttlichen Vor„sehung, daß sie uns einen glücklichen Ausgang „eines Vorhabens verspricht, dessen Anfang sie „so mit gnädigen Augen angesehen hat. Der „Eifer für Gott und für den Dienst unsers Kö„nigs, welcher aus einerley Qvelle fließt, dieser „Eifer ist es, der uns zur Eroberung fremder „Länder treibt, und Gott wird für seine Sache „streiten, indem er für uns streiten wird. Es „ist nicht meine Absicht, euch die Schwierig„keiten

„keiten zu verhelen, die sich uns in den Weg
„stellen. Wir werden blutige Schlachten zu
„liefern, unglaubliche Strapazen zu erdulden,
„und die Angriffe einer unzählbaren Menge von
„Feinden auszuhalten haben, wider welche ihr
„eure ganze Tapferkeit werdet anwenden müssen.
„Der Mangel an allen Dingen, die rauhe Wit-
„terung und die beschwerlichen Wege werden
„mehr als einmal eure Standhaftigkeit auf die
„Probe stellen. Auf diesem Wege hat Hercu-
„les den Namen des Unüberwindlichen verdient,
„und seine Thaten haben dadurch den Namen
„der Arbeiten erhalten.

„Ihr seyd schon gewohnt, in diesen Inseln,
„die ihr euch unterworfen habt, etwas zu leiden,
„und zu streiten; aber unser Vorhaben ist von
„weit größerer Wichtigkeit, und wir haben zur
„Ausführung desselben weit mehr Entschlossen-
„heit nöthig, weil sich dieselbe allemal nach der
„Größe der Schwierigkeiten richten muß. Es
„wird wahr, daß unsere Anzahl klein ist; da
„aber die vornehmste Stärke der Armeen in der
„Eintracht bestehet, was wird die Einförmig-
„keit unserer Gesinnungen nicht für Wirkungen
„hervorbringen? Wir müssen uns dahin bestre-
„ben, daß wir alle nur einerley Meynung haben,
„wenn es nöthig ist, einen Entschluß zu fassen,
„und nur einen Arm, wenn es Zeit ist, ihn aus-
„zuführen. Die Tapferkeit eines jeden von uns
„insbesondere, muß zur Sicherheit aller über-
„haupt angewandt werden. Ich bin euer An-
„führer, und werde der erste seyn, der sein Leben

„für

„für den gemeinsten Soldaten wagt; ihr sollet
„Gelegenheit haben, mehr meinem Beyspiele
„als meinen Befehlen zu gehorchen. Ich kann
„euch versichern, daß ich in diesem Vertrauen
„Muth genug habe, die ganze Welt zu erobern,
„und mein Herz schmeichelt sich mit dieser Hoff=
„nung durch eine der außerordentlichen Bewe=
„gungen, welche alle Prophezeihungen über=
„treffen. Ich schließe, denn es ist Zeit, von den
„Worten zur That zu kommen. Sehet mein
„Vertrauen nicht als eine ausschweifende Ver=
„wegenheit an; sie gründet sich auf die Tapfer=
„keit derer, die mich umgeben; ich hoffe das
„von euch, was ich von meinen eigenen Kräften
„nicht erwarten darf.„

Indem Cortez das Feuer, das er in seiner Seele fühlte, durch diese Rede seinen Begleitern mitzutheilen suchte, brachte man ihm die Nachricht, daß sich einige Indianer in der Nähe des Lagers sehen ließen. Der General befahl seinen Truppen, die Waffen zu ergreifen, und sich in Schlachtordnung zu stellen, bis man wüßte, in was für Absicht die Barbaren kämen. Diese waren ohne Waffen, kamen in kleinen Haufen, und sahen nur, was die Spanier thaten; die kühnsten kamen nach und nach näher, und da sie sahen, daß man ihnen nichts zu Leide that, kamen sie bis ins Lager, wo sie sehr wohl aufgenommen wurden. Es kamen ihrer immer mehr; sie mengten sich mit vieler Dreustigkeit und Vertrauen unter die Soldaten; und da man sie so wenig furchtsam fand, glaubte man, sie müßten

schon gewohnt seyn, Fremde zu sehen. Mit Einbruch der Nacht begaben sie sich in ihre Häuser zurück, und den folgenden Tag kam der oberste Cacike, dem spanischen Generale seine Ehrerbietung zu bezeigen. Dieser gab ihm durch seinen Dolmetscher zu verstehen, daß ihm sein Besuch sehr angenehm wäre, und er ihm seine und seiner Soldaten Freundschaft anböte. Einer von den Barbaren, die den Caciken begleiteten, wiederholte verschiedenemal das Wort Castilien. **Cortez** ließ diesen Indianer fragen, woher ihm dieser Name bekannt wäre, und der Indianer gab zur Antwort, die Spanier sähen aus wie gewisse Gefangene, die man in der Provinz Jucatan hätte, und welche sich von einem Lande her nennten, das Castilien hieße. **Cortez** beschloß diese Gefangenen zu befreyen, und fragte den Caciken, auf was für Art er dieses am füglichsten werde thun können. „Ihr „könnet nicht besser thun, antwortete der Indianer, „als daß Ihr sie mit einigen Geschen„ken loskaufet. Wenn Ihr Gewalt brauchet, „so setzet Ihr sie der Gefahr aus, von ihren „Herren ermordert zu werden.„ Dieser Rath war sehr weise, und **Cortez** beschloß, demselben zu folgen.

Der spanische General setzte sich nun mit seiner ganzen Armee in Marsch, um das Land auszukundschaften. Er verbot ausdrücklich allen seinen Soldaten, aus ihren Gliedern zu treten, wodurch er alle Unordnungen in dieser Insel verhütete. „Die Nation, bey welcher wir jetzt

„sind, sagte er zu ihnen, ist arm, und ohne
„Vertheidigung. Die Aufrichtigkeit, die sie
„gegen uns bezeigt hat, verdient durch eine gute
„Begegnung belohnt zu werden, und ihr Elend
„muß ihnen zum Schutze gegen unsern Geiz die=
„nen. Wir wollen aus diesem kleinen Winkel
„der Erde keine andern Schätze zu ziehen suchen,
„als einen guten Ruf; es liegt nur an euch, ihn
„hier zu erhalten, und er wird nicht in den en=
„gen Grenzen dieser elenden Insel eingeschlossen
„bleiben. Die Menge von Pilgrimen, welche
„haufenweise hieherkommen, werden euern Na=
„men in andere Länder tragen, wo der Eindruck,
„den man von unserer Gütigkeit und von unse=
„rer Billigkeit hat, uns zur Erleichterung un=
„serer Absichten sehr vortheilhaft seyn wird. Wir
„werden alsdann an Orten, wo mehr zu gewin=
„nen ist, weniger zu fechten haben.„

Es war in dieser Insel ein Götzenbild, das
von allen Indianern sehr verehrt wurde, und
dessen Ruf die Völker aus verschiedenen Pro=
vinzen dahin zog. Der Tempel, worinn man
diese vermeynte Gottheit anbetete, war viereckig,
aus Steinen und in einem Geschmacke gebauet,
der nicht zu verachten war. Cortez stürzte die=
sen Götzen um, ließ einen Altar an die Stelle,
und auf denselben das Bild der heil. Jungfrau
setzen. Er zeigte in diesem Falle mehr Eifer als
Klugheit; denn Gewaltthaten sind es nicht, wo=
durch man die Menschen von ihrem Irrthume
zurück zu bringen suchen muß.

Fer=

Ferdinand Cortez gieng nun wieder zur See, um den Weg weiter fortzusetzen, den ihm Grijalva gewiesen hatte; er wurde aber genöthigt, nach dieser Insel wieder zurück zu kehren, um daselbst vorher eins seiner Schiffe auszubessern. Als man dieses Schiff in segelfertigen Stand gesetzt hatte, und die Spanier in Bereitschaft waren, sich wieder einzuschiffen, wurde man in der Ferne ein indianisches Fahrzeug gewahr, das durch den jucatanischen Meerbusen auf die Insel Cozumel zukam. Man sahe bewaffnete Indianer darauf, und man mußte sich über die Eilfertigkeit wundern, womit sie die Insel zu erreichen suchten, ohne bey dem Anblicke der spanischen Flotte die geringste Furcht merken zu lassen. Man machte sich fertig, sie zu empfangen, im Fall sie böse Absichten hegten; man sahe aber bald, daß man nichts zu fürchten hatte.

Es waren Indianer, die man auf Anrathen des Caciken zu Cozumel abgeschickt hatte, um die gefangenen Spanier loszukaufen, von denen ich geredet habe. Sie brachten nur einen einzigen von diesen Gefangenen mit sich, welcher **Hieronymus d'Aguilar** hieß. Er war von Ecija gebürtig, und hatte die vornehmsten geistlichen Orden erhalten. Als er auf dem Wege nach S. Domingo Schiffbruch erlitten, und sich nebst zwanzig seiner Begleiter in eine Chaluppe geworfen hatte, trieb das Meer sie an die Küste von Jucatan, wo sie gefangen genommen, und zu den Indianern, **Cariben**, d. i.

Menschenfresser genannt, gebracht wurden. Der Cacike dieser Cariben ließ die Gefangenen, die am besten bey Leibe waren, einsperren, um sie seinen Götzen zu opfern, und mit dem übrigen Fleische dieses abscheulichen Opfers ein großes Fest auszurichten. D' Aguilar, weil er sehr mager war, wurde bis auf eine andere Gelegenheit aufgehoben; man fütterte ihn gut, um ihn in den Stand zu setzen, eines Tages ebenfalls zum Opfer dienen zu können.

Es hatte dieser Spanier das Glück, aus seinem Gefängnisse zu entkommen, welches ein großer hölzerner Käfich war; und nach einiger Zeit fiel er in die Hände eines andern Caciken, von welchem er zum Sclaven gemacht wurde. Er mußte in den ersten Jahren viel ausstehen; aber in der folgenden Zeit erleichterte man ihm seine Sclaverey. Als sein Herr dem Tode nahe war, empfahl er ihn seinem Sohne, welcher große Dienste von diesem gefangenen Spanier erhielt; denn da die Feinde des neuen Caciken ihm den Krieg ankündigten, trug er verschiedene Siege über sie davon, die er meistentheils den guten Anstalten und dem Muthe des Hieronymus d' Aguilar zu danken hatte. Es erhielt daher derselbe leicht seine Freyheit, als die von der Cortezischen Parthey abgeschickten Indianer ihn auszulösen kamen. Von allen seinen Mitgefangenen war nur noch ein einziger Matrose übrig, den er nicht mit fortbringen konnte, weil derselbe an eine junge und sehr reiche Indianerinn verheyrathet war, von welcher er drey oder

vier

vier Kinder hatte. Wir werden in der Folge der Geschichte sehen, daß dieser d'Aguilar viel zur Eroberung von Mexico beytrug.

Die Spanier verließen zum zweytenmale die Insel Cozumel, und liefen nach einigen Tagen im Flusse Grijalva ein. Cortez wollte eine Landung thun; als er aber die Küste überall mit bewaffneten Indianern besetzt sahe, schickte er den Aguilar an sie ab, welcher die Sprache dieser Barbaren verstand, um von ihnen zu vernehmen, was sie für Absichten hegten. Der Abgeschickte kam mit der Nachricht zurück, die Indianer wären entschlossen, das Einlaufen in ihren Fluß zu verwehren. Cortez hatte eben nicht Willens, seine Eroberungen mit diesem Lande anzufangen; er wollte sich aber auch hier nichts verwehren lassen, und machte alle Anstalten, die er zur Ausführung seines Vorhabens für nöthig hielt; weil er wußte, wieviel, besonders im Kriege, auf einen guten Anfang ankäme, wo die ersten glücklichen Zufälle eine Armee in Ruf bringen, und die Tapferkeit der Soldaten ungemein vermehren.

Cortez ließ die größten Schiffe vor Anker, und ließ seine besten Soldaten auf Chaluppen einschiffen. Er verbot seinen Truppen, einen Schuß zu thun, oder sonst etwas zu unternehmen, bis die Indianer einen Angriff gethan hätten. „Wir müssen uns, sagte er, erst des „Schildes bedienen, ehe wir den Degen gebrau„chen, weil die gerechte Sache auf der Seite „desjenigen seyn würde, der blos vertheidigungs-

„weise gehet.„ Aber was für ein Recht hatte Cortez, diese barbarischen Völker anzugreifen, und wider ihren Willen sich in ihr Land einzudrängen? Die gerechte Sache war bey dieser Unternehmung, und bey allen darauf folgenden, gewiß nicht auf der Seite der Spanier.

Die Landung geschahe, des Widerstandes der Indianer ungeachtet, welche endlich genöthigt wurden, die Flucht zu ergreifen, nachdem sie ziemlich herzhaft gefochten hatten. Die Ueberwinder zogen sodann auf die Stadt Tabasco los, welche nach der im Lande üblichen Art befestigt war. Cortez ließ Aexte und andere Werkzeuge, womit man die Pfäle auszugraben pflegt, an seine Soldaten austheilen, und sagte zu ihnen; „Meine Freunde, die Stadt, die „ihr sehet, soll diese Nacht eure Herberge „seyn; die Indianer, die ihr schon überwunden „habt, sind in dieselbe geflohen, und diese elen„de Mauer, die sie deckt, benimmt ihnen ein „wenig die Furcht, kann sie aber nicht schützen. „Wir wollen unsern Sieg verfolgen, ehe diese „Barbaren die Gewohnheit, vor uns zu fliehen, „vergessen, und ehe unser Zaudern sie wieder ei„nigen Muth fassen läßt.„

Die Spanier, von ihrem ersten Glücke ermuntert, griffen die Stadt mit vieler Entschlossenheit an, und machten sich Meister von derselben. Die Vertheidigung dieses Platzes kostete vielen Indianern das Leben. Kein Spanier wurde bey dieser Gelegenheit getödtet; aber vierzehn waren verwundet. Nachdem die Stadt

Ta-

Tabasco erobert war, blieb nicht ein einziger Einwohner darinne; sie verbargen sich alle in die tiefsten Wälder. **Cortez** schickte zwo Partheyen aus, jede von hundert Mann, um das Land auszukundschaften, mit dem Befehle, sich in nichts einzulassen, wenn sie etwan auf Indianer stoßen sollten. Eine von diesen Partheyen wurde von den Barbaren angegriffen; die andere eilte ihr zu Hülfe, und der Streit lief blutig ab. **Cortez**, der von diesem Vorfalle war benachrichtigt worden, marschirte mit dem Rest der Armee von Tabasco aus. Die Indianer zogen sich zurück, als sie ihn kommen sahen, und man gab sich keine Mühe, sie zu verfolgen. Zween Spanier wurden bey dieser Gelegenheit getödtet, und man sahe diesen Verlust als beträchtlich an.

Man erfuhr aus dem Munde einiger Gefangenen, daß die Caciken dieser Cantons sich versammlet hätten, um dem von Tabasco beyzustehen, und daß sie den folgenden Tag mit einer starken Armee ankommen würden, um die Spanier auf einmal zu vertilgen. Diese Nachricht beunruhigte den **Cortez** ein wenig. Er versammelte seine Truppen, und verschwieg ihnen die Gefahr nicht, mit welcher sie bedrohet wurden; er suchte sie aber hernach zu ermuntern, indem er sie an ihre vorigen Thaten erinnerte, und ihnen den Ruhm zu Gemüthe führte, den sie erlangen würden, wenn sie das Glück hätten, ihre Feinde zu überwinden. Alle Soldaten bezeugten ihrem Generale, wie entschlossen

sie wären, tapfer zu fechten. Da **Cortez** sie so muthig sahe, ergriff er alle zur glücklichen Ausführung ihres Vorhabens nöthigen Maaßregeln, und befahl, daß sie sich alle den folgenden Tag zum Marsche fertig halten sollten.

Sobald der Tag anbrach, setzte sich **Cortez**, nebst den andern Hauptleuten, zu Pferde, und zog hinter der Artillerie her, welche nicht sehr geschwind fortgebracht werden konnte, weil die Wege nicht die besten waren. Nachdem die Spanier eine Meile marschirt waren, entdeckten sie von ferne eine so zahlreiche Armee, und die sich soweit ausgebreitet hatte, daß sie nichts als Feinde erblickten, wohin sie nur die Augen warfen. Man wird vielleicht gern die Art zu streiten bey den Indianern wissen wollen. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Pfeile und Bogen. Die Senne ihres Bogens ist aus den Spannadern gewisser Thiere gemacht, oder von Rehhaaren zusammen gedreht. Aus Mangel des Eisens versehen sie die Pfeile mit spitzigen Knochen oder mit Fischgräten. Sie haben außerdem eine Art eines Wurfspießes, den sie bald werfen, bald sich desselben statt einer Pike bedienen. Einige haben Degen oder Säbel, die sehr breit sind, und die sie mit beyden Händen fassen, wie man bey uns mit einem Spieße thut. Diese Säbel sind von Holz; sie fassen sie aber auf beyden Seiten mit geschärften Feuersteinen ein, um sie schneidend zu machen. Die Stärksten unter ihnen sind mit sehr schweren Keulen bewaffnet, die am Ende mit spitzigen Kieselsteinen besetzt

sind.

sind. Es giebt auch einige unter ihnen, die sich der Schleuder bedienen, und Steine mit eben soviel Geschicklichkeit als Stärke zu werfen wissen.

Ihre Vertheidigungswaffen sind nur bey den Caciken und den vornehmsten Officieren im Gebrauch. Sie bestehen in einer Art von Jacke, die schlecht zugeschnitten, und mit Baumwolle gefüttert ist, in runden Schilden aus Holz oder einer Schildkrötenschale, die mit dem ersten dem besten Metalle, das sie finden, belegt sind. Sie nehmen öfters überall Gold dazu, wo wir nur Eisen nehmen. Die andern Indianer fechten ganz nackend, und haben das Gesicht und den Leib mit allerley Farben beschmiert. Sie tragen fast alle eine Art von Krone auf dem Haupte, die aus verschiedenen aufwärts gesteckten Federn bestehet. Sie bilden sich ein, daß sie in diesem Schmucke viel größer schienen, und ihren Truppen weit mehr Ansehen gäben. Die Instrumente, deren sie sich bedienen, um ihre Soldaten zusammen zu rufen, und ihren Muth anzufeuern, sind Pfeifen aus Rohr, Seemuscheln, und eine Art Trommeln, die sie von ausgehölten Klötzern machen.

Sie stellen ihre Bataillons, ohne auf Ordnung oder eine richtige Linie zu sehen, und lassen ein Reservecorps hinter sich, um die zu stützen, die getrennt worden sind. Ihr erster Angriff ist sehr ungestüm, und ehe sie eine Schlacht liefern, erheben sie ein gräßliches Geschrey, um ihre Feinde zu erschrecken. Ihre Armeen bestehen

aus den Eingebohrnen des Landes, die durch Hülfsvölker aus den benachbarten Provinzen unterstützt, und von ihrem Caciken oder einem andern vornehmen Indianer angeführt werden. Jede Armee ist in verschiedene Compagnien vertheilt; die Hauptleute aber, die dabey sind, dienen nur zu Führern, und die Soldaten nehmen sonst keine Befehle an, als von ihrer ungestümen Hitze, oder von ihrer Furcht; sie fliehen daher alle zusammen mit eben so vieler Feigheit, als sie zuvor Herzhaftigkeit beym Angriffe bezeigt hatten.

So war die Miliz der Indianer beschaffen; und in dieser Ordnung, mit dieser Zurüstung sahen die Spanier diese zahlreiche Armee, die aus vierzig tausend Mann bestanden haben soll, anmarschiren. Cortez erkannte die Gefahr wohl, in welche er gerathen war; indeß ließ er die Hoffnung, sich mit Ehren heraus zu ziehen, nicht fallen. Ich will mich mit der Beschreibung dieser Schlacht nicht aufhalten; es ist genug, wenn ich sage, daß die Indianer, ob ihre Anzahl gleich ungeheuer groß war, sich gegen einen kleinen Haufen Spanier nicht halten konnten, die alle zum Kriege wohl abgerichtet waren. Es blieben über acht hundert Barbaren auf dem Platze, da indeß die Spanier nicht mehr als zwey Mann verlohren. Der Sieg dieser letztern wird aufhören in Verwunderung zu setzen, wenn man weiß, daß die Indianer kein Feuergewehr kannten, und in ihrem Leben kein Pferd gesehen hatten. Man stelle sich einmal vor, in

welches Erstaunen und Schrecken sie der entsetzliche Knall und die schrecklichen Wirkungen der Artillerie setzen mußten, ingleichen der Anblick der Spanier zu Pferde, welche sie für Ungeheuer ansahen, die halb Mensch, halb Thier wären, so wie sich das Alterthum die Centauren vorstellte.

Die Indianer, die die Spanier als eine besondere Art von Menschen ansahen, welche etwas Göttliches an sich hätten, entschlossen sich leicht, mit so fürchterlichen Feinden Friede zu machen. Der Cacike von Tabasco schickte demnach an den Cortez Abgesandte, welche sich zuförderst wegen des angefangenen Krieges rechtfertigten, worauf sie um Friede baten, und denselben erhielten. Cortez hatte eine Unterredung mit dem Caciken, worinne er ihm erklärte: Er sey der Unterthan und Minister eines sehr mächtigen Monarchen; seine Absicht wäre, den Indianern alle Arten des Glücks zu verschaffen, indem er ihnen die wahre Religion bekannt machen, und sie von ihrer Abgötterey befreyen wolle, zu welchem Ende er ihnen den Vorschlag thäte, sich seinem Könige zu unterwerfen. Die Barbaren gaben zur Antwort: Sie schätzten sich sehr glücklich, einem Monarchen unterthänig zu seyn, dessen Größe und Gewalt sich in Unterthanen von so außerordentlicher Tapferkeit offenbarte. Ueber den Punct der Religion drückten sie sich ziemlich zweydeutig aus.

Die

Die Piloten der spanischen Flotte drangen sehr auf die Abreise, weil ein längerer Aufenthalt, ihren Beobachtungen zufolge, derselben nachtheilig seyn würde. Die Spanier giengen demnach wieder unter Segel, und bekamen auf ihrer Fahrt alle Länder zu Gesichte, welche Grijalva entdeckt hatte, wobey sie sich aber nicht aufhielten. Sie wollten zu S. Jean d'Ulva landen, und kaum hatten sie Anker geworfen, als sie ein Paar mit Indianern angefüllte Fahrzeuge auf sich zukommen sahen, welche ihnen durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie als Freunde kämen, und Audienz verlangten. Als sie dem Schiffe des Cortez nahe genug waren, fiengen sie eine Rede in einer dem Hieronymus d'Aguilar unbekannten Sprache an. Der spanische General fand sich sehr in Verlegenheit; zum Glück hatte er in seinem Gefolge eine junge Indianerinn, Namens *) Dona Marina, welche die

*) Der Cacike von Tabasco hatte dem Cortez mit zwanzig Indianerinnen ein Geschenk gemacht, unter denen sich auch diese Dona Mariana befand. Sie war die Tochter des Caciken zu Gnazacoalco, einer dem Kaiser von Mexico unterworfenen Provinz. Mariana ward, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, die Sclavinn des Caciken von Tabasco, welcher sie, wie ich gesagt habe, dem Cortez schenkte. Sie wurde in der christlichen Religion unterrichtet, und man gab ihr den Namen Dona Mariana, den sie aber zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, noch nicht führte. Dieses Frauenzimmer leistete dem spanischen Gene-

die Sprache dieser Indianer verstand. Man ließ die Abgeschickten in das Schiff des Cortez steigen, und sie richteten sogleich den ihnen geschehenen Auftrag bey ihm aus. „Pilpatoas und „Teutilas, sagten sie, der eine Gouverneur „dieser Provinz, und der andere General-Ca„pitain des großen Kaisers Montezuma, ha„ben uns an den Commandanten der Flotte ab„geschickt, um zu vernehmen, in welcher Ab„sicht er hier vor Anker gekommen sey, und um „ihm ihren Beystand anzubieten, in allem, was „ihm zur Fortsetzung seiner Reise nöthig seyn „möchte.„ Nachdem Cortez diesen Deputirten viel Höflichkeit erwiesen, antwortete er ihnen: „er käme als Freund, und wolle mit ih„rem Kaiser gewisse Sachen abhandeln, die für „ihn und das Reich von äußerster Wichtigkeit „wären; er wolle deswegen mit dem Gouver„neur und General sprechen, und hoffe von ih„nen eine eben so günstige Aufnahme, als im „vorigen Jahre schon ein anderer von seiner Na„tion gehabt habe.„ Cortez ließ also die Deputirten, welche sehr zufrieden und voller Vertrauen waren, wieder von sich, nachdem er einige

Generale große Dienste, da sie die indianische Sprache vollkommen verstand. Ob sie gleich zum christlichen Glauben bekehrt war, so übte sie doch die Moral desselben nicht in aller Reinigkeit aus: sie ward die Maitresse des Cortez, und brachte ihm einen Sohn zur Welt, welcher Dom Martin Cortez genennet, und Ritter des Ordens S. Jacob wurde.

einige allgemeine Umstände von der Macht, den Reichthümern und der Regierungsart des Montezuma von ihnen ausgekundschaftet hatte.

Ferdinand Cortez stieg hierauf ans Land, und ließ einige Hütten aufschlagen, um seine Truppen darunter zu vertheilen, und sie gegen die Strahlen der Sonne zu bedecken. Die Spanier hatten bey dieser Arbeit selbst die Indianer zu Gehülfen, welche aber mehr durch Furcht als durch Zuneigung dazu angetrieben wurden; denn seit der Niederlage der Einwohner zu Tabasco, hatte sich das Schrecken der spanischen Waffen in alle umliegende Länder und Provinzen vertheilt. Einige Tage darnach, nachdem die Spanier ihre Schiffe verlassen hatten, kamen Teutilas und Pilpatoas, mit einem großen Gefolge, selbst an, um den General zu empfangen. Dieser nahm sie mitten unter seinen Hauptleuten und andern Officieren auf, welche mit großer Ehrerbietung um ihn herum standen, weil es die Umstände zu erfodern schienen, der Sache ein größer Ansehen zu geben, indem man jetzt mit den Ministern eines weit mächtigern Prinzen zu thun hatte, als die Caciken waren. Cortez, der sich eines Dolmetschers bediente, sagte zu den beyden mexicanischen Herren: „er käme von Seiten des Dom „Carls von Oesterreich, dem Monarchen des „Orients, um mit dem Kaiser Montezuma „gewisse Sachen abzuhandeln, die nicht allein „für die Person des mexicanischen Prinzen, son„dern auch für alle seine Unterthanen von der

äußer-

„äußersten Wichtigkeit wären; diese Sachen „könnten nicht anders vorgetragen werden, als „in Gegenwart des Prinzen selbst; er müßte ihn „daher nothwendig selbst sehen, und er hoffte mit „aller Höflichkeit und Achtung, die man der „Größe des Monarchen schuldig wäre, der ihn „schickte, aufgenommen zu werden.„

Der Antrag des Cortez machte auf die beyden Deputieten einen Eindruck, den man leicht auf ihren Gesichtern wahrnehmen konnte. Teutilas, nachdem er dem spanischen Generale ein ansehnliches *) Geschenk überreicht hatte, sagte zu ihm: „Wir bitten euch, diese Zeichen der Zu„neigung von zween Sclaven des Montezuma „anzunehmen, welche Befehl haben, die Frem„den auf diese Weise zu beschenken, welche in „seinem Reiche landen, dafern sie nur den Ent„schluß haben, ihre Reise je eher je lieber fort„zusetzen. Das Verlangen, das ihr habet, den „Kaiser zu sehen, hat große Schwierigkeiten, „und wir glauben euch keinen geringen Dienst zu „thun, wenn wir euch diesen Gedanken zu be„nehmen suchen, ehe ihr die Beschwerlichkeit „desselben erfahret.„ Cortez antwortete in einem ziemlich stolzen Tone: „Die Könige schlagen „den

*) Dieses Geschenk bestand in einer großen Menge Lebensmittel, in Kleidern, von baumwollenen sehr feinem Zeuge, in Federn von verschiedenen Farben, und in einem ziemlich großen Kistchen mit verschiedenen aus Golde sehr fein gearbeiteten Kleinodien.

„den Abgesandten anderer Monarchen nie eine „Audienz ab, und ihre Minister dürfen die Fol„gen einer so gefährlichen Weigerung nie auf „sich nehmen, ohne dazu ausdrücklichen Befehl „zu haben. Alles, was ihr in den gegenwär„gen Umständen zu thun habet, ist, daß ihr „den Montezuma von meiner Ankunft be„nachrichtiget. Ich räume euch dazu die Zeit „ein, die ihr nöthig habet, dafern ihr nur eu„ern Herrn versichert, daß der General der „Fremden fest beschlossen hat, ihn zu sehen, und „nicht eher aus seinem Lande zu gehen, bis er „Audienz gehabt, weil ich nicht geschehen lassen „darf, daß man dem Prinzen, den ich vorstelle, „eine Beleidigung zufüge.„

Die beyden Indianer erschraken über die Art, wie ihnen Cortez seine Absicht entdeckte, so sehr, daß sie nicht ein Wort darauf antworteten. Sie baten ihn blos, nichts zu unternehmen, als bis sie ihm eine Antwort vom Montezuma gebracht hätten. Cortez versprach es, und um ihnen einen vortheilhaften Begriff von den Spaniern zu machen, befahl er seinen Truppen, ins Gewehr zu treten. Er ließ sie in Gegenwart der Indianer verschiedene Exercitien machen, und der Anblick eines solchen Schauspiels versetzte die Indianer aus sich selbst. Sie erstaunten über die Gelehrigkeit der Pferde, und machten den Schluß, daß Menschen, welche so wilde Thiere ihrem Willen so unterthänig machten, etwas mehr als menschliches an sich haben müßten; weit größer aber war ihr Erstaunen, als

als man einigemal aus den Flinten und der Artillerie Feuer gab: die armen Indianer erschraken so sehr, daß einige zur Erde niederfielen; andere flohen, ohne zu wissen wohin, und die Herzhaftesten verbargen, so gut sie konnten, ihr Schrecken unter der Masqve der Verwunderung. Cortez machte ihnen wieder Muth, indem er sagte, die Spanier stellten auf diese Art ihren Freunden zu Ehren Feste an.

Die Deputirten des Montezuma hatten einige Mahler mitgebracht, welche die Schiffe, die Soldaten, die Artillerie, und überhaupt alles, was sie im Lager der Spanier sahen, abmahlten. Dieses war ihre Art *) zu schreiben; denn sie kannten noch nicht jene wunderbare Kunst, welche andere Nationen besitzen, und welche durch Zeichen oder Buchstaben die Stimme mahlt, und die Klänge sichtbar macht.

Nach

*) Die Indianer stellten mit dem Pinsel die materiellen Gegenstände in ihrer eigenen Gestalt vor, und das übrige durch Zahlen oder Zeichen, mit einer so richtigen Anordnung, daß der Character, die Zahl und die Figur einander wechselsweise zu Hülfe kamen, um den Gedanken auszudrücken, und ein Urtheil darüber vorzustellen. Sie waren in dieser Schreibart so geübt und erfahren, daß sie ganze Bücher auf die Weise geschrieben hatten, worinne das Andenken ihrer Alterthümer aufbehalten, und die Geschichte ihrer Könige auf die Nachkommen gebracht wurde.

Nach den militarischen Uebungen, von denen ich geredet habe, machte Cortez den mexicanischen Gesandten ein Geschenk, und gab ihnen noch ein weit ansehnlicheres *) für den Montezuma mit. Dieser erfuhr bald durch Couriere **) den Entschluß der Spanier, und Teutilas säumte sich nicht, die Antwort des Kaisers zurück zu bringen. Montezuma bedankte sich beym Cortez wegen der Geschenke, die er ihm geschickt hatte, und um ihm seine Erkenntlichkeit, und die Achtung zu bezeugen, die er gegen seinen König hätte, bat er ihn, das Geschenk dagegen anzunehmen, das sein Gesandter ihm zu machen Befehl hätte; er ließ ihm aber zu gleicher

*) Dieses Geschenk bestand in verschiedenen artigen Stücken, aus Glas oder Cristall, aus einem Hemde von feiner holländischer Leinwand, aus einer Mütze von rothem Sammet, und einem Tapetenstuhle. Diese Geschenke, so wenig sie an sich selbst bedeuteten, waren für die Mexicaner von unbeschreiblichem Werthe.

**) Die Könige von Mexico hatten eine große Menge Couriere, die an allen großen Straßen ihres Reichs in Bereitschaft standen. Man wählte dazu die leichtesten Indianer; man übte sie bey Zeiten im Laufen, und setzte Preiße für denjenigen aus, der am ersten ein bestimmtes Ziel erreichen würde. Diese Couriere lösten einander Stationenweise ab, so wie bey uns die Postpferde; sie liefen aber geschwinder als ein Pferd; und da sie einander ablöseten, so dauerte der Lauf mit gleicher Geschwindigkeit ununterbrochen bis ans Ende fort.

gleicher Zeit melden, daß er das Begehren, an seinen Hof zu kommen, nicht genehmigen könne, weil die Beschaffenheit der Umstände es nicht gestattete. Cortez nahm das Geschenk an, welches eins der prächtigsten war, und antwortete sodann dem mexicanischen Gesandten folgender Gestalt: „Ich habe nicht die Absicht, dem Kai„ser, euern Herrn, zu mißfallen, und seinem „Willen entgegen zu handeln; aber es ist mir „nicht möglich, etwas nachzulassen, ohne die „Ehre meines Königs zu verletzen. Ich muß „die Ausführung der mir aufgetragenen Be„fehle mit allem Eifer durchsetzen, den ich einer „Krone schuldig bin, welche von den größten „Prinzen der Welt verehrt wird.„

Die Mexicaner wagten es nicht, ihm zu widersprechen; sie erboten sich bloß, ihre Vorstellungen bey dem Kaiser zu verdoppeln. Cortez gab ihnen noch ein Geschenk für den Montezuma mit, als er sie von sich ließ, und sagte ihnen, daß er an diesem Orte die Antwort ihres Herrn erwarten wolle. Er setzte hinzu, es würde ihm sehr leid thun, wenn sie lange ausbliebe, und wenn er sich genöthigt sehen sollte, sie mehr in der Nähe zu fodern.

Als Montezuma gehört hatte, daß die Spanier auf ihrem Vorsatze beharrten, gerieth er in einen wüthenden Zorn, und schwur, alle diese Fremdlinge zu vertilgen, welche die Unverschämtheit so weit trieben, daß sie ihm sogar Gesetze vorschreiben wollten. Er fiel darauf in eine gänzliche Muthlosigkeit, und die Unentschlossen-

heit folgte auf seinen Zorn. Er ließ die Prinzen vom Geblüte und alle seine Räthe zusammen kommen, um Berathschlagungen anzustellen, die man alle sehr geheim hielt. Die Bestürzung des Königs machte alle seine Unterthanen bestürzt. Man brachte in allen Tempeln den Göttern Opfer, um den Staat von einem Unglücke zu retten, mit dem er bedrohet wurde.

Das mexicanische Reich stand damals auf dem Gipfel seiner Größe, weil alle Provinzen, die bisher in dem mitternächtlichen Amerika wären entdeckt worden, entweder von Statthaltern des Montezuma, oder von Caciken regiert wurden, die an ihm Tribut bezahlten. Es erstreckte sich dieses Reich in der Länge, von Morgen gegen Abend, auf mehr als fünfhundert Meilen, und die Breite, von Mittag gegen Mitternacht, betrug an einigen Orten auf zweyhundert Meilen. Das Land war sehr bevölkert, sehr reich, und hatte an allen, was zur Beqvemlichkeit des Lebens gehörte, einen Ueberfluß. Die Grenzen gegen Mitternacht waren das atlantische Meer, jetzt das nordische Meer genannt, welches den weiten Raum der Küsten von Panuco an bis Jucatan umfaßt. Der Ocean, den man den asiatischen, oder den Meerbusen von Anian nennt, machte auf der Morgenseite die Grenze dieses Reichs, vom Cap Mindorin an, bis an die äußerste Grenze von Gallicien. Die Seite nach Süden oder Mittag begriff die weitläuftige Küste, die sich von Acapulco bis Guatimala, und von da bis an die

Erdenge erstreckt, welche Amerika, das in zween Theile abgesondert ist, mit einander verbindet. Diesen weitläuftigen Umfang hatte das mexicanische Reich, und doch war der Anfang desselben, so wie vieler andern Reiche, zuerst klein gewesen. Es war in einer Zeit von hundert und dreyßig Jahren zu diesem hohen Grade der Macht empor gestiegen, indem die Mexicaner, den Waffen ergeben, und von Natur zum Kriege geneigt, mit Gewalt die andern Nationen unter das Joch gebracht hatten, welche diesen Theil der neuen Welt bewohnten. Das mexicanische Reich war nicht erblich. Wenn ein neuer König gewählt werden sollte, so lasen die Völker unter sich einen aus, der für den tapfersten gehalten wurde, und bekümmerten sich weiter um keine Erbfolgsrechte. Wenn indeß unter verschiedenen Competenten die Verdienste einander gleich waren, so gab man denen von königlichem Geblüte den Vorzug.

Montezuma war der eilfte König der Mexicaner, und der zweyte dieses Namens. Er war einer von den Prinzen, die des Throns würdig scheinen, so lange sie noch nicht auf demselben sind, die aber, wenn sie einmal zur Krone gelangt sind, nicht ferner eben die Eigenschaften zur Unterstützung ihrer Würde für nöthig halten, durch welche sie anfänglich dieselbe erhielten. Denn nachdem er zuerst viel Mäßigung, Klugheit und Menschlichkeit hatte blicken lassen, so ward er hernach trotzig, stolz und grausam. Es kann seyn, daß die Spanier ihm viele Laster an-

gedichtet haben, um ihre Usurpation weniger gehässig zu machen: da wir aber diesen Prinzen nicht anders, als aus ihren Beschreibungen kennen, so müssen wir uns auch lediglich an sie halten.

Montezuma saß seit vierzehn Jahren auf dem Throne, als die Spanier auf den Küsten seines Reichs ankamen. Sie hatten, wie ich schon gesagt habe, die Absicht, bis in die Hauptstadt von Mexico einzudringen; aber man that ihnen von Seiten des Kaisers neue Vorstellungen, um sie von diesem Vorhaben abzubringen. Cortez blieb beständig bey seinem Entschlusse, und sagte, um eine so außerordentliche Aufführung zu rechtfertigen: „eine von den Absichten „seiner Gesandschaft, und der Hauptgrund, der „den König von Spanien bewege, seine Freund„schaft dem Monarchen von Mexico anzubieten, „sey die Pflicht der christlichen Prinzen, sich den „Irrthümern der Abgötterey zu widersetzen; es „wäre einer von seinen eifrigsten Wünschen, den „Montezuma zu bewegen, daß er sich von dem „Wege der Wahrheit unterrichten, und sich in „den Stand setzen ließe, aus der Sclaverey des „Teufels zu entgehen, der ein unsichtbarer Ty„rann seines Reiches wäre, und eine wirkliche „Tyranney über den Kaiser selbst ausübte, als „welchen er zu einem elenden Sclaven machte, „ob er gleich äußerlich ein sehr mächtiger Mo„narch zu seyn schiene; daß, da er aus einem „sehr entfernten Lande, von Seiten eines weit „mächtigern Königs, als Montezuma, käme,

„er

„er sich nicht enthalten könne, sein Ansuchen zu „erneuern, und sein Vorhaben weiter zu verfol„gen, bis er ein günstiges Gehör gefunden hätte, „weil er weiter nichts als Friede brächte, wie „man leicht aus der geringen Anzahl von Leuten, „die er mitgebracht hätte, und die gewiß keinen „Argwohn erweckten, urtheilen könnte.„

Ferdinand Cortez war in seiner Religion wenig unterrichtet, wenn er glaubte, die christlichen Prinzen wären verpflichtet, die Gewalt der Waffen zu Bekehrung abgöttischer Prinzen anzuwenden. Nichts ist dem Geiste des Christenthums mehr entgegen, als die Menschen durch andere Mittel, als die Ueberzeugung, zur Ablegung ihrer Irrthümer zu bringen. Nach den Grundsätzen des Cortez und der Spanier, die mit ihm waren, wäre es erlaubt, und man würde sogar ein verdienstliches Werk thun, wenn man Millionen von Menschen umbrächte, um sie von ihren Vorurtheilen zu befreyen, und aus ihrer Blindheit zu reißen. Traurige Verblendung, welche den Eifer für die Religion in der allerschrecklichsten Barbarey sucht! Ich breche diese Betrachtungen ab, die mich zu weit führen würden, und will die Antwort beybringen, welche der mexicanische Bothschafter auf die Rede des spanischen Generals gab. „Bis jetzt, sagte der Abgesandte des Montezuma, „hat der „Kaiser, mein Herr, sich der Gelindigkeit be„dient, um euch auf andere Gedanken zu brin„gen: wenn ihr aber auf eurem Vorsatze behar-

„ret, so wird er euch als Feinden begegnen „müssen.„

Diese dreuste Antwort setzte anfänglich den Cortez in Verlegenheit; er faßte sich aber bald wieder, und sagte mit einer lachenden Mine zu seinen Officieren: „Wir wollen doch sehen, wie „sie die Wette gewinnen werden. Wir wissen „allenfalls schon, wie sie sich wehren, und die „Drohungen sind öfters nichts, als eine verstell„te Furchtsamkeit.„ Die Mexicaner ließen die Spanier bald die Wirkungen ihres Hasses fühlen; sie hörten auf, Lebensmittel in das Lager derselben zu bringen. Diese, die sich bald in die äußerste Noth versetzt zu sehen befürchteten, fiengen an, gegen ihren General zu murren. „Cortez, sagten sie, will uns ins Verderben „stürzen; sein Stolz wagt einen Flug, der für „seine Kräfte zu hoch ist. Ist es nicht die größte „Verwegenheit, sich mit so wenig Mannschaft „in dem Lande eines so mächtigen Monarchen „halten wollen? Wir müssen alle zusammen hal„ten, um die Zurückkehr nach der Insel Cuba „zu bewirken, allwo die Flotte und die Armee „verstärkt werden müssen, um diese Unterneh„mung mit größerer Sicherheit wagen zu „können.„

Als Cortez von diesem Murren der Soldaten Nachricht bekam, suchte er die gegenwärtige Gesinnung der Soldaten überhaupt zu erforschen; er fand, daß die meisten und die tapfersten ihm immer noch vollkommen ergeben waren. Nachdem er diese Entdeckung gemacht hatte,

erlaubte

erlaubte er den Mißvergnügten, zu ihm zu kommen, damit er ihnen von allem Ursachen und Gründe vorlegen könnte. Ein Officier, Namens Diego d'Ordaz führte das Wort für die andern, und sagte zum Generale: „die Soldaten wären in Verzweiflung, und im Begriff, „die Grenzen des Gehorsams und der Kriegszucht zu übertreten, weil sie gehört hätten, daß „man das Unternehmen weiter fortsetzen wolle, „und man müsse gestehen, daß ihre Besorgniß „nicht ganz ungegründet sey, weil weder die Anzahl der Schiffe, noch die Menge der Soldaten, noch der Vorrath an Lebensmitteln und „Munition ein Verhältniß zu der Absicht habe, „ein so mächtiges und weitläuftiges Reich zu erobern. Niemand, setzte er hinzu, ist so sehr „Feind von sich selbst, daß er sich dem Eigensinne eines andern aufopfern wollte: es ist demnach nöthig, daß wir nach Cuba zurück kehren, „damit Diego Velasqvez seine Flotte in den „Stand setzen könne, eine so wichtige Unternehmung zu wagen.„

Cortez, ohne von dem, was in dieser Rede Beleidigendes für ihn war, gerührt zu scheinen, antwortete dem Ordaz folgender Gestalt: „Ich „bin euch für eure Warnung verbunden. Ich „hatte noch nichts von dem Verdrusse meiner „Soldaten bemerkt; dagegen glaubte ich, daß „sie zufrieden und voller Vertrauen seyn müßten, „weil in allem, was bisher ist unternommen „worden, sie nicht Ursache gehabt haben, sich „über das Glück zu beschweren, wenn sie nicht

„etwan darüber murren wollen, daß es ihnen zu „günstig gewesen. Eine vom Meere und den „Winden begünstigte Reise: Vortheile, die un„sere Wünsche übertrafen; der Beystand des „Himmels, der sich für uns zu Cozymel und „Tabasco erklärt hat; die gute Aufnahme und „die Geschenke, die man uns in diesen Ländern „gemacht hat; kurz, alle diese glücklichen Anfän„ge unserer Unternehmung können zu einem so „widerwärtigen Schlusse nicht die Veranlassung „geben: weil aber meine Soldaten, wie man „versichert, so wenig Vertrauen und Muth ha„ben, so würde es eine Thorheit von meiner „Seite seyn, wenn ich auf sie rechnen wollte. „Wir müssen demnach zur Zurückreise nach der „Insel Cuba Anstalt machen; ich gestehe euch „indeß, daß ich diesen Entschluß mehr auf den „Rath meiner Freunde, als nach dem Willen „meiner Soldaten fasse.„

Der spanische General stellte sich also, als ob er in die Abreise willigte, weil er wohl wußte, daß man sich derselben widersetzen würde. Er ließ im Lager bekannt machen, daß man sich fertig machen solle, den folgenden Tag zu Schiffe zu gehen. Dieser Befehl war kaum den Soldaten zu Ohren gekommen, als die, die es mit dem Generale hielten, riefen, Cortez habe sie hintergangen, indem er ihnen versprochen, daß sie sich in dem Lande festsetzen sollten, das sie nun verlassen müßten. Sie erklärten sich, daß sie nicht nach Cuba gehen würden, und daß, wenn ihr General sie verlassen wollte, er mit denen,

die

die ihm zu folgen Lust hätten, immer reisen könnte; es würde ihnen an einem andern Anführer nicht fehlen, indem sich schon ein anderer tapferer Officier finden würde, der sich an ihre Spitze stellen wollte. Diese Rede brachte viele Soldaten wieder zurück, die sich zur Gegenparthey geschlagen hatten. Sie giengen alle miteinander zum Cortez, und sagten ihm, das Gerücht, das sich ausgebreitet hätte, könnte einen Aufstand bey der Armee erregen; sie beklagten sich, daß man einen solchen Entschluß gefaßt hätte, ohne die Hauptleute darüber zu Rathe zu ziehen. „Wäre es nicht eine Schande für die Spanier, setzten sie hinzu, wenn man sie von einem Unternehmen abstehen sähe, der Hindernisse wegen, die dabey anzutreffen sind? Erinnert man sich nicht, wie es dem Grijalva ergieng, weil er sich in diesem Lande nicht festzusetzen gesucht hatte? Man begegnete ihm als einem Verzagten; man nahm ihm das Commando und die Flotte.„

Cortez schien durch diese Rede ein wenig zweifelhaft gemacht zu werden; indeß fuhr er fort, seine Rolle mit vieler Geschicklichkeit zu spielen, und ließ sich sehr bitten, ehe er eine Sache einräumte, die er selbst von ganzem Herzen wünschte. Endlich stellte er sich, als ob er nachgäbe, und sagte: „Ich sehe, daß ich von gewissen Leuten, die eine Faction zusammen haben, schlecht unterrichtet worden bin. Man versicherte mich, daß die Soldaten nach Cuba zurückzukehren verlangten; wider meinen Willen

bezeigte

bezeigte ich mich ihrem vorgegebenen Begehren gemäß. Ich werde demnach mit so viel größerm Vergnügen in diesem Lande bleiben, da ich euch solche Gesinnungen haben sehe, welche dem Dienste des Königs, und der Pflicht gemäß sind, welche wahrhaften Spaniern befiehlt, die Ehre mehr zu lieben als das Leben. Ich muß euch aber dabey sagen, daß ich keine andern, als gutwillige Soldaten haben will: der Krieg ist keine Sache des Zwanges; wer demnach sich zurück begeben will, der hat dazu völlige Freyheit. Ich will Anstalt treffen, daß alle die nach Cuba zurück gebracht werden sollen, welche nicht Muth genug haben, meinem Glücke zu folgen.„

Die ganze Armee gab der Rede des **Cortez** Beyfall, und die Soldaten versicherten ihn einmüthig, daß sie nichts so eifrig wünschten, als ihn in seinen glorreichen Projecten unterstützen zu können. Der spanische General erhielt bald noch eine andere Ursache zur Freude. Der Cacike von Zempaola schickte Abgeordnete an ihn, und ließ ihn um seine Freundschaft bitten. Dieser Indianer war ein Feind des Kaisers von Mexico, und konnte folglich den Spaniern große Dienste leisten. **Cortez** erfuhr von diesen Abgeordneten, daß **Montezuma** von seinen Unterthanen sehr gehaßt würde, und daß ganze Provinzen nur auf eine Gelegenheit warteten, das Joch abzuschütteln. Die Spanier urtheilten daraus, daß die Eroberung von Mexico nicht so schwer seyn werde, als sie sich eingebildet hatten. **Cortez** schickte geschwind die Abgesandten

sandten wieder zurück, nachdem er sie mit Geschenken überhäuft hatte. Er versprach ihnen, bald in die Staaten ihres Herrn zu kommen, um zwischen dem Caciken und dem Kaiser ein gegenseitiges Vertrauen zu stiften, und ihrem Herrn, bey allen Gelegenheiten, wo er seiner Hülfe nöthig haben würde, beyzustehen.

Cortez wollte eine Colonie in der Provinz Qviabissan anlegen, weil er das Land sehr fruchtbar fand. Er versammelte seine Spanier, um aus ihnen Männer zu erwählen, welche als Obrigkeit das Recht sprächen: man nahm mit Fleiß dazu nur solche Leute, welche ihm gänzlich ergeben waren. Dieses neue Tribunal fieng seine Verrichtungen schon an, ehe es noch an dem Orte eingeführt wurde, für welchen es bestimmt war. Ferdinand Cortez that, als ob er Bedenken trüge, sein Amt weiter zu führen, weil ihn Velasqvez, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, zurück gerufen hatte. Cortez übergab seinen Commandostab den Richtern, die er selbst ernannt hatte, und ließ ihnen die Freyheit, einen General nach ihrem Gefallen zu wählen. Das neue Tribunal nöthigte den Cortez, das Commando wieder zu übernehmen, und dieser hochmüthige Spanier glaubte nun ein Recht zu haben, sein Amt weiter zu verwalten. Man gab der neuen Colonie den Namen *) Villa rica

*) Villa rica wurde sie genennt, wegen des vielen Goldes, das die Spanier in diesem Lande gesehen hatten, und Vera Cruz, weil sie an einem Charfreytage daselbst ans Land stiegen.

rica und Vera Cruz; sie wurde einige Zeit darnach nahe an dem Flusse Zempoala errichtet.

Die Spanier säumten sich nicht, um sich in die Staaten des Caciken zu begeben, der ihnen seine Freundschaft angeboten hatte. Als sie auf dem Gebiete dieses Prinzen ankamen, versorgte er sie mit allerhand Vorrath und Lebensmitteln. Sie machten sich näher gegen Zempoala, durch Hülfe einiger Wegweiser, die man ihnen gegeben hatte. Als sie bey der Hauptstadt oder vielmehr dem Flecken ankamen, wo der Cacike residirte, schickte er zwanzig Indianer an den spanischen General ab, welche ihm sagten, ihr Herr habe nicht selbst mit ihnen kommen können, weil er sich nicht wohl befände; er habe sie abgeschickt, ihn zu entschuldigen, und er erwartete die Spanier mit großer Ungeduld, indem er gern eine Nation möchte kennen lernen, deren Tapferkeit so berühmt wäre. Cortez antwortete auf dieses schmeichelhafte Compliment, und machte sich fertig, seinen Einzug zu halten.

Alle Straßen und Gassen waren mit Indianern angefüllt, welche gelaufen kamen, um die Spanier zu sehen. Der Cacike kam bis an das Thor seines Palasts. Das, was eigentlich diesen Prinzen verhinderte, den Fremden entgegen zu gehen, war eine ungeheuere Dickigkeit, welche ihn eben so unbehülflich machte, als sie ihn verstellte: man fand aber, daß die Verrichtungen seines Geistes durch eine so ungeheuere Masse von Materie nicht gehemmt wurden. In der ersten Unterredung, die er mit dem Cortez hatte,

sagte

sagte dieser zu ihm, eine der vornehmsten Verrichtungen der tapfern Soldaten, die unter seinem Commando stünden, wäre, der Ungerechtigkeit zu steuern, Gewaltthaten zu bestrafen, und die Parthey der Billigkeit und der Vernunft zu nehmen. Er führte diese Sprache nur, um dem Caciken einige Beschwerden über den Montezuma abzulocken. Die Gesichtsveränderung des Indianers gab auch dem Spanier zu erkennen, daß er den rechten Fleck getroffen habe. Einige Seufzer, die dem Caciken entfuhren, verriethen, was in seiner Seele vorgieng. Er redete endlich, und gab mit folgenden Worten seine unglückliche Verfassung zu erkennen.

„Alle Caciken dieser Länder seufzen unter der Last der Tyranney und der Grausamkeiten des Montezuma. Wir haben weder Kräfte genug, uns aus einer schimpflichen Sclaverey zu helfen, noch Verstand genug, um ein schickliches Hülfsmittel gegen unser Uebel zu finden. Montezuma läßt sich als ein Gott verehren und anbeten, und verlangt, daß man seine Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten als Aussprüche des Himmels ansehen soll. Ich rathe euch nicht, uns helfen zu wollen. Ihr seyd uns zu wenig verpflichtet, daß ihr euch, uns zu gefallen, in ein so gefährliches Unternehmen einlassen solltet. Das hieße die Gesetze der Billigkeit sehr wenig kennen, wenn wir euch den geringen Dienst, den wir euch geleistet haben, um einen so hohen Preiß verkaufen wollten.„ Cortez gab ihm darauf zur Antwort: „Ich fürchte mich wenig vor

der Macht des **Montezuma**, weil die meinige, die vom Himmel begünstigt wird, einen großen Vortheil über die Macht der Tyrannen hat. Ich muß jetzt nach Quiabissan gehen. Wer sich über einige Unterdrückung oder Gewaltthat zu beschweren hat, kann mich daselbst finden, wenn er anders das Recht auf seiner Seite hat, und sich der Hülfe meiner Waffen bedienen will. Es kömmt nur auf euch an, dieses Anerbieten euern Freunden und Bundesverwandten bekannt zu machen, und ihnen zu versprechen, daß **Montezuma** sie ferner nicht belästigen soll, wenn die Spanier sie in Schutz genommen haben.„

Cortez war nach dieser Unterredung auf die Fortsetzung seiner Reise bedacht, und es war ihm genug, zu sehen, daß verschiedene indianische Fürsten weiter nichts suchten, als seine Projecte zu begünstigen. Die Spanier machten sich auf den Weg, und langten bald zu Qviabissan an. Der Cacike und die Einwohner der Stadt hatten sich aus Furcht vor Gewaltthätigkeit entfernt. Eine gewisse Anzahl vornehmer Indianer, die den Muth gehabt hatten, zurück zu bleiben, und sahen, daß man ihnen sehr freundschaftlich begegnete, gaben ihren Landesleuten davon Nachricht, welche sogleich in ihre Wohnungen wieder zurück kehrten. Der Cacike kam zuletzt an. Er brachte den von Zempoala mit sich, um an ihm einen Beschützer bey den Spaniern zu haben. Die Unterredung fiel sogleich auf den Kaiser zu Mexico: „Dieses Ungeheuer, sagten die indianischen Prinzen, ist so stolz und ver-

verwegen, daß, nachdem er uns durch Auflagen und Erpressungen erschöpft hat, er auch noch die Ehre seiner Vasallen antastet; und uns mit Gewalt unsere Weiber und Töchter nimmt, um mit unserm Blute die Altäre der Götter zu besudeln, wenn er vorher diese unschuldigen Opfer auf eine grausamere und weniger ehrbare Weise gemißbraucht hat.„

Cortez suchte sie zu trösten, und zu bereden, daß sie mit ihm in eine genaue Verbindung treten sollten. Als er sich nach ihren Kräften, und nach der Zahl derer erkundigte, welche zur Vertheidigung der Freyheit die Waffen ergreifen würden, brachte man den beyden Caciken die Nachricht, daß die Einnehmer des Montezuma angekommen wären, die Auflagen einzutreiben. Diese Nachricht setzte die beyden mexicanischen Prinzen in Furcht und Schrecken, daß sie geschwind davon eilten. Cortez erfuhr sogleich die Ursache einer so schleunigen Entfernung. Er hörte auch, daß die Abgeschickten des Montezuma denen Caciken heftige Verweise geben sollten, weil sie in ihren Städten eine fremde Nation, und die eine Feindinn ihres Königs wäre, aufgenommen hätten, und daß man, zur Büßung eines so abscheulichen Verbrechens, außer dem gewöhnlichen Tribute, von ihnen noch zwanzig Indianer fodern würde, welche den Göttern geopfert werden sollten.

Auf diese Nachricht ließ Cortez die beyden Prinzen aufsuchen, und sagte zu ihnen: „Die neuen Gewaltthätigkeiten, die Montezuma

seinen Ministern befohlen, sind mir bekannt. Sie sollen auch noch einen Tribut an Menschenblute auflegen, ohne daß ihr ein anderes Verbrechen begangen habet, als meine Truppen eingenommen zu haben. Dergleichen abscheuliche Grausamkeiten müssen länger nicht geduldet werden, und ich werde nicht gestatten, daß man solche, wider die Menschlichkeit laufende Befehle, vor meinen Augen vollziehe. Ich befehle euch hiermit, diese schändlichen Diener der Tyranney sogleich zu greifen, und ich will die Verantwortung einer That auf mich nehmen, die ihr nicht anders, als auf meinen Befehl unternehmet.„ Die Caciken bedachten sich anfänglich; aber Cortez sprach in einem so gebietenden Tone, daß man nothwendig gehorchen mußte. Die Minister des Montezuma wurden in Verhaft genommen. Man sperrte sie in eine Art von Halseisen ein, welche sehr unbeqvem waren, weil sie dem Gefangenen die Kehle zusammen drückten, und ihn nöthigten, sich alle Augenblicke mit dem Körper in die Höhe zu heben, um Athem schöpfen zu können. Nachdem der spanische General seinem Verfahren weiter nachgedacht hatte, ergriff er eine Aufführung, worinne mehr List und Politik, als Ehrlichkeit war. Da er mit dem Montezuma nicht offenbar brechen wollte, und es gleichwohl auch für nothwendig hielt, die Parthey zu unterstützen, die sich gegen den Kaiser zusammengeschlagen hatte, so beschloß er, noch einige Zeit die Wirkungen der Rebellion zurück zu halten,

und

und sich beym Montezuma ein Verdienst zu erwerben, indem er ihm seine Minister zurück schickte. Es waren ihrer sechs im Gefängnisse, und er ließ zween von ihnen in der Nacht zu sich kommen; und damit sie ihm nicht die üble Begegnung, die ihnen wiederfahren war, zuschreiben möchten, sagte er ihnen, er wolle sie in Freyheit setzen, und alles anwenden, um auch die andern, die noch in den Händen der Caciken wären, sobald als möglich zu befreyen. Er wolle diese, setzte er hinzu, zur Erkenntniß ihres Fehlers bringen, und sie nöthigen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, weil er den Frieden wünsche, und durch seine Ehrerbietung und thätliches Bezeigen die Achtung verdienen wolle, die man ihm, als einem Gesandten und Minister eines großen Prinzen schuldig sey. Er gab ihnen eine Bedeckung mit, und ließ sie heimlich über die Grenze der Provinz Zempoala bringen.

Die Caciken kamen mit Anbruch des Tages zu dem spanischen Generale, und sagten ihm, es wären zween von ihren Gefangenen entwischt. Cortez stellte sich, als ob er über diese Nachricht sehr erstaunte und bestürzt würde. Er schalt die Nachläßigkeit der Indianer, und nahm daher Gelegenheit, in Gegenwart der Caciken zu befehlen, daß die andern Minister des Montezuma auf die Flotte gebracht werden sollten, weil sie daselbst, wie er sagte, besser bewacht werden würden. Er gab seinen Schiffshauptleuten heimlich den Befehl, die mexicanischen Gefangenen wohl zu halten, und ihnen alles

Vergnügen zu machen. Auf diese Weise wußte der listige Spanier das Vertrauen der Caciken zu erhalten, ohne mit dem **Montezuma** zu zerfallen.

Die Gütigkeit, mit welcher die Spanier den Indianern begegneten, zog ihnen eine große Menge Anhänger unter den Unterthanen des Kaisers von Mexico zu. Die Caciken von verschiedenen Districten kamen nach Qviabislan, und boten dem spanischen Generale ihre Truppen und ihren Gehorsam an. Nach dieser Art von Conföderation begaben sie sich wieder in ihre Provinzen zurück. Um die damalige Zeit war es, da **Cortez** anfieng, die Stadt Vera-Crux zwischen dem Meere und dem Flecken Qviabislan zu erbauen. Das Erdreich schien wegen seiner Fruchtbarkeit, wegen des Ueberflusses am Wasser, und wegen der schönen Bäume, welche das benöthigte Holz zum Bauen lieferten, vor andern beqvem dazu. Man grub den Grund zur Ringmauer. Nicht nur die Spanier, sondern selbst die Indianer arbeiteten mit großem Eifer daran. Die Ringmauer war in kurzer Zeit aufgeführt, und man legte hernach einige Festungswerke an, so wie sie für dieses Land nöthig zu seyn schienen. Hernach bauete man Häuser, und die Colonie der Spanier, die bisher noch keine bleibende Stäte gehabt hatte, bekam nun ihren festen Sitz.

Man hatte am Hofe zu Mexico von der Ankunft der Spanier in Zempoala Nachricht erhalten. Man wußte, daß sie von dem Caciken, in

dessen Treue man ein Mißtrauen setzte, sehr wohl waren aufgenommen worden. Montezuma gerieth über diese Nachrichten in Wuth, und setzte sich vor, mit allen seinen Truppen in eigener Person gegen diese Indianer, die ihm zinsbar waren, zu marschiren, sie für ihre Verwegenheit zu züchtigen, und die Spanier auf den Altären seiner Götter zu opfern. Man machte zu diesem Feldzuge schon Anstalten, als man die zween Minister, welchen Cortez die Freyheit geschenkt hatte, an den Hof zurück kommen sahe. Sie machten viel Rühmens von dem Generale der Spanier, den sie als ihren Erretter ansahen, und sagten, daß er keine andern, als friedliche Gesinnungen habe.

Diese Nachricht machte, daß man den Entschluß änderte. Der Zorn des Kaisers legte sich; die Kriegszurüstungen hörten auf, und man wollte nun durch Unterhandlung den Cortez von seinem Vorhaben abzubringen suchen. Es wurden Gesandte an ihn geschickt, welche eben im Lager der Spanier ankamen, als man mit der Befestigung der neuen Stadt Veracrux fertig wurde. Als diese Abgesandte, welche kostbare Geschenke mitbrachten, vor dem Cortez erschienen, hielten sie folgende Anrede an ihn: „Nachdem der große Kaiser Montezuma den Ungehorsam der Caciken von Zempoala und von Qviabislan, und das kühne Verfahren gegen seine Minister in Erfahrung gebracht, hat er eine furchtbare Armee auf die Beine gebracht, um diese Verwegenen für ihr Verbrechen zu bestrafen.

Er hat diesen Entschluß zur Zeit noch unausgeführt gelassen, um mit den Spaniern nicht zu brechen, deren Freundschaft er wünscht, und deren Anführer er hochschätzt, welchem er auch gern seine Erkenntlichkeit bezeigen will, wegen der Zurückschickung seiner beyden Minister. Der Kaiser, unser Herr, kann indeß sich nicht enthalten, darüber in Güte zu klagen, daß ein so tapferer und rechtschaffener Mann sichs gefallen läßt, unter Rebellen zu leben, deren Unverschämtheit man unter dem Schutze seiner Waffen steigen siehet. Die Kühnheit der Verräther stützen, ist beynahe eben soviel, als an der Verrätherey Antheil nehmen. Der Kaiser bittet daher, daß die Spanier sich aus diesem Lande entfernen sollen, damit er es mit der Strafe belegen könne, welche die Rebellen verdient haben. Die Freundschaft, die er zu euch trägt, nöthigt ihn auch noch die Warnung beyzufügen, daß ihr euch nicht gelüsten lasset, an seinen Hof zu kommen, wegen der großen Hindernisse und Gefahren, die einem solchen Unternehmen im Wege stehen würden.„

Dieser letzte Artikel lag eben den Mexicanern am meisten am Herzen. Ehe Cortez ihnen darauf antwortete, ließ er die vier andern gefangenen Minister kommen, welche sich bey ihm für die gute Begegnung bedankten, die ihnen auf der Flotte wiederfahren war. Der General übergab sie den Abgesandten, um sich dadurch ein geneigtes Gehör bey ihnen zu verschaffen; worauf er zu ihnen sagte: „Der Fehler der

Caci=

Caciken von Zempoala und Quiabislan kann durch die Freyheit, die ich den Ministern des **Montezuma** gebe, gut gemacht werden. Ich schätze mich sehr glücklich, diese Gelegenheit gefunden zu haben, meinen Eifer für den Kaiser zu bezeigen, und ihm diesen Beweis meiner Unterthänigkeit zu geben. Ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie man mit den Einnehmern eures Herrn verfahren ist, ein wenig verwegen gewesen sey, ob sie gleich mit der Härte dieser Minister entschuldigt werden kann, welche, mit dem gewöhnlichen Tribute nicht zufrieden, noch aus eigenem Antriebe zwanzig Indianer foderten, um sie auf euern Altären zu opfern. Ein so barbarisches Begehren konnte von den Spaniern nicht geduldet werden, da sie Anhänger einer Religion sind, welche verbietet, die Rechte der Menschlichkeit und der Natur zu verletzen. Was die Caciken betrifft, die ihr für Rebellen ausgebet, muß ich euch sagen, daß ich mit ihnen große Verbindlichkeit habe. Sie haben mir sehr willfährig einen Aufenthalt auf ihrem Gebiete gestattet, da hingegen **Teutilas** und **Pilpatoes** in ihren Provinzen der Gastfreyheit nicht nachgelebt haben, ohne daß sie von ihrem Prinzen Befehl dazu hatten, welcher gewiß ein so seltsames Verfahren nicht billigen würde. Fürchtet nichts von Seiten der Indianer, unter denen ich jetzt lebe. Diese Völker werden nicht das geringste gegen den **Montezuma** unternehmen. Die Caciken, welche über sie herrschen, sind meine Freunde, und werden meine Befehle

nicht verachten. Ich lege daher eine Fürbitte für sie ein, daß ihnen der Kaiser das vergeben wolle, was sie wider seine Minister gethan; außerdem haben sie darinne nichts versehen, daß sie mich und meine Armee aufgenommen haben.

„Auf das Uebrige eurer Rede habe ich nichts zu antworten: wenn ich aber das Glück haben werde, mich zu den Füßen eures Herrn zu sehen, so wird man die Absicht und die Wichtigkeit meiner Gesandschaft schon besser einsehen. Die Hindernisse und die Gefahren, von denen ihr mir sprecht, sind nicht fähig, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Die Spanier, die nichts von Furcht wissen, fühlen doppelte Hitze und Muth beym Anblicke der Gefahren, indem sie von Kindheit an gelernt haben denselben Trotz zu bieten, und den Ruhm mitten unter den furchtbarsten Gefährlichkeiten zu suchen.„ Man konnte den Verdruß der Abgesandten leicht merken, daß es ihnen nicht gelungen war, die Armee der Spanier von dem Gebiete des Reichs zu entfernen, als welches die einzige Absicht ihrer Unterhandlung war.

Die Spanier verließen einige Zeit darnach Zempoala, welches nachher Neu-Sevilien genennet wurde; und als sie zu Veracrux anlangten, brachte ihnen ein kleines Schiff, das von Cuba kam, eine Verstärkung von zween Officieren, zehn Soldaten, einem Pferde und einer Stute, welches unter den damaligen Umständen als eine beträchtliche Verstärkung angesehen wurde.

Cortez

Cortez erfuhr von diesen ankommenden Personen, daß Diego Velasqvez immer noch heftig gegen ihn aufgebracht sey; diese Nachricht aber beunruhigte den spanischen General nicht sehr. Dieser, der stets den Kopf von dem großen Projecte voll hatte, worauf er seit langer Zeit dachte, glaubte, daß es Zeit sey, dem Könige in Spanien von allem Nachricht zu geben, was in Amerika vorgieng. Die Officiere schrieben von Veracrux aus an den König, und erzählten ihm alle Umstände ihrer Unternehmung, und der dabey gehabten Vortheile; sie gaben ihm zugleich von dem Projecte, dieses große weitläuftige Reich der spanischen Krone zu unterwerfen, Nachricht. Der Schluß dieses Briefes war eine unterthänige Bitte der Stadt und der Armee, daß Ferdinand Cortez zum General-Commendanten dieser Unternehmung ernennt würde, ohne vom Diego Velasqvez abzuhängen. Cortez schrieb von seiner Seite fast eben diese Dinge, und zu Ueberbringern dieser Briefe an den Hof zu Madrid erwählte man die Hauptleute Alphonsus Hernandez, Porto Carrero, und Franz de Montexo. Es wurde auch beschlossen, alles Gold, alle seltenen und kostbaren Edelsteine, in deren Besitz man gekommen war, nach Spanien zu schicken. Die Officiere und Soldaten gaben alles willig her, was sie seit ihrer Ankunft in Indien an sich gebracht hatten.

Man rüstete in der Geschwindigkeit das beste Schiff von der Flotte aus, und der Tag der Ab-

fahrt wurde auf den 16ten Julius, im J. 1519 festgesetzt. Einige Soldaten und Matrosen machten ein Complot zusammen, und wollten dem Velasqvez von diesem Vorfalle Nachricht geben, damit er das Schiff auffangen könnte, das nach Spanien bestimmt war. Die Sache wurde aber verrathen. Zween Soldaten wurden zum Tode verurtheilt, und wirklich hingerichtet, weil sie die Urheber der Verschwörung gewesen waren. Dem Matrosen, der das Schiff hatte führen wollen, auf welchem die Verschwornen zu entfliehen gedachten, hieb man die Füße ab. Zween andere von den Verschwornen wurden gegeißelt; allen andern gab man Pardon, als Leuten, die sich hinter das Licht hatten führen lassen.

Ferdinand Cortez, der schon seit langer Zeit darauf umgegangen war, seinen Namen berühmt zu machen, und seinem Vaterlande durch die Eroberung von Mexico einen neuen Glanz zu verschaffen, entschloß sich, nachdem er über die Mittel zu diesem großen Unternehmen nachgedacht hatte, zu einer Handlung, welche die Größe seiner Seele und seinen lebhaften Muth an den Tag legte. Er faßte den Entschluß, seine Schiffe zu zerschlagen, um seine Soldaten zu nöthigen, entweder zu siegen oder zu sterben. Er vermehrte außerdem, da er diese Parthey ergriff, seine Truppen mit mehr als hundert Mann, welche zuvor Matrosen und Steuermänner gewesen waren. Diese Vermehrung erleichterte ihm die Mittel, sein Vorhaben aus-

auszuführen. Er theilte dasselbe seinen Vertrauten mit, und wußte der Sache eine solche Wendung zu geben, daß die Matrosen selbst ausbrachten, die Schiffe wären nicht mehr zu brauchen, und fiengen an zu versinken. Auf ihre Aussage folgte sogleich der Befehl des Cortez, die Segel, Seile, Pfosten und alles Eisenwerk, das man zu etwas anderem brauchen könnte, ans Land zu bringen; worauf er befahl, alle große Schiffe an der Küste scheitern zu lassen, und nichts als die Kähne zurück zu behalten, um sich ihrer zum Fischen zu bedienen. Eben so ließ Agothocles, der Tyrann von Sicilien, nachdem er seine Truppen auf der africanischen Küste ausgeschifft hatte, die Schiffe verbrennen, auf welchen er sie herüber gebracht hatte, um den Soldaten alle Hoffnung zur Flucht zu benehmen.

Nach dieser kühnen That sprach man weiter von nichts mehr, als von einer Reise nach Mexico. Cortez versammelte seine Truppen bey Zempoala. Sie bestanden aus fünfhundert Mann zu Fuß, funfzehn Reutern und sechs Kanonen. Das war es alles, womit man sich zum Herrn der neuen Welt machte. Funfzig Mann und zwey Pferde wurden zur Besatzung in Veracrux zurück gelassen. Der General der Spanier ernannte hierauf einen Gouverneur für diese Stadt, und die Caciken wurden befehligt, ihm Gehorsam zu leisten. Die Spanier, von vierhundert Indianern begleitet, welche das Gepäcke trugen, und mehr als Geiseln angesehen

gesehen wurden, setzten sich den 16ten August 1519 nach Mexico in Marsch. Nach vielen beschwerlichen Tagereisen langten sie in der Provinz Zocothlan an. Der Cacike kam dem Generale entgegen, und **Cortez** fragte den indianischen Prinzen, ob er ein Unterthan des Kaisers von Mexico sey. Der Cacike gab trotzig zur Antwort: „Ist wohl jemand auf dem Erdboden, welcher ein Vasall oder Sclave des **Montezuma** wäre? — Ich sehe wohl, erwiederte **Cortez**, daß man zu Jocothlan die Welt sehr wenig kennt, weil ich und meine Gefährten Unterthanen eines Kaisers sind, der so mächtig ist, daß er verschiedene Prinzen zu Vasallen hat, die weit größer sind, als **Montezuma**.„

Cortez hatte geglaubt diesen Caciken, so wie die andern, gegen den Kaiser von Mexico aufgebracht zu sehen; er sahe aber, daß er sich geirret hatte. Der indianische Prinz machte ihm eine übertriebene Vorstellung von den Reichthümern, von der Macht dieses Monarchen, und besonders von dem Unglück derer, die ihm nicht gehorsam seyn wollten. „Die Feinde des **Montezuma**, sagte er, kommen alle in die Zahl der Opfer, die er seinen Göttern bringt. Mehr als zwanzig tausend Menschen werden alle Jahre auf den Altären dieser Götter geschlachtet.„ Man siehet wohl ein, daß der Cacike durch diese übertriebene Vorstellung den **Cortez** nur schüchtern zu machen suchte. Dieser gab darauf zur Antwort: „Ich kenne das Reich und die Macht

eures Herrn. Wenn der Kaiser nur ein mittelmäßiger Fürst gewesen wäre, so würde ich nicht aus einem so fernen Lande gekommen seyn, um ihm die Freundschaft eines andern und weit grössern Monarchen anzubieten. Ich komme mit friedfertigen Gesinnungen hieher, und die Waffen, die ihr in den Händen meiner Begleiter sehet, sollen meiner Gesandschaft nur ein größeres Ansehen geben, nicht aber zu Gewaltthätigkeiten dienen. Montezuma und alle Caciken sollen demnach wissen, daß ich den Frieden suche, ohne den Krieg zu scheuen, weil der geringste meiner Soldaten im Stande seyn würde, eine ganze Armee eures Kaisers zu schlagen. Ich werde nie den Degen ziehen, wenn man mich nicht angreift; sobald ich ihn aber aus der Scheide bringe, werde ich alles mit Feuer und Schwerdt verwüsten. Die Natur wird Ungeheuer zu meinem Dienste erschaffen; der Himmel wird seine Blitze schleudern, weil ich zur Vertheidigung seiner Sache gekommen bin, indem ich eure Irrthümer heben, und jene abscheuliche Opfer abschaffen will, die ihr als einen Beweis der Größe eures Königs anführet." Da sich hierauf Cortez zu seinen Soldaten wendete, sagte er zu ihnen: "Meine Freunde, hier finden wir, was wir suchen; große Gefahren und große Reichthümer; diese verschaffen uns Glück, und jene erwerben uns Ruhm."

Diese Rede schlug den Stolz der Indianer nieder, und erhob den Muth der Spanier. Sie blieben fünf Tage zu Zocothlan, und als sie

wieder aufbrechen mußten, nahmen sie nicht den Weg, den ihnen der Cacike gezeigt hatte, sondern wählten einen andern; denn sie traueten dem nicht, der es so sehr mit dem Montezuma zu halten schien. Sie beschlossen durch die Provinz Tlascala zu gehen, welche sehr volkreich war, und deren Einwohner den Ruhm als tapfere Leute hatten. Es ward diese Provinz von keinem Caciken, sondern durch eine Art von Senat regiert, der aus den angesehensten Personen jeden Cantons bestand. Die Tlascalaken hatten sich gegen den Kaiser empört, und er hatte sie nie wieder zum Gehorsam bringen können; dieses brachte den Cortez auf den Einfall, seinen Weg durch ihr Land zu nehmen.

Als die Spanier auf dem Gebiete dieser Provinz angelangt waren; schickten sie einige indianische Herren, die in ihrem Gefolge waren, an die Stadt Tlascala ab, und ließen den Senat ersuchen, daß er der fremden Armee den Durchzug erlauben und erleichtern wolle. Man schrieb den Abgeschickten alles vor, was sie sagen sollten, und als man ihnen eine Audienz bewilligte, redeten sie folgender Gestalt: „Edle Republicaner, tapfere und mächtige Tlascalaken, der Herr von Zempoala und die Caciken des Gebirges, eure Freunde und Bundesgenossen, grüßen euch, und nachdem sie euch eine reiche Erndte und den Tod eurer Feinde gewünscht haben, thun sie euch zu wissen, daß sie, von Morgen her, Leute in ihr Land haben kommen sehen, welche Götter zu seyn scheinen. Sie

sind

sind in großen Palästen über das Meer gekommen, und tragen Donner und Blitz in ihren Händen; Waffen, deren Gebrauch sich der Himmel vorbehalten hat. Sie sind Diener eines höhern Gottes als der unsrige, eines Gottes, der weder die Tyranney, noch die Opfer von Menschenblut dulden kann.

„Ihr Anführer ist von einem sehr mächtigen Prinzen abgesandt, welcher aus Eifer für die Religion getrieben, die Mißbräuche abzuschaffen gedenkt, welche in unserm Lande herrschen, und die Grausamkeiten, welche Montezuma begehet. Dieser großmüthige Fremde siehet sich genöthigt, nachdem er unsere Provinzen von der Unterdrückung befreyet hat, den Weg nach Mexico durch das Gebiete eurer Republik zu nehmen, und wünscht zu erfahren, womit euch der Tyrann beleidigt habe, um die Vertheidigung eures Rechts so über sich zu nehmen, als ob es seine eigene Sache wäre. Die Wissenschaft, die wir von seinen guten Absichten haben, und die Beweise, die er uns von seiner Leutseligkeit gegeben, haben uns verpflichtet, vor ihm her zu gehen, um euch im Namen unserer Caciken und ihrer Bundesverwandten zu bitten und zu ermahnen, daß ihr diese Fremdlinge als Wohlthäter und als Bundesverwandte eurer Bundesverwandten ansehen wollet.

„Wir melden euch, daß ihr Anführer mit friedlichen Gesinnungen hieher kömmt, und nichts weiter, als die Erlaubniß sucht, durch euer Gebiete zu marschiren. Er verlangt nichts, als

euren

euren Vortheil. Seine Waffen sind die Werkzeuge der Gerechtigkeit und der Vernunft, und er braucht sie nicht anders, als gegen die Feinde der Menschlichkeit."

Die Meynungen im Senate waren getheilt, was das Verhalten anbetraf, das man gegen die Spanier beobachten sollte. Einer der ältesten und angesehensten Senatoren, Namens Magiscatzin, hielt eine lange Rede, worinne er zu beweisen suchte, man müsse sich zum Vortheile der Fremden erklären. "Meine Meynung, sagte er am Ende der Rede, ist, daß man sie mit aller möglichen Leutseligkeit aufnehmen müsse; weil, wenn sie Menschen sind, sie die Vernunft auf ihrer Seite haben, und wenn sie etwas mehr sind, sie den Willen der Götter für sich haben, welcher noch mehr ist als die Vernunft."

Alle Senatoren schienen geneigt, dem Rathe des Magiscatzin zu folgen, als Ricotencal die Erlaubniß zu reden sich ausbat. Er war ein junger Mann, voll Feuer und Herz, den sein Muth und verschiedene glückliche Verrichtungen im Kriege zur Würde eines General-Capitains erhoben hatten. Er erklärte sich ganz gegen die Fremden, und zeigte, daß er mehr Einsicht habe, als alle andere Indianer. "Ihr Donner und ihre Blitze, sagte er, indem er von den Feuergewehren der Spanier redete, jene ungeheuern Maschinen, die ihr Paläste auf dem Meere nennet, alle diese Dinge sind von Menschenhänden gemacht, und wir bewundern sie nur, weil wir nie dergleichen gesehen

haben. Kann der Sieg, den sie zu Tabasco davon getragen haben, für etwas sehr übernatürliches unter uns angesehen werden, da wir gewohnt sind, alle Tage weit größere Thaten, blos mit den Kräften der Republik thun zu sehen? Was die Großmuth anbetrifft, die sie gegen die Einwohner zu Zempoala bewiesen haben, so ist dieselbe vielleicht nur ein Kunstgriff, um das Herz der Völker um soviel eher zu gewinnen; denn diese Großmuth verträgt sich nicht sehr mit dem, was wir von der Herrschsucht, dem Geize und dem Stolze der Spanier gehört haben. Suchen sie nicht, außer der Begierde nach unsern Schätzen, auch eine Ehre darinn, Feinde unserer Religion zu seyn? Sie stürzen unsere Altäre um, reissen unsere Tempel nieder, und lästern unsere Götter. Und bey dem allen zweifeln wir noch, ob wir uns ihren Gewaltthätigkeiten widersetzen sollen? Ich meines Orts bin der Meynung, daß wir unsere Truppen zusammen nehmen, und diese Leute von dem Erdboden vertilgen müssen, welche sich zu Tyrannen unsers Vaterlandes und zu Verwüstern unserer Religion aufwerfen."

Da diese Rede viel Eindruck machte, so wurde die Sache zu fernerer Ueberlegung ausgesetzt, und beschlossen, daß Xicotencal die Truppen der Republik anführen, und die Spanier angreifen sollte. "Wenn wir siegen, sagten die Glieder des Senats, so ist es ein offenbarer Gewinnst für unsere Nation; und werden wir geschlagen, so wird es uns allemal leicht seyn,

einen Vergleich zu treffen.„ Da demnach diese Barbaren den Entschluß gefaßt hatten, ihre Kräfte gegen die Spanier zu messen, so fiengen sie damit an, daß sie die Gesandten zurück behielten, ohne ihnen indeß etwas zu Leide zu thun.

Nachdem **Cortez** in Erfahrung gebracht hatte, daß die Indianer den Krieg wählten, ließ er ihnen nicht Zeit, große Zurüstungen zu machen, sondern marschirte in guter Ordnung mit seiner Armee auf die Hauptstadt los. Die Spanier geriethen in einen Hinterhalt von fünf tausend Indianern; aber ihre Artillerie half ihnen bald aus der Verlegenheit. **Cortez** setzte seinen Marsch fort, und bekam die feindliche ganze Armee zu Gesichte, welche ungemein zahlreich war, weil sie, wie man vorgiebt, aus vierzig tausend Mann bestanden haben soll. Da er seine Soldaten nach dem Angriffe sehr begierig sahe, hielt er sie nicht lange mit einer Rede auf, wie er sonst zu thun pflegte, sondern ließ sie sogleich zum schlagen kommen. Die Barbaren zeigten anfangs viel Muth, und daß sie das Kriegshandwerk verstanden: aber die Feuergewehre, und der Anblick der Pferde setzte sie in solches Schrecken, daß sie die Flucht ergriffen. Sie zogen sich indeß mit vieler Ordnung zurück. Einige Tage darnach lieferten die Indianer eine zweyte Schlacht, welche weiter zu nichts diente, als den Ruhm der Spanier noch höher zu treiben. Diese zwangen auch endlich die Tlascalaken, um Friede zu bitten.

Mon-

Montezuma, der von allem benachrichtigt wurde, was zu Tlascala vorgieng, erkannte jetzt die Gefahr, die ihm drohete, deutlicher als jemals, als er von einer geringen Mannschaft die kriegerische Nation besiegt und bezwungen sahe; die so oft den Kräften des ganzen mexicanischen Reichs widerstanden hatte. Er hörte mit Verwunderung den Sieg der Spanier erzählen, und fürchtete, daß diese Fremden, nachdem sie die Tlascalaken überwunden hätten, die Waffen eben dieses Volks gegen sein Reich kehren möchten. Um nun nicht die Indianer und Spanier zugleich zu fürchten zu haben, beschloß er, das Bündniß zu hindern, das eben zwischen den Siegern und Besiegten geschlossen werden sollte. Er schickte demnach fünf angesehene Mexicaner als Gesandte, mit einem kostbaren Geschenke ab, und zwar unter dem Vorwande, als ob sie dem Cortez zu seinen Siegen Glück wünschen sollten; die Hauptabsicht aber war, den spanischen General zu bitten, daß er von seinem Vorhaben, an den Hof zu Mexico zu kommen, abstehen möchte.

Die Abgesandten kamen im Lager der Spanier an, allwo sie Cortez mit Bezeigung vieler Freude empfieng. Sie trugen ihre Sache vor; aber der spanische Heerführer hielt es nicht für gut, ihnen sogleich darauf zu antworten, indem er sie erst zu Zeugen der Unterthänigkeit haben wollte, womit die Tlascalaken bey ihm um Friede baten. Die Republik Tlascala schickte auch bald ihre Gesandten anher, welche den tapfern Xico-

tencal an ihrer Spitze hatten. Dieser führte das Wort, und sprach mit der Freymüthigkeit eines Soldaten. Er gestand, daß er der einzige Urheber des Krieges wider die Spanier sey, und der Schluß seiner Rede war, daß die Tlascalaken eifrig den Frieden wünschten, daß sie den Ueberwinder bäten, ihnen denselben zu gewähren, und mit seinen Truppen nach Tlascala zu kommen, und die Einwohner daselbst mit seiner Gegenwart zu beehren.

Die Rede des Xicotencal gefiel dem Cortez sehr. Dieser nahm indeß eine strenge Mine an, und stellte dem indianischen Generale vor, wie wenig Ursache die Republik gehabt habe, ihm den Krieg anzukündigen. Er ließ sich weitläuftig auf diesen Umstand ein; und nachdem er das Verbrechen ungemein vergrößert hatte, um die Vergebung desto ansehnlicher zu machen, sagte er: „Ich gebe euch den Frieden, um den ihr bittet. Meine Truppen sollen auf ihrem Durchmarsche keine Gewaltthätigkeit verüben. Wenn die Gelegenheit sich zeigen wird, in eure Stadt zu kommen, werde ich Sorge tragen, euch davon zu benachrichtigen, damit ihr alles veranstalten könnet, was zu meinem Einzuge und zu meinem Empfange nöthig ist.„ Hiermit beschloß Cortez die Audienz; er umarmte den Xicotencal, und sagte, indem er ihm die Hand reichte: „Ich werde nicht länger ausbleiben, als ich nöthig habe, die Abgesandten des Montezuma abzufertigen.„

Die

Die mexicanischen Deputirten hatten dieser Unterredung beygewohnt. Sobald Xicotencal weggegangen war, sagten sie zu dem Cortez, sie erstaunten, daß ein so kluger Mann, als er, die Tlascalaken noch nicht kennete; ein barbarisches Volk, das sich mehr durch seine List als durch seine Tapferkeit forthülfe, und das sich um das Vertrauen des Ueberwinders nur bemühe, um ihn und seine Soldaten ins Unglück zu stürzen. Als die Abgesandten des Montezuma sahen, daß Cortez das Wort halten wollte, das er den Tlascalaken gegeben hatte, baten sie ihn, seinen Einzug in die Stadt Tlascala nur noch um sechs Tage zu verschieben, damit einige von ihnen Zeit bekämen, den Kaiser von dem, was vorgienge, Nachricht zu geben. Cortez wollte ihnen diese Gefälligkeit nicht abschlagen, und ließ sie reisen. Es machten sich daher zween von ihnen auf den Weg, und die andern blieben im Lager der Spanier.

Die Abgesandten, welche Ferdinand Cortez nach Spanien geschickt hatte, um dem Könige von den Eroberungen der Spanier in der neuen Welt Nachricht zu bringen, kamen zu Sevilla im Monat October 1519 an. Ihr Schiff, und alles was in demselben war, wurde auf Ansuchung eines Capellans des Velasqvez in Beschlag genommen, indem er vorgab, das Schiff gehöre seinem Herrn; die Abgeschickten des Cortez hatten kein anderes Mittel, als an den König Carl V zu appelliren, welcher eben im Begriff war, nach Flandern zu gehen, weil

er sich zum Kaiser wollte wählen lassen. Da man wußte, daß er sich einige Zeit zu Tordesillas aufhalten würde, wo er von der Königinn Mutter Abschied nehmen wollte, so begaben sich die Abgesandten des Cortez dahin, um zu versuchen, ob sie allda zur Audienz kommen könnten. Sie wurden dem Könige vorgestellt, der sie mit Vergnügen anhörte, und sehr gern vernahm, daß man ihm am äußersten Ende der Erden Völker unterwürfe. Er that an die beyden Officiere und an den Steuermann verschiedene Fragen wegen des Landes, aus welchem sie kämen; er hatte aber nicht Zeit auf ihre angebrachte Klage zu antworten, weil er damals mit sehr wichtigen Dingen beschäfftigt war.

Die Anhänger, welche **Diego Velasqvez** im Rathe zu Madrid hatte, thaten alles, was sie konnten, um den Agenten des Cortez Verdruß zu machen. Alles, was diese erhielten, war, daß man ihnen von den weggenommenen Sachen etwas heraus gab, damit sie zu leben hätten; unter solchen mißlichen Umständen brachten sie zwey Jahre am Hofe zu, ehe man ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. So gieng man mit Männern um, die sich aufgeopfert hatten, um ihrem Herrn weitläuftige und reiche Länder zu erobern; wir wollen aber wieder zu den Begebenheiten in Mexico zurück kehren.

Die beyden mexicanischen Abgesandten, welche dem Montezuma die Nachricht bringen wollten, wie ihre Unterhandlung abgelaufen wäe, kamen in das Lager der Spanier zurück, beglei-

begleitet von sechs Kronbedienten des Kaisers. Sie brachten neue Instructionen mit, und sagten, ihr Herr wünsche sehr eifrig der Freund und Bundesgenosse des großen Prinzen zu seyn, dem die Spanier gehorchten; er erbiete sich, diesem Monarchen einen Tribut zu bezahlen, und mit ihm die Schätze von Mexico zu theilen, weil er ihn wie den Sohn der Sonne, oder wenigstens als den Herrn der Länder verehre, wo man dieses glänzende Gestirn aufgehen sähe: **Montezuma** aber bedinge sich auch zweyerley aus: erstlich, daß **Cortez** sich in keine Verbindung mit den Tlascalaken einlassen solle, indem sie die grausamsten Feinde des Reichs wären; zweytens, daß die Spanier den Vorsatz fahren liessen, nach Mexico zu kommen, weil, nach den Gesetzen des Landes, der regierende Herr sich vor keinem Ausländer dürfe sehen lassen. Die Abgesandten setzten hinzu, die Mexicaner wären so strenge Beobachter ihrer Gesetze, daß der Kaiser mit seinem ganzen Ansehen die Gewaltthaten nicht würde hindern können, zu welchen das Volk schreiten würde, wenn je die Spanier einen Fuß in die Stadt Mexico setzten.

Cortez gab den Abgesandten noch keine Antwort; er sagte ihnen blos, sie möchten von ihrer Reise ausruhen, er wolle sie sodann bald wieder abfertigen. Seine Absicht war, daß sie einer Ceremonie beywohnen sollten, worüber sie sich, wie er wußte, sehr ärgern würden. Die Senatoren von Tlascala kamen alle mit einander in das Lager der Spanier. **Magiscatzin**, und

der Vater des Xicotencal, ein alter ehrwürdi-
ger Greis, der schon blind war, befanden sich
an ihrer Spitze. Als dieser ehrwürdige Alte
vor dem Cortez erschien, umarmte er ihn mit
den Kennzeichen der lebhaftesten Zuneigung, be-
fühlte ihn mit der Hand das Gesicht und ver-
schiedene Theile des Leibes, und redete ihn ohn-
gefähr folgender Gestalt an:

„Großmüthiger Heerführer, du magst der
Unsterblichen einer seyn oder nicht, du hast jetzt
den Senat zu Tlascala in deiner Gewalt, wel-
cher kömmt, dir den höchsten Beweis seines Ge-
horsams zu geben. Wir kommen nicht, den Feh-
ler unserer Nation zu entschuldigen, sondern
blos durch unsere Aufrichtigkeit deinen Zorn zu
besänftigen. Eben wir sind es auch, die den
Schluß fasseten, dich um Friede zu bitten. Die
Wirkung des erstern Entschlusses ist nur allzu
schleunig gewesen; mit dem andern gieng es
schon langsamer her: aber die reiflichern Ueber-
legungen haben dieses an sich. Ich kann versi-
chern, daß diese Verzögerung vornehmlich ge-
dient habe, uns besser mit deiner Tapferkeit be-
kannt zu machen, und den Wunsch, unter der
Zahl deiner Freunde zu seyn, bey uns zu ver-
stärken.

„Wir wissen, daß Montezuma dich von
einer Verbindung mit uns abzuhalten sucht;
aber du mußt ihn nicht anders ansehen, als ei-
nen Tyrannen, weil er dich zu einer Ungerech-
tig-

tigkeit verleiten will. Wir verlangen nicht, daß du uns gegen ihn beystehest, unsere Kräfte allein sind gegen einen jeden, außer dir, hinreichend; wir werden es aber allemal mit dem äußersten Mißvergnügen sehen, wenn du auf seine Versprechungen bauest, weil wir die Kunstgriffe dieses arglistigen Prinzen kennen. Du hast uns den Frieden bewilligt, wer kann dich jetzt wirklich zurück halten? Warum willst du unsere Stadt nicht mit deiner Gegenwart beehren? Wir kommen in der Absicht, dein Vertrauen zu gewinnen, oder unsere Freyheit in deine Hände zu geben. Wähle unter diesen beyden Partheyen, welche dir die angenehmste ist; denn in Ansehung unser sehen wir die Nothwendigkeit, entweder deine Freunde oder deine Sclaven zu seyn.„

Ferdinand Cortez nahm diese Senatoren sehr freundschaftlich auf, und versprach ihnen, ungesäumt zu kommen, und seinen Aufenthalt in ihrer Stadt zu nehmen. Er erfüllte sein Versprechen, und hatte Ursache, mit dem Vertrauen gegen diese Republikaner zufrieden zu seyn. Cortez bekam bald eine genaue Kenntniß von diesem ganzen Lande. Die Provinz Tlascala war ungemein bevölkert, und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Man bewunderte die Verschiedenheit und den vortrefflichen Geschmack ihrer Früchte, die erstaunliche Menge von Wildpret und Vögeln. Eins ihrer größten

Reichthümer war die Cochenille *), deren Gebrauch die Indianer noch nicht kannten.

Obgleich die Tlascalaken eine beständige Neigung gegen die Spanier blicken ließen, so waren diese doch immer auf ihrer Hut, und giengen nie anders als Schaarenweise, und mit ihren Feuergewehren aus. Dieses Mißtrauen kränkte die Indianer, daß sie darüber den Spaniern Vorwürfe machten. Cortez sagte ihnen, daß die Soldaten seines Landes zu Friedenszeiten alles thäten, was sie im Kriege zu thun gewohnt wären, und daß die Waffen zugleich eine Art des Schmucks bey ihnen wären. Durch diese Vorstellungen beruhigte Cortez die Tlascalaken, ohne das Mittel seiner Sicherheit aus den Händen zu lassen.

Magiscatzin fragte eines Tages den spanischen General, ob er ein Sterblicher wäre: „denn, sagte er, eure Thaten haben etwas übernatürliches, und jenen Character der Güte und der Größe, die wir den Göttern zuschreiben. Wir verstehen aber nichts von den Ceremonien, womit ihr, wie es scheint, der Gottheit Dienste erweiset. Die Opfer fallen doch ins Auge, wir aber

*) Die Cochenille ist ein Insect oder ein kleiner Wurm, der von den Blättern eines wilden und dornichten Baumes lebt. Man bedient sich desselben zum Scharlachfärben; und diese Scharlachfarbe giebt vielleicht der nichts nach, welche die Alten aus dem Blute ihrer Murex bekamen.

aber sehen dergleichen bey euch gar nicht. Wir wissen außerdem, daß kein Opfer möglich ist, wenn nicht einer für das Heil der andern stirbt.„ Cortez gestand sehr offenherzig, daß er und seine Soldaten sterbliche Menschen wären; er setzte aber hinzu, daß, da sie unter einem bessern Himmelsstriche gebohren wären, sie weit mehr Geist, Lebhaftigkeit und Stärke hätten, als die andern Menschen. Ohne sich also mit Unwahrheit für unsterblich auszugeben, erhielt er noch allemal den Ruf, daß er unsterblich sey. Endlich sagte er noch zu dem Magiscatzin, daß sie nicht allein einen höchsten Gott im Himmel erkenneten, welcher Herr der ganzen Welt sey, sondern daß sie auch Unterthanen des größten Prinzen auf dem Erdboden wären, welchem jetzt ebenfalls das Volk von Tlascala unterthänig sey, weil sie, als Brüder der Spanier, sich nicht weigern könnten, einerley Herrn zu erkennen. Die Fragen, welche die indianischen Senatoren an den spanischen General gethan hatten, gaben diesem letztern Gelegenheit, gegen die Abgötterey und besonders gegen die abscheulichen Opfer dieser barbarischen Nation zu declamiren. Man wollte sie von den vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion unterrichten; aber alles, was man ihnen darüber sagte, machte keinen Eindruck. Die Indianer gaben zwar zu, daß der Gott der Spanier sehr groß, und vielleicht grösser als ihre Götter wäre; ein jeder aber sey Herr in seinem Lande. In Indien müsse man einen andern Gott wider Stürme und Ungewitter,

einen

einen andern wider die Wasserfluthen, die ihre Erndten verstöhrten, einen andern, der ihnen im Kriege beystünde, haben, und es sey unmöglich, daß ein Gott für alle diese Dinge sorgen könne. Alles, was man von diesen Völkern erhalten konnte, war, daß keine Menschenopfer mehr gebracht werden sollten.

Es kostete nicht so viele Mühe, sie zur Unterwerfung unter den spanischen Scepter zu bringen. Sie willigten gern ein, Vasallen des Königs in Spanien zu werden, weil sie hofften, daß dieser neue Herr sie gegen den **Montezuma** schützen würde. Sie baten den **Cortez**, daß das Gespräch, das sie über die Religion gehalten hatten, nicht außer dem Qvartiere der Spanier ausgebreitet würde, weil ihre Götter, wenn sie davon Nachricht bekämen, Sturmwetter über sie schicken, oder eine Wasserfluth erregen würden, die ihnen den Untergang brächte.

Cortez schickte die Abgesandten des **Montezuma** wieder zurück, und sagte beym Abschiede zu ihnen: „Erzählet eurem Herrn alles, was sich in eurer Gegenwart zugetragen. Ihr seyd Zeugen des Eifers gewesen, womit die Tlascalaken den Frieden gebeten haben, und habet die Aufführung gesehen, die sie nach Erhaltung desselben beobachtet. Diese Völker sind jetzt in meiner Gewalt, und ich hoffe sie zur Unterthänigkeit gegen den Kaiser zurück zu führen. Dieses ist eine von den Hauptursachen, warum ich mich zu eurem Herrn verfügen will, um seine Gnade für diese Völker um soviel leichter auszuwirken.„

Die

Die Abgesandten nahmen hierauf ihren Abschied, und brachten dem Montezuma die Nachricht, daß Cortez in seinem Entschlusse unbeweglich sey.

Eine andere Naturbegebenheit trug ebenfalls bey, die Spanier als Menschen anzusehen, deren Seele gar nichts von Furcht wüßte. Acht Meilen von Tlascala war ein Berg, der zu gewissen Zeiten Rauch und Flammen von sich spie. Die Indianer waren allemal in der äußersten Bestürzung, wenn dieser Berg Feuer auswarf; sie hielten es für eine Vorbedeutung eines Unglücks, das ihnen begegnen würde. Jede Funke hielten sie für die Seele eines Tyrannen, welche hervor käme, die Bewohner der Erde zu züchtigen. Während daß die Spanier zu Tlascala waren, spie der Berg etlichemal Feuer. Diego d' Ordaz bat den Cortez um die Erlaubniß, auf den Berg steigen zu dürfen, um dieses Wunder der Natur zu untersuchen. Dieser Vorsatz brachte die Indianer in Furcht, daß sie den Spanier baten, ein so verwegenes Werk nicht zu unternehmen. Man erzählte ihm tausend lächerliche Dinge; alles aber diente weiter zu nichts, als den spanischen Officier noch begieriger zu machen; und ob gleich Cortez sahe, daß sich ein Bißchen Eitelkeit ins Spiel mengte, so gab er doch der Bitte des Ordaz nach, damit die Indianer überzeugt würden, daß Dinge, die sie für unmöglich hielten, es doch für die Tapferkeit der Spanier nicht wären; so eifersüchtig war er auf die Ehre und den Ruhm seiner Nation.

Der

Der Officier reisete in Begleitung zweyer Soldaten von seiner Compagnie, und einiger vornehmer Indianer ab, welche ihn bis auf eine gewisse Entfernung zu begleiten versprachen, weil sie nicht glaubten, daß er mit dem Leben wieder zurück kommen würde. Die Landschaft um den Berg herum ist ungemein anmuthig, auf allen Seiten mit den schönsten Blumen bewachsen, welche einen angenehmen Schatten geben, gleich als ob die Natur durch ein betrügliches Vergnügen die Erblickung der Gefahr, welcher man sich aussetzt, hätte hindern wollen. Hinter dieser schönen Decke findet man nichts als ein unfruchtbares Erdreich, sowohl wegen des Schnees, der die Erde das ganze Jahr hindurch an diesem Orte bedeckt, als auch wegen der Asche, welche gegen den Rauch von fern so weiß aussiehet als Schnee.

Die Indianer hielten sich an einem Orte auf, wo sie nichts zu fürchten hatten, da indeß Ordaz und seine beyden Soldaten alle Mühe anwandten, den Gipfel des Berges zu erreichen. Sie waren nicht weit mehr von der Oefnung desselben, als sie die Erde unter ihren Füßen von den heftigen Stößen beben fühlten. Sie hörten ein gräßliches Getöse, worauf augenblicklich mit einem entsetzlichen Geprassele fürchterliche Flammen in einen dicken Rauch gehüllt, und mit einer Menge Asche vereinigt, aus dem Berge fuhren. Als Ordaz merkte, daß die Erde aufhörte zu beben, das Getöse nachließ, und der Rauch nicht mehr so dick war, näherte er sich

herz.

herzhaft der Oefnung des Berges. Er sahe in dem Grunde einen großen Feuerklumpen, der in Blasen sich zu erheben schien, so wie flüßige Sachen zu thun pflegen.

Nachdem er diese Entdeckung gemacht hatte, kehrte er zu den Indianern zurück, welche sich kaum von ihrem Erstaunen erholen konnten, in welches sie durch eine so außerordentliche Kühnheit waren versetzt worden. Die Neugier oder, wenn man will, die Verwegenheit des Ordaz hatte sehr glückliche Folgen; denn als Cortez, mit den Waffen in der Hand, seinen zweyten Einzug in die Stadt Mexico hielt, und es der Armee an Pulver fehlte, erinnerte er sich dessen, was Ordaz im Grunde des feuerspeyenden Berges gesehen hatte, und ließ soviel Schwefel aus dem Berge holen, als nöthig war, seine Leute mit Munition zu versehen.

Die Spanier blieben zwanzig Tage zu Tlascala, während welcher Zeit ihr Anführer Besuche von seinen Alliirten annahm. Endlich setzte man sich wieder in Marsch, um an dem Hofe des Montezuma zu erscheinen. Man stritt sich über den Weg, den man nehmen sollte. Cortez hatte Lust, über Cholula, eine große und volkreiche Stadt, zu gehen, wo die besten Truppen des Kaisers im Qvartiere standen. Die Tlascalaken billigten dieses Vorhaben nicht, sondern riethen ihm, den Weg durch das Land Guajozingo zu nehmen, wo sie nicht allein mehr Sicherheit, sondern auch an allem Ueberfluß finden würden. Sie führten noch zum Grunde an,

die Einwohner von Cholula wären Verräther, und erwiesen dem Montezuma einen sclavischen Gehorsam. Sie setzten hinzu, die benachbarten Provinzen sähen diese Stadt als ein geheiligtes Land an, weil sie in ihren Mauern mehr als vierhundert Tempel hätte, von so seltsamen und bösartigen Göttern, daß die Welt vor ihnen nicht sicher wäre, und es aus diesem Grunde sehr gefährlich sey, ihr Gebiete zu betreten, wenn man nicht vorher die Einwilligung ihrer Götter dazu hätte. Diese Umstände, die in den Augen der Indianer sehr wichtig seyn mochten, waren eben das nicht, was den Spaniern bedenklich schien.

Ehe man darüber einen Entschluß gefaßt hatte, kamen von Seiten des Montezuma neue Gesandte, mit Geschenken und der Versicherung an, daß der Kaiser in das Vorhaben der Spanier willige, und ihnen die Gnade erweisen würde, den Vortrag, den sie an ihn zu thun hätten, geneigt anzuhören. Sie setzten hinzu, man habe zu Cholula schon die Qvartiere für den General und seine Truppen zurecht gemacht. Cortez sahe sich dadurch genöthigt, durch diese Stadt zu gehen, ob er gleich einsahe, daß Gefahr dabey wäre; aber er verbarg vor dießmal seinen Argwohn.

Als die Tlascalaken ihn völlig entschlossen sahen, den Weg durch Cholula zu nehmen, baten sie ihn um die Erlaubniß, daß sie die Truppen der Republik zusammen nehmen, und ihn begleiten dürften. Der spanische General nahm aber

aber nur einige Compagnien von diesen tapfern Republikanern mit, und gab zu verstehen, daß sie ein Corps zu andern Gelegenheiten, wo er es nöthig haben würde, in Bereitschaft halten sollten. Diese ganze Zeit hindurch befand sich der Kaiser zu Mexico in ungemeiner Verlegenheit: er konnte sich nicht entschließen, die Waffen gegen die Spanier zu ergreifen, und doch wollte er sie gern aus seinem Reiche haben, welches er sich durch List zu bewerkstelligen getrauete. Alles trug zur Vermehrung des Verdachts auf Seiten der Spanier bey. Die Caciken von Cholula hatten keine Gesandte an den **Cortez** geschickt; dieser ließ darüber seine Verwunderung und sein Mißfallen merken. Die Caciken bekamen, wie es scheint, davon Nachricht; denn nach einigen Tagen sahe man vier Indianer kommen, welche dem äußerlichen Ansehen nach nicht viel zu bedeuten hatten, und sich Abgesandte nannten. **Cortez** wollte sie auch nicht anhören, sondern befahl ihnen, sogleich wieder ihren Weg zu ziehen, auf dem sie gekommen wären; und zu den Mexicanern sagte er, die Caciken von Cholula wüßten sehr wenig von den Gesetzen der Wohlanständigkeit, weil sie einen Fehler der Unachtsamkeit durch eine Unhöflichkeit wieder gut machen wollten.

Der Augenblick zur Abreise kam; man setzte sich in Marsch, und legte den ersten Tag fast den halben Weg zurück. Die Armee lagerte sich am Ufer eines angenehmen Flusses, und man brauchte alle Vorsicht, um sich vor den

Ueberfällen in Acht zu nehmen, die man zu befürchten hatte. Andere Abgesandte, welche vornehmer und besser gekleidet waren, als die vorigen, kamen damals ins Lager der Spanier; sie suchten die Nachläßigkeit ihrer Caciken zu entschuldigen, und vergrößerten die Freude, die ihre Bürger über die Ehre hätten, welche ihnen wiederfahren sollte, wenn sie Gäste bekämen, die durch ihre Thaten sowohl, als wegen ihrer Gütigkeit, so berühmt wären. **Cortez** nahm ihre Entschuldigungen und Geschenke an, ohne den geringsten Argwohn spüren zu lassen. Den folgenden Tag setzte er mit Aufgang der Sonne seinen Marsch weiter fort, in der besten Ordnung und mit noch größerer Vorsicht. Endlich näherten sich die Spanier der Stadt, mit den Waffen in der Hand, und zum Streite fertig, als sie die Caciken und Opferpriester, von einer großen Menge Volks begleitet, ihnen entgegen kommen sahen.

Man machte Halte, um sie aufzunehmen. Sie ließen eine große Freude spühren, und richteten ihre Sache aus; als sie aber die Truppen der Tlascalaken ansichtig wurden, welche den Nachtrab ausmachten, veränderten sie das Gesicht, und erklärten, daß die Einwohner von Tlascala mit ihren Waffen nicht in die Stadt kommen könnten, weil sie ihre Feinde wären. Sie baten, daß man sie zurück schicken möchte, weil man besorgte, sie möchten dem Frieden ein Hinderniß in den Weg legen. Diese Bitte schien vernünf-

tig; es war aber gefährlich, sich darnach zu richten. Man nahm die Sache in Ueberlegung, und es wurde beschlossen, daß die Tlascalaken sich außerhalb der Stadt lagern, und bereit halten sollten, den Spaniern beyzustehen, wenn sich der Fall eräugen sollte, daß sie ihrer Hülfe nöthig hätten.

Ferdinand Cortez hielt seinen Einzug zu Cholula, und wurde daselbst so wohl empfangen, als er wünschen konnte. Alle Einwohner beeiferten sich, ihm Beweise ihrer Zuneigung zu geben, so daß alle Gerüchte, die ihm zu Ohren gekommen waren, als falsch angesehen werden konnten; es währte aber nicht lange, so sahe man die Wahrheit derselben wohl ein. Die Indianer hatten nicht Geschicklichkeit genug, ihre Absichten zu verbergen; und sie ließen es nur allzu deutlich merken, daß sie etwas wider die Spanier im Sinne hätten. Cortez suchte hinter das Geheimniß zu kommen, als alles auf folgende Art verrathen wurde.

Eine alte Indianerinn, von angesehenem Stande zu Cholula, war eine gute Freundinn der *Donna Marina* geworden, welche sie öfters besuchte, indem sie von dem sanften und gefälligen Wesen dieser jungen Person eingenommen war. Die Indianerinn kam eines Tages voller Unruhe und Bestürzung zur Maitresse des Cortez, gieng mit ihr bey Seite, und nachdem sie dieselbe gebeten hatte, verschwiegen zu seyn, beklagte sie die unglückliche Sclaverey, in welcher

sich eine so junge Person befände, und rieth ihr, diese verhaßten Fremdlinge je eher je lieber zu verlassen, und sich in ihre Wohnung zu begeben, die sie ihr zu einer Freystadt anböte. Marina, welche Verstand besaß, fieng an gegen die Spanier loszuziehen, und nahm die angebotene Freystadt an. Die alte Indianerinn wurde noch Vertrauter gegen sie, und sagte, daß sie ungesäumt sich fortmachen sollte, weil der Augenblick nahe sey, wo die Indianer beschlossen hätten, die Spanier zu vertilgen. Sie erzählte hernach, daß Montezuma zwanzig tausend Mann abgeschickt habe, welche nicht weit mehr wären, um die Ausführung des Projects zu erleichtern; daß von diesen zwanzig tausend schon sechs tausend Mann in der Stadt wären; daß man an die Einwohner eine große Menge Waffen ausgetheilt habe; daß man auf allen freyen Plätzen große Haufen Steine zusammen geschafft, und qveer durch die Gassen Gräben gemacht habe, in welchen spitzige Pfäle eingeschlagen wären, die man obenher leicht bedeckt habe, so daß Pferde und Menschen leicht durchtreten, und sich auf diesen Pfälen spießen könnten. Sie setzte hinzu, der Kaiser wolle alle Spanier ausrotten; er habe indeß befohlen, ihm einige lebendig zuzuschicken, um seine Neugier zu befriedigen, und den Pflichten gegen seine Götter Genüge zu leisten.

Marina that, als ob sie eine große Freude darüber hätte, daß die Indianer die Sache so listig und klug angefangen hätten. Sie stellete sich, als ob sie in das Haus ihrer Freundinn ent-

entfliehen wollte, und bat nur um einen Augenblick Zeit, um ihr Geschmeide und ihre besten Sachen zusammen zu packen. Sie bediente sich aber der Gelegenheit, um dem Cortez davon Nachricht zu geben, welcher sogleich die alte Indianerinn holen ließ. Diese gestand ihm sogleich alles bey der geringsten Drohung. Zween tlascalakische Soldaten, als Bauren verkleidet, kamen auch, und sagten dem spanischen Generale, daß er nicht aufhören sollte, wachsam zu seyn, weil sie von ihrem Lager aus gesehen hätten, daß die Einwohner zu Cholula ihren Hausrath und ihre Weiber in die benachbarten Städte schickten, woraus sie muthmaßten, daß eine Verrätherey auf dem Tapete wäre.

Man erfuhr außerdem, daß in einem der berühmtesten Tempel der Stadt zehen Kinder wären geopfert worden; eine Ceremonie, welche nicht eher geschahe, als wenn man eine Kriegsunternehmung vorhatte. Zween bis drey Zempoalen, die in der Stadt herum spazierten, entdeckten von ohngefähr die Gräben, womit man die Gassen durchschnitten hatte. Man brauchte keinen stärkern Beweis, um von der Untreue dieser Indianer überführt zu werden. Cortez wollte indeß die Sache noch genauer wissen, und alles Recht auf seine Seite bringen, vermöge eines Geständnisses einiger unverwerflichen Zeugen von der Nation selbst. Er ließ demnach den obersten Opferpriester holen, von dem die andern alle abhiengen, und zugleich ließ er noch zween oder drey geringere Priester mitbringen.

Diese Leute vermochten viel über die Caciken, und noch mehr über das leichtgläubige Volk. Er sprach mit ihnen allein, machte ihnen bittere Vorwürfe, und sagte ihnen alle Umstände der Verschwörung, ohne sich merken zu lassen, wie er dahinter gekommen wäre. Die Priester, voll Erstaunen, hielten die Spanier für Götter, die den Menschen ins Herz sehen könnten. Sie gestanden alles, und gaben den **Montezuma** als den Urheber aller dieser hinterlistigen Anstalten an. **Cortez** ließ sie ins Gefängniß setzen, damit sie den Indianern nicht sagen könnten, daß die Verrätherey entdeckt wäre. Die mexicanischen Abgesandten wurden sehr genau beobachtet; man verbot ihnen auszugehen, oder sich mit den Einwohnern der Stadt in ein Gespräch einzulassen.

Der General foderte hierauf die Caciken von Cholula vor sich, und sagte ihnen, daß er beschlossen habe, den folgenden Tag abzumarschiren, wobey er sich Lebensmittel für seine Truppen, eine gewisse Anzahl Indianer, welche sein Gepäcke trügen, und zwey tausend Mann zur Bedeckung ausbäte. Gegen die beyden ersten Artikel machten die Caciken einige Einwendungen, räumten aber den dritten sehr gern ein, weil sie zwey tausend von ihren Soldaten für eben so viele Feinde ansahen, die man den Spaniern auf den Hals schickte. Die Absicht des Cortez war, die Kräfte der Verschwornen zu theilen, und eine Anzahl Verräther unter den Händen zu haben, um sie abzustrafen.

Die

Die Tlascalaken bekamen Befehl, sich mit Anbruch des Tages der Stadt Cholula zu nähern, und sobald sie das erstemal Feuer aus den Musqveten geben hörten, mit Gewalt einzudringen. Nachdem Cortez alles mit der gehörigen Vorsicht veranstaltet hatte, ließ er die Abgesandten des Montezuma kommen, und sagte ihnen im Vertrauen, daß er eine Verschwörung entdeckt habe, welche die Caciken und die Einwohner zu Cholula wider die Spanier angesponnen hätten. „Ich habe nicht allein, sagte er, dieses abscheuliche Complot durch meinen Scharfsinn und durch meine Wachsamkeit entdeckt, sondern ich habe auch das Geständniß von den vornehmsten Verschwornen selbst. Sie suchen ihr Verbrechen durch eine der abscheulichsten Verläumdungen zu beschönigen, indem sie sagen, sie thäten alles auf Befehl des Montezuma. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein so großer Prinz der Urheber eines so entsetzlichen Projects seyn sollte: ich bin daher entschlossen, den Kaiser wegen der Beleidigung, die ihm diese Verräther anthun, zu rächen.„ Die Abgesandten stellten sich, als ob sie nichts von der Verschwörung wüßten, und machten sich die Gelegenheit zu Nutze, die Ehre ihres Herrn zu retten. Auf diese Weise verrückte Cortez dem Montezuma das Concept, und bestrafte das Verbrechen in der Person derer, die sich als Werkzeuge brauchen ließen. Durch diese feine Staatsklugheit schonte er den Kaiser, und ließ doch auch das Recht, sich zu rächen, nicht aus den Händen.

Der zur Bestrafung der Verbrecher bestimmte Augenblick kam endlich. Der spanische General ließ die indianischen Soldaten, die man ihm zur Bedeckung mitgegeben hatte, in verschiedene Gegenden der Stadt postiren. Er stieg hierauf, nebst einigen seiner vornehmsten Officiere, zu Pferde, ließ die Caciken rufen, und sagte zu ihnen: „Alle eure Anschläge sind verrathen, und mein Vorsatz ist, euch zu bestrafen. Die Strenge der Strafe wird euch lehren, daß es besser gewesen wäre, den Frieden zu halten, als ihn auf eine so ungetreue Art zu brechen.„ Die Caciken, die darüber erschraken, wollten ihre Truppen zusammen nehmen, um sich zu vertheidigen; die zwey tausend Indianer, welche Cortez an verschiedene Orte vertheilt hatte, wollten zusammen stoßen; es war ihnen aber weder das eine noch das andere möglich. Die spanische Infanterie überfiel sie, und hieb sie nieder. Es entkam keiner von ihnen, außer denen, die sich zu verbergen wußten, oder über die Mauer sprangen.

Nachdem die Spanier mit diesen fertig waren, fielen sie über den Rest der mexicanischen Truppen her, welchen die Einwohner zu Cholula ebenfalls in ihre Stadt hatten kommen lassen. Man griff sie mit solcher Hitze an, daß die Gassen in einem Augenblicke voller Todten lagen. Die größte Anzahl dieser Unglücklichen flüchtete in die Tempel, deren Stufen und Bezirke man von einer Menge bewaffneter Indianer mehr vollgestopft als vertheidigt fand. Die Mexicaner

hatten die Vertheidigung über sich genommen; sie wurden aber von den zudringenden Einwohnern so gehemmt, daß sie kaum einen Pfeil abschießen konnten. Cortez sahe einen andern Tempel, den weitläuftigsten von allen, und ließ Feuer an denselben legen. Alle Indianer, die in denselben eingesperrt waren, wurden von den Flammen verzehrt. Man schonte auch die andern Tempel zu Cholula nicht. Die Spanier breiteten sich hierauf durch die Stadt aus, und verwüsteten alles, so daß des Mordens nicht eher ein Ende ward, als bis kein Blut mehr zu vergießen war.

Man sehe, wie weit Ferdinand Cortez die Rache trieb. Was hatten denn nun die Indianer gethan, daß sie ein so grausames Verfahren verdienten? Da sie ihren eigenen Kräften nicht traueten, hatten sie zur List ihre Zuflucht genommen, um eine Nation zu vertilgen, die ihnen Gesetze vorschreiben wollte, ohne ein anderes Recht dazu zu haben, als einer ungerechten Eroberung. Seit wenn ist es denn verboten, List und Verschlagenheit gegen Feinde und Tyrannen zu brauchen? Die vorgegebene Untreue der Indianer wurde außerdem durch den Befehl ihres Monarchen gerechtfertigt. Waren diese Völker deswegen strafbar, daß sie ihrem Herrn gehorchten? Ich weiß, daß die Spanier sich bey dieser Gelegenheit nicht durften todschlagen lassen: aber warum trieben sie es auch so weit, daß sie nicht anders, als durch Mord und Todschlag, sicher waren? Wenn die neue

Welt mit Blute überschwemmt worden ist, so muß man die Schuld nicht in den öftern Empörungen der Indianer, sondern in der Herrschsucht und in dem Geize der Spanier suchen.

Als **Cortez** seine Rachgier befriedigt hatte, sagte er zu den Einwohnern von Cholula, es gehe ihm sehr nahe, daß man ihn genöthigt habe, sie mit solcher Strenge zu bestrafen. Nachdem er ihre Gemüther wieder beruhigt hatte, indem er sie versicherte, daß sein Zorn gestillt, und seine Gerechtigkeit befriedigt sey, ließ er einen Generalpardon bekannt machen, und bat sichs bey den Caciken als eine Gnade aus, daß sie für die neue Bevölkerung der Stadt Sorge tragen, und alle die zurück rufen sollten, welche aus Furcht in die benachbarten Städte und Flecken entwichen wären.

Den folgenden Tag, nach diesem entsetzlichen Blutbade, kam **Xicotencal** mit tausend Mann an, welche die Republik **Tlascala** den Spaniern, auf die erste Nachricht, die sie von der Verschwörung erhalten hatte, zu Hülfe schickte. Diese Truppen lagerten sich außerhalb der Stadt, wohin sich **Cortez** begab, um sie in Augenschein zu nehmen, nachdem er ihnen vorher allerhand Erfrischungen zugeschickt hatte. Er begegnete allen sehr freundschaftlich, und versicherte sie, daß er von ihrem Eifer und ihrer Zuneigung ungemein gerührt sey; er sagte ihnen hierauf, daß sie sich wieder zurück begeben sollten, weil er ihre Hülfe nicht nöthig hätte. Man müsse auch, da er den

Weg

Weg nach Mexico nehmen wollte, die Eifersucht des Kaisers nicht rege machen, und nicht in die Provinzen eine so große Armee Tlascalaken einführen, da sie seine erklärten Feinde wären.

Xicotencal hatte nichts dagegen zu erinnern. Cortez wollte eine gegenseitige Freundschaft zwischen den Einwohnern von Tlascala und denen von Cholula stiften; er that beyden Partheyen den Antrag; und nachdem er alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hatte, setzte man einen Vereinigungstractat zwischen beyden Städten und den ihnen zugehörigen Völkern auf. Dieser Tractat war dem Cortez sehr vortheilhaft, weil man dadurch den Tlascalaken den Weg öffnete, daß sie ihm zu allen Zeiten ungehindert Hülfsvölker schicken konnten, wenn er ihrer nöthig hatte. Er war außerdem gewiß, daß er auf dem Rückwege nicht aufgehalten würde, wenn es sich zutragen sollte, daß der Erfolg seiner Reise nicht mit seinen Erwartungen überein käme.

Es kamen indeß neue Abgesandte vom Montezuma an, als die Spanier eben im Begriff waren, sich nach Mexico auf den Weg zu machen. Der Kaiser hatte von allem Nachricht erhalten, was zu Cholula vorgegangen war. Da er befürchtete, man möchte einigen Verdacht auf ihn und seine Aufführung haben, so mußten seine Abgesandte sich beym Cortez für die Bestrafung der Aufrührer bedanken. Die wahre Absicht dieser Gesandschaft aber war, die Spanier sicher zu machen, daß sie sich auf ihrem Wege

Wege weniger vorsähen, und in eine andere Schlinge fielen, die man ihnen unterwegens gelegt hatte.

Die spanische Armee setzte sich in Marsch, und Cortez bekam bald von dem Hinterhalte Nachricht, der hinter den Bergen auf ihn lauerte, über die er seinen Weg nehmen mußte. Man hinterbrachte ihm, daß die Mexicaner den Weg, auf welchem man von den Gebirgen hinab in die Provinz Chalco kömmt, mit Steinen und niedergehauenen Bäumen verstopft hätten; daß sie dafür einen andern Weg geöffnet hätten, auf welchem aber nicht fortzukommen wäre, weil sie die Schwierigkeiten, welche die Natur dahin gesetzt, noch mit neuen vermehrt hätten, um die Spanier, wenn sie dieselben in diese gefährlichen Oerter gelockt hätten, wo weder die Pferde sich wenden, noch die Soldaten einen Fuß sicher fortsetzen könnten, unvermuthet zu überfallen.

Man gelangte nicht ohne große Mühe bis auf dem Gipfel des Gebirges, von welchem hinab man zween Wege entdeckte, die nicht weit von einander entfernt waren. Cortez gab sich nicht die Mühe, sie beyde zu untersuchen, sondern fragte die mexicanischen Gesandten, wie diese Wege beschaffen wären. Sie gaben zur Antwort, man habe den beqvemsten noch ebener machen, und den andern verstopfen lassen, weil es schwer auf demselben fortzukommen wäre. „Ihr kennet die Leute schlecht, die ich bey mir habe, antwortete Cortez; dieser Weg, den ihr verstopft habet, ist gerade der, den wir wählen werden,

werden, und aus keinem andern Grunde, als weil er schwer ist. Denn wenn man uns Spaniern die Wahl läßt, so fällt sie immer auf das, was wir am wenigsten leicht finden.„ Die Abgesandten wunderten sich sehr darüber, und sahen diese Fremdlinge als Menschen an, die vermöge einer mehr als menschlichen Einsicht und Tapferkeit, fast den Göttern gleich zu achten wären.

Die Indianer, die im Hinterhalte steckten, glaubten verrathen zu seyn, als sie die Spanier den großen Weg nehmen sahen. Sie zogen sich so voller Schrecken zurück, als ob sie von einer siegenden Armee verfolgt würden. Montezuma, der über seine mißlungenen Anstalten fast in Verzweiflung gerieth, zog die Priester des Landes zu Rathe, und fragte sie, ob man nicht von den Göttern einige Hülfe erwarten könnte. Da sie ihm nun nicht viel versprachen, so rief er voller Entrüstung aus: „Sie mögen kommen, die Fremden! der Himmel mag über uns einfallen! Wir müssen uns nicht verkriechen; wir wollen es abwarten, und nicht wie Feigherzige fliehen. Mir gehet nichts weiter nahe, als die Alten, die Weiber und die Kinder, die sich nicht vertheidigen können.„ Man überlegte hierauf, wie man die Spanier empfangen sollte. Diese kamen indeß immer näher. Der Cacike von Chalco, und andere benachbarte Herrn, waren zum Cortez gekommen, und hatten sich über die Tyranney des Montezuma beschwert. „Er ist nicht zufrieden, sagten sie, daß er uns

mit

mit Auflagen beschwert, sondern er begegnet uns auch noch als niederträchtigen Sclaven, indem wir umsonst in seinen Gärten und den Gebäuden arbeiten müssen, die er aus Eitelkeit und Stolz unternimmt. Er siehet unsere Weiber als eine Contribution an, die wir seinen schändlichen Lüsten, und den Begierden seiner Minister schuldig sind. Die Tochter ist nicht in den Armen ihrer Mutter, noch die Frau in dem Bette ihres Mannes sicher.„

Ein Prinz ist seinen Feinden nicht mehr furchtbar, wenn er von den Unterthanen gehaßt wird. **Cortez** hörte daher die Klagen der Mexicaner mit großem Vergnügen; er bezeugte ihnen indeß sein Mitleid, und machte ihnen Hoffnung zur Abstellung aller dieser Bedrückungen. Er nahm sein Qvartier in dem Flecken Amameca, der am Ufer des großen mexicanischen Sees liegt. **Cacumatzin**, der Nefe des **Montezuma**, kam ins Lager des **Cortez**, und bezeigte dem Generale und allen vornehmen Officieren ein großes Vergnügen darüber, daß er sie sähe. Nach einer kurzen Unterredung sagte der junge Prinz, die Theurung und der Mangel sey dieses Jahr in der ganzen Provinz sehr groß gewesen, die Spanier würden daher nicht viel vorräthig finden, welches dem Kaiser ungemein leid thue. **Cortez** antwortete, der Mangel würde ihn in keine Verlegenheit setzen, weil die Spanier nicht viel nöthig hätten, ihre Kräfte zu unterhalten, indem sie aller Unbeqvemlichkeiten sattsam gewohnt wären. Er setzte hinzu, er habe trifftige

Gründe,

Gründe, sich zum Kaiser zu begeben, indem er ihm Dinge zu offenbaren hätte, die seine Person und Würde beträfen.

Cacumatzin schien sich davon zu überzeugen, und begleitete die Spanier bis nach Tezeuco, der Hauptstadt seines Gebietes; und gieng hernach, die Antwort zu überbringen, die er auf seinen Vortrag bekommen hatte. Cortez hatte Ursache, mit der Aufnahme an allen Orten, wo er durchzog, zufrieden zu seyn. Endlich langten die Spanier im Angesichte der grossen Stadt Mexico an. Ehe sie ihren Einzug hielten, nahmen sie von den vornehmen Herrn des Landes die Bewillkommungscomplimente an. Der Kaiser selbst wollte ihnen entgegen gehen, um ihnen einen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben.

Montezuma kam im Lager der Spanier mit einer zahlreichen Begleitung an; er wurde von seinen Günstlingen auf den Schultern getragen, in einer Sänfte von braunem Holze und vergoldet. Um diese Sänfte giengen vier der vornehmsten Mexicaner, welche eine Art von Dache oder Himmel, aus grünen Federn zusammen gesetzt, über ihm trugen. Drey der vornehmsten Minister giengen vor dem Kaiser her, mit goldenen Ruthen in der Hand, die sie von Zeit zu Zeit in die Höhe hoben, die Gegenwart des Monarchen dadurch anzudeuten, damit ein jeder auf die Erde fiele, und niemand so kühn wäre, den Kaiser anzusehen; denn dieses war ein Verbrechen, das mit dem Leben be-

strafft

straft wurde. Cortez stieg bey der Annäherung des Monarchen vom Pferde, und Montezuma stieg gleichfalls von seinem Sessel herunter. Einige Indianer breiteten Teppiche auf die Erde, damit der Monarch sie nicht mit seinen Füßen berühren möge, weil sie dieselbe nicht für würdig hielten, die Fußtapfen von ihm zu tragen.

Der Kaiser mochte damals etwan vierzig Jahre alt seyn. Seine Gestalt, von mittelmäßiger Länge, fiel mehr ins schlanke, als ins starke. Er hatte eine Habichtsnase, und die Gesichtsfarbe nicht so braun, als sie die Indianer insgemein haben; seine Haare hiengen bis über die Ohren herab; seine Augen waren sehr feurig, und man fand in seiner Person eine einnehmende Gravität, welche die Stelle des majestätischen Ansehens vertrat. Sein Schmuck war ein Mantel, sehr fein aus Baumwolle gewirkt, der an den Schultern angeheftet war, und den größten Theil des Leibes bedeckte. Verschiedene Kleinodien, aus Gold, Perlen und kostbaren Steinen, dienten ihm mehr zur Belastung, als zur Zierde. Die Krone war eine leicht gearbeitete goldene Mütze, welche vorn eine Spitze hatte, und nach dem Hintertheile des Kopfes zu, wo sie nicht so spitzig war, in eine Krümmung auslief. Seine Schuhe endlich, aus gediegenem Golde, welche glatt über den Fuß bis an die halben Beine hinan giengen, sahen den Stiefeln nicht ungleich, welche die alten römischen Soldaten trugen.

Als Cortez vor dem Kaiser erschien, machte er ihm eine tiefe Verbeugung, welche Montezuma nach der Gewohnheit des Landes erwiederte, indem er die Hand abwärts nach der Erde bewegte, und hernach an die Lippen brachte. Die Mexicaner wunderten sich sehr über diese Höflichkeitsbezeigung von Seiten eines Prinzen, der sonst so stolz war. Der spanische General war mit einer Kette von falschen Steinen behängt, die aber sehr schön und gut gearbeitet war; er hatte sie mit Fleiß aufgehoben, um dem Kaiser ein Geschenk damit zu machen, wenn er seine erste Audienz haben würde. Cortez, der jetzt dem Montezuma so nahe war, hieng sie ihm um den Hals, und der Kaiser, mit diesem Geschenke sehr zufrieden, ließ ein Halsband holen, welches für eins der kostbarsten Stücke in seinem Schatze gehalten wurde, und hieng es ebenfalls dem spanischen Heerführer selbst um. Die erste Unterredung, die Montezuma und Cortez mit einander hatten, war sehr kurz; der Kaiser setzte sich nach derselben wieder in seinen Sessel, und wurde nach dem Pallaste zurück getragen. Die Spanier zogen den 8ten November 1519 in Mexico ein. Cortez und alle seine Truppen wurden in einen Pallast einqvartirt, der eben so weitläuftig war, als der Pallast des Kaisers. Die Säle waren mit baumwollenen Tapeten behängt; man fand hölzerne Stühle, welche ganz aus einem Stücke waren. Die Betten waren mit Vorhängen, und bestanden aus einer ausgebreiteten Matte, und einer andern,

die zum Hauptküssen zusammen gerollt war. Hierinne bestand alle Pracht und Beqvemlichkeit, die man in den Zimmern der Indianer fand.

Als die Spanier in die Stadt kamen, fanden sie eine herrliche Mahlzeit für den General und seine vornehmsten Officiere bereit, nebst einer großen Menge gemeinerer Speisen für die Soldaten. **Montezuma** besuchte den Cortez in seinem Qvartiere, und redete ihn folgender Gestalt an: „Erlauchter Feldherr, großmüthiger Fremdling! ehe ich das anhören kann, was du mir von Seiten des großen Prinzen, der dich hieher schickt, zu sagen hast, ist es billig, daß wir beyde vergessen, was der Ruf von unsern Personen und von unserer Aufführung ausgebreitet hat, um uns durch die falschen Gerüchte gegen einander einzunehmen, welche immer vor der Wahrheit vorausgehen, und sie entweder durch Verläumdung oder durch Schmeicheley verunstalten. Wenn man dir von mir etwas gesagt hat, so wird man meine Person und meine Gewalt bis an den Himmel erhoben, und mich den Göttern gleich geschätzt haben. Andere werden gesagt haben, das Glück habe sich erschöpft, um mich zu bereichern, die Steine und Ziegeln meiner Paläste wären Gold oder Silber, und die Erde ermüde unter der Last meiner Schätze. Endlich werden dich einige haben überreden wollen, daß ich ein grausamer und harter Tyrann sey, welcher alle Gerechtigkeit verabscheuet und keine Tugend kennet.

„Die

„Die einen und die andern haben die Sache übertrieben, und dich hintergangen. Und damit du dir nicht einbildest, daß ich ein Gott sey, so wird dir hier mein entblößter Arm zu erkennen geben, daß du mit einem Menschen redest. Ich kann nicht läugnen, daß meine Reichthümer beträchtlich sind; aber meine Unterthanen stellen sich dieselben in ihrer Einbildung weit größer vor. Das Haus, worinne du wohnst, ist eins meiner Palläste. Betrachte diese Mauern, sie sind von Steinen und Kalch; Materien von geringem Werthe. Nach diesem einem Beyspiele überlege nun, ob man dich nicht auch in dem andern hintergangen, da man meine Tyranney weit größer vorgestellt hat. Wenigstens verschiebe dein Urtheil, und fälle es nicht nach dem, was dir einige rebellische Unterthanen sagen, bis du untersuchet hast, ob das, was sie Elend nennen, nicht eine Züchtigung ist, und ob sie Ursache haben, sich über das zu beklagen, was sie zu verdienen noch fortfahren.

„Eben so ungerecht ist man in Ansehung deiner gewesen, und hat deine Aufführung und deine Handlungen mit ganz andern Farben abgemahlt. Einige haben uns versichert, daß ihr alle zusammen Götter wäret; daß die wilden Thiere euch gehorchten; daß ihr den Blitz in eurer Hand trüget, und den Elementen gebötet. Andere wollten uns bereden, daß ihr böse, hitzige und hochmüthige Menschen wäret; daß ihr euch von euren Leidenschaften regieren ließet, und einen unersättlichen Durst nach dem Golde hättet,

das unser Land hervorbringt. Ich sehe indeß, daß ihr Menschen seyd wie wir, ob ich euch gleich, gegen uns verglichen, ein wenig anders finde, welches vermuthlich von der Verschiedenheit der Länder herrühret. Die Thiere, welche euch gehorchen, halte ich für zahm gemachte Hirsche; ich sehe auch wohl ein, daß diese Waffen, die man für den Blitz hält, metallene Röhren sind, ob wir gleich das Metall nicht kennen. Das Feuer, das diese Röhren mit großem Krachen von sich geben, ist ein natürliches Geheimniß, von eben der Art, als unsere Weisen besitzen.

„Ich finde noch, nach dem, was meine Gesandten mir erzählt haben, daß ihr Gütigkeit und Religion besitzt, daß ihr viel Beschwerlichkeiten ausstehen könnet, und daß, unter andern Tugenden, ihr auch Freygebigkeit ausübet, welches sonst mit dem Geitze nicht bestehet. Wir müssen demnach einer wie der andere die Eindrücke vergessen, die man uns gegeben hat, und unsern Augen Dank wissen, daß sie unserer Einbildung den Irrthum benommen haben. Was ich dir, großer Feldherr, nun ferner zu sagen habe, ist von der äußersten Wichtigkeit.

„Wir wissen, daß der Prinz, dessen Unterthan ihr seyd, von einem unserer Vorfahren, dem Qvezalcoal, Herrn der sieben Hölen zu Navatlaqves, und rechtmäßigem Könige der sieben Nationen abstamme, welche das mexicanische Reich gestiftet haben. Wir wissen auch aus einer in unsern Jahrbüchern aufbehaltenen

Pro-

Prophezeyhung, die wir als eine unfehlbare Wahrheit verehren, daß der große Qvezalcoal aus diesen Ländern ausgezogen sey, um neue Länder gegen Morgen zu erobern, und daß er gewiß versprochen, daß in der künftigen Zeit seine Nachkommen sich bey uns einfinden, und unsere Gesetze und Regierungsform nach den Regeln der Vernunft abändern würden. Da nun der Character, mit welchem ihr bey uns auftretet, mit dieser Prophezeyhung überein kömmt, und der morgenländische Prinz, der euch schickt, selbst durch eure Thaten die Größe eines so erlauchten Vorfahren unsers Reichs an den Tag legt, so sind wir entschlossen, ihm mit allem, was wir vermögen, zu Dienste zu seyn. Ich habe es für nöthig gehalten, dir dieses im Voraus zu sagen, damit die Vorträge, die du an mich zu thun hast, dich in keine Verlegenheit setzen, und damit du meine übermäßige Güte blos dem Adel deines Ursprunges zuschreiben mögest.„

Diese Rede des **Montezuma** war, bis auf den Artikel der Prophezeyhung, sehr vernünftig. Es scheint dieser Prinz mehr Einsichten zu haben, als man von einem Barbaren vermuthen sollte. Vielleicht hat er es den spanischen Geschichtschreibern zu danken, welche gute Ursachen gehabt haben, ihm so viele Einsichten beyzulegen. Wir wollen nun die Antwort hören, die **Cortez** auf die Rede des **Montezuma** gab.

„Großer Kaiser, nachdem ich dir den unterthänigsten Dank für die große Gnade abgestattet, mit welcher du die Absicht meiner Gesandschaft dir gefallen lässest, und für jene erhabenen und königlichen Gesinnungen gegen uns, vermöge deren du, auf eine uns so vortheilhafte Art, die falschen Vorurtheile verachtest, kann ich dir auch sagen, daß wir die Ehrerbietung, die man deiner Hoheit schuldig ist, nicht aus den Augen gesetzt haben. Man hat uns viel von deiner Person gesagt: einige setzten sie in die Reihe der Gottheiten; andere machten auch die unschuldigsten Handlungen zu Verbrechen; dergleichen Reden aber sind insgemein übertrieben und wider die Wahrheit. Die Sprache der Menschen, welche zu gleicher Zeit die Sprache des Rufs ist, wird öfters in den Ton ihrer Leidenschaften gestimmt. Diese nehmen die Sachen nie, wie sie sind, oder erzählen sie nie, wie sie dieselben sehen. Die Spanier haben viel Scharfsinn, daß sie die Farben gar wohl unterscheiden können, die man einer Rede giebt; und durch eben diese Einsicht unterscheiden sie auch die wahre Aufrichtigkeit des Herzens von der verstellten.

„Wir haben weder deinen rebellischen Unterthanen, noch deinen Schmeichlern Gehör gegeben. Wir erscheinen vor dir, überzeugt, daß du ein großer Prinz seyst, welcher Recht und Billigkeit liebt, ohne unsere Sinne lange zu fragen, ob du ein Sterblicher seyst. Wir Spanier sind es ebenfalls, ob wir gleich, in Vergleichung gegen deine Unterthanen, weit tapferer sind,

und

und mit unsern Einsichten weiter reichen, als sie mit den ihrigen, weil wir unter einem gütigern Himmel gebohren sind. Die Thiere, die uns gehorchen, sind das ebenfalls nicht, was eure Hirsche sind. Sie haben mehr edeles und tapferes an sich; und ob sie gleich unvernünftige Thiere sind, so haben sie doch eine Neigung zum Kriege, und wissen den Ruhm ihrer Herrn durch eine Art von Herzhaftigkeit zu stützen. Das Feuer, das aus unsern Gewehren kömmt, ist eine menschliche Erfindung, ohne daß etwas von geheimen Künsten, worauf sich eure Weisen verstehen, dazu nöthig wäre.

„Diese Dinge vorausgesetzt, so muß ich dir, großer Kaiser, mit aller deiner Majestät schuldigen Unterthänigkeit, nun sagen, daß ich als Abgesandter des größten und mächtigsten Monarchen unter der Sonne hieher komme. Ich habe Befehl, dir im Namen meines Herrn zu hinterbringen, daß er dein Freund und Bundesgenosse zu werden wünscht, ohne sich auf das alte Recht zu berufen, wovon du redest, und ohne eine andere Absicht zu haben, als eine freye Handlung zwischen beyden Monarchien zu errichten, und dadurch Gelegenheit zu haben, dir deine Irrthümer zu benehmen. Denn ob er gleich an gewisse Güter deiner Herrschaft Anspruch machen könnte, so will er sich doch seines Rechts zu keiner andern Absicht bedienen, als dein Vertrauen in Dingen zu gewinnen, die ganz zu deinem Vortheile sind, und dich zu überzeugen, daß du mit deinen Mexicanern, in Ansehung der Religion, welche hier zu Lande in

Uebung ist, in großen Irrthümern lebest. Wie könnet ihr Bilder von Holz, die ihr mit eigenen Händen und nach Gefallen machet, anbeten, da in der That nur ein einiger Gott ist, welcher weder Anfang noch Ende hat, und der Urheber aller Dinge ist? Er ist es, dessen unumschränkte Macht dieses ganze Weltgebäude aus nichts hervorgebracht hat. Er hat die Sonne gemacht, die uns leuchtet, die Erde, die uns Nahrung giebt, und den ersten Menschen, von dem wir alle abstammen, und uns allen eine gleiche Verbindlichkeit hinterlassen hat, den ersten Urheber unsers Seyns zu erkennen und anzubeten.

„Eben diese Verbindlichkeit ist auch eurer Seele aufgelegt; und ob ihr sie gleich für unsterblich haltet, so schändet ihr sie doch, und vernichtet sie so zu sagen, indem ihr die unreinen Geister anbetet, die zur Strafe ihrer Undankbarkeit und ihres Aufruhres gegen Gott, ihren Schöpfer, in das unterirdische Feuer gestürzt worden sind, von welchem abscheulichen Aufenthalte ihr euch eine unvollkommene Vorstellung machen könnet, wenn ihr auf eure feuerspeyenden Berge Achtung gebet. Bosheit und Neid gegen das menschliche Geschlecht treibt sie ohn Unterlaß an, den Untergang desselben zu suchen, indem sie sich unter dem Bilde eurer schändlichen Götzen anbeten lassen. Ihre Stimme ist es, die ihr bisweilen von euren Orakeln höret, und sie bilden jene Erscheinungen, welche die irrende Einbildungskraft eurem Verstande als wirklich vorstellt. Aber, gnädiger Kaiser, ich

finde,

finde, daß es hier weder der Zeit noch dem Orte gemäß sey, die Geheimnisse einer so erhabenen Lehre abzuhandeln. Eben der Monarch, an dem du einen so erhabenen und alten Ursprung erkennest, bittet dich blos, uns über diesen Punct, ohne Vorurtheil anzuhören, damit du die Ruhe schmecken mögest, welche dein Geist in der Wahrheit finden wird, und gewahr werdest, wie oft du dem natürlichen Lichte der Vernunft entgegen gehandelt habest, durch welches du doch zur Erkenntniß deiner Irrthümer hättest gelangen können. Das ist der vornehmste Punct, den der König, mein Herr, von deiner Majestät zu erlangen wünscht; er ist das kräftigste Mittel, zwischen den beyden Kronen ein festes Bündniß und eine dauerhafte Freundschaft auf dem unbeweglichen Grunde der Religion zu erbauen, welche, sobald die Verschiedenheit der Meynungen gehoben ist, die Gemüther noch durch die Bande einerley Willens vereinigen wird.„

Montezuma stand von seinem Sitze auf, und sagte zum Cortez: „Ich nehme es mit vieler Erkenntlichkeit an, was du mir von Seiten des großen Prinzen, der vom Quezalcoal abstammt, ankündigest; ich glaube aber, alle Götter sind gut. Der eurige kann der seyn, für den ihr ihn ausgebet, ohne daß darunter die meinigen leiden. Sorget jetzt weiter für nichts, als auszuruhen; es soll mit allem Eifer für euch gesorgt werden, so wie man es eurer Tapferkeit

und dem großen Prinzen schuldig ist, der euch abgeschickt hat.„

Den folgenden Tag suchte Cortez wieder Audienz, und erhielt sie sehr leicht. Er begab sich in den Pallast des Kaisers, und wurde mit denen im Lande üblichen Ceremonien in den Saal geführt, wo ihn der Kaiser erwartete. Montezuma stand im größten Schmuck des Monarchen da. Er gieng einige Schritte dem Generale entgegen, legte ihm die Hände auf die Schultern, und sahe mit einer holdseligen und freundlichen Mine alle Spanier an, die zugegen waren. Hierauf setzte er sich nieder, und ließ allen, die den General begleitet hatten, Stühle geben. Der Kaiser machte den Anfang mit einigen Fragen über die natürliche und politische Beschaffenheit der Länder gegen Morgen, wobey er immer das billigte, was ihm vernünftig schien, und folglich eine reife Urtheilskraft zeigte. Er freuete sich besonders darüber, daß die Prophezeyhung, die Unterwerfung der Mexicaner unter den Scepter eines Abkömmlings ihres ersten Königs betreffend, unter seiner Regierung in Erfüllung gehen sollte, da diese Verheißung seinen Vorfahren schon seit so langen Jahrhunderten geschehen wäre.

Cortez fand es nicht für gut, ihm diesen thörichten Aberglauben zu nehmen, der den Spaniern so nützlich seyn konnte. Er lenkte geschickt das Gespräch auf die Religion, und erklärte sich sehr nachdrücklich gegen die Opfer der Mexicaner, und gegen die abscheuliche Gewohnheit, die Men-

Menschen aufzufressen, die sie geopfert hatten. Montezuma schaffte von dieser Zeit an das Menschenfleisch von seiner Tafel ab, er mochte es nun aus Ueberzeugung oder aus Gefälligkeit thun; doch wagte er es noch nicht, es seinen Unterthanen gleichfalls zu verbieten, und in Ansehung der Opfer blieb er auch noch bey seiner Meynung. Er wandte ein, daß es keine Grausamkeit wäre, den Göttern die Kriegsgefangenen zu opfern, die ohnedem schon zum Tode verurtheilt wären. Man konnte ihn nie bereden, daß unter dem Namen des Nächsten man auch die Feinde und Kriegsgefangenen verstehen müsse. Er bezeugte überhaupt wenig Lust, eine Religion anzunehmen, deren Erhabenes die Spanier ihm mit allem Ernste bekannt zu machen suchten.

Montezuma führte die Spanier in die größten seiner Tempel, und zeigte ihnen alles, was prächtiges und künstliches in diesem weitläuftigen Gebäude anzutreffen war. Er erklärte ihnen alles, was zu den Ceremonien seiner Religion gehörte, mit solcher Ernsthaftigkeit, daß die Spanier sich des Lachens nicht enthalten konnten, so wie gewisse abergläubische Dinge der Spanier gar wohl wieder von den Mexicanern belacht werden konnten. Der Kaiser, der es nicht wohl aufnahm, sagte zu den Spaniern: „Ihr könntet wohl diesem Orte die Ehrerbietung erweisen, die ihr meiner Person schuldig seyd.„ Er verließ hierauf den Tempel, und sagte im Herausgehen zum Cortez, und zu seinen Begleitern: „Meine Freunde, ihr könnet jetzt wieder

in

in euer Qvartier gehen; ich aber will hier bleiben, um meine Götter um Vergebung zu bitten, daß meine Geduld zu groß gewesen ist.„ Ehe wir das erzählen, was den Spaniern weiter in der Stadt Mexico begegnet ist, halte ich es für nöthig, eine Beschreibung von ihrer Größe, von ihrem Reichthume, und von ihrer Regierungsform zu machen.

Es liegt diese Stadt mitten auf einer grossen Pläne, die auf allen Seiten mit hohen Gebirgen umgeben ist, von denen Bäche und Ströme he ab kommen, die im Thale verschiedene Sümpfe und in der Mitte zwo große Seen ausmachen. Fast in die Mitte eines dieser Seen hatte man die Hauptstadt des Reichs erbauet. Sie wurde in zwey Qvartiere getheilt, von denen das eine Tlateluco hieß, und nur von gemeinem Volke bewohnt wurde, und das andere Mexico, woher die Stadt selbst ihren Namen bekommen hatte, und wo der Kaiser nebst dem ganzen Adel wohnte. Da die Stadt in einem See lag, so waren die meisten Gassen voll Wasser, weswegen man sich der Kähne bedienen mußte, um von einem Orte an den andern zu kommen. Die öffentlichen Gebäude, und die Häuser des Adels waren von Steinen, und gebauet; die Wohnungen des gemeinen Volks aber waren niedrig und ungleich; sie waren aber so gestellt, daß sie immer freye und offene Plätze zwischen sich ließen, auf welchen man Markt hielt.

Der Platz in Tlateluco war der, auf welchem das meiste Volk zusammen kam, wegen der Jahrmärkte, die an gewissen Tagen des Jahrs auf demselben gehalten wurden, und wo die Kaufleute aus dem ganzen Reiche hinkamen, und alles zum Verkaufe brachten, was das Land giebt, oder in Manufacturen grarbeitet wird. Ob dieser Platz gleich ziemlich groß war, so sahe man ihn doch über und über mit Zelten bedeckt, die hier statt der Buden dienen. Der Kauf geschahe hier durch Tausch. Unter allen Künsten war die Goldschmidtsarbeit unter den Mexicanern aufs höchste getrieben, und die geschicktesten Künstler in Europa haben ihren Beyfall einer Menge solcher Arbeiten nicht versagen können, welche in Mexico verfertigt sind. Die andern Waaren bestanden in Nesselin, in Gemählden aus bunten Federn zusammen gesetzt, aus Töpferwaare von bewundernswürdiger Feinheit.

Die Tempel zu Mexico ragten mit großer Pracht über die andern Gebäude hinweg. Der größte war dem Abgott **Vitzlipuzli** geweyhet, welcher in ihrer Sprache den Gott der Erde bedeutete, und für den größten unter ihren Göttern gehalten wurde. Man siehet aus der Beschreibung, welche die spanischen Geschichtschreiber von diesem weitläuftigen Gebäude gemacht haben, daß die Mexicaner im Stande waren, große und schöne Werke der Baukunst aufzuführen. Ausgehauene Schlangen an den Wänden herum, Hirnschalen an einen Faden gereihet,

ein

ein Götzenbild von schrecklicher Gestalt, eine Art von Altar, worauf man die Menschenopfer schlachtete, alle diese Gegenstände schienen zu nichts tauglich, als Schrecken einzujagen. Die Religion der Mexicaner, wenn man ihre barbarischen Opfer ausnimmt, hatte indeß nichts trauriges oder schreckliches in der Ausübung an sich. Man feyerte die Feste mit Tänzen, und es war neben dem Tempel ein Platz, auf welchem zehn tausend Personen beqvem tanzen konnten.

Montezuma hatte verschiedene Lusthäuser, in welchen man allerhand fremde und seltene Dinge zu sehen bekam. Wenn seine Palläste prächtig waren, so war es seine Person nicht weniger. Keiner von seinen Vorfahren hatte den Aufwand und die Pracht so weit getrieben. Die Zahl seiner Leibwache und seiner Hausbedienten war sehr beträchtlich. Er nahm zu seinen Diensten keine andern, als Edelleute aus dem Lande, indem er nicht glaubte, daß Leute von gemeiner Herkunft würdig wären, sich seiner Person zu nähern, und ihm die geringsten Dienste zu erweisen.

Die Kaiser von Mexico vermählten sich mit den Töchtern der Könige, die sie zu Vasallen hatten. Montezuma hatte zwo Gemahlinnen, welche beyde den Titel Kaiserinn führten. Man sagt aber, daß er mehr als drey tausend Beyschläferinnen gehabt habe. Unter allen Mägdchen von einiger Schönheit war im ganzen Reiche nicht eine, welche nicht seinen wollüstigen Begierden zum Opfer hätte dienen müssen. Er

schickte

schickte Kundschafter in alle Provinzen, welche die jungen Personen aufsuchen mußten, die den viehischen Lüsten ihres Herrn Gnüge zu leisten geschickt schienen. Montezuma wurde diese Frauenzimmer bald überdrüßig; er setzte ihnen sodann etwas zum Unterhalte aus, damit andere an seiner Stelle Lust zu ihnen bekämen. Es fehlte ihnen auch nie an Gelegenheit zu heyrathen, weil sie immer viel Reichthümer aus dem Pallaste des Kaisers mitbrachten, und auch in den Augen der Mexicaner sehr geehrte Personen waren.

Der Kaiser speisete allein, und öfters öffentlich, aber allezeit mit großer Pracht. Man besetzte den Nebentisch mit mehr als zweyhundert verschiedenen Speisen. Ehe sich der Kaiser zur Tafel setzte, sahe er diese Speisen alle an, und wählte die, zu denen er Appetit hatte; die übrigen wurden an die Leibwache gegeben. Alle Bediente, die im Pallaste wohnten, wurden auf Kosten des Kaisers erhalten. Die Speisen wurden von Frauenzimmern aufgesetzt, und diese reichten auch dem Kaiser zu trinken. Die Schüsseln waren aus einem sehr feinem Tone, und wurden nur ein einzigesmal gebraucht, so wie auch die Tischtücher und Servietten, als welche sogleich unter die Bediente ausgetheilt wurden. Der Kaiser trank eine Art Bier, aus Mayz gebrauet, oder einen Saft, der aus Kräutern zubereitet wurde. Ueber der Mahlzeit wurde der Prinz von einigen Hofnarren belustigt. Montezuma sagte, er könne sie aus

keiner andern Ursache leiden, als weil sie ihm bisweilen einige Wahrheiten sagten. In der That ist es auch nur diese Art von Leuten, die es wagt, den Königen die Wahrheit zu sagen.

Die Reichthümer des Kaisers waren unermeßlich; es wurden damit nicht allein alle Ausgaben seines Hofes bestritten, sondern auch zwey bis drey Armeen gehalten, und doch blieb noch ein ansehnliches übrig, das in den Schatz gelegt wurde. Die Gold- und Silberbergwerke, die Salzwerke und verschiedene eingeführte Steuern, trugen dem Kaiser ungemein viel ein. Seine vornehmsten Einkünfte aber waren die Contributionen, welche man mit großer Strenge vom Volke eintrieb. Der Landmann mußte den dritten Theil von dem, was er auf seinen Feldern gewann, abgeben; eben so viel bezahlten die Handwerksleute von ihren Arbeiten, und die Armen mußten die Contributionen, die andere bezahlten, umsonst an den Hof bringen. **Montezuma** glaubte, ein Prinz könne seine Unterthanen nicht besser im Gehorsam erhalten, als wenn er sie mit Abgaben beschwerte. Eine grausame Maxime, welche die Regenten nur allzu oft in Ausübung bringen, und welche ihnen von unmenschlichen Ministern eingegeben wird, die öfters den Bedürfnissen des Staats nicht anders abzuhelfen wissen, als wenn sie die Unterthanen schinden. Der Tribut der Adelichen bestand darinne, daß sie entweder unter der Leibwache des Kaisers, oder bey den Armeen, mit einer gewissen Anzahl von ihren Unterthanen, Dienste thun

thun mußten. Sie machten ihm indeß bisweilen Geschenke, von denen er ihnen immer deutlich zeigte, daß es keine freywilligen Geschenke wären.

Die Art, wie die Mexicaner regiert wurden, war vortrefflich in Ansehung des richtigen Verhältnisses, das alle Theile der Regierung gegen einander hatten. Sie hatten einen Finanzrath, einen Kriegsrath, einen Staatsrath, Richterstühle, wo die Processe der Privatpersonen entschieden wurden, und man konnte von einem niedern Gerichte an ein höheres appelliren. Die Mexicaner hatten keine geschriebene Gesetze, sondern folgten den Gebräuchen, wie sie bey ihren Vorfahren gewesen waren: die Gewohnheit diente ihnen statt des Gesetzes, wenn der Wille des Prinzen nicht etwas anderes verordnete. Die Wahlfürsten des Reichs hatten Sitz und Stimme im Staatsrathe. Die ältesten Prinzen vom Geblüte gelangten nach der Reihe zu dieser Würde der Wahlfürsten. Eins der vornehmsten Stücke, wofür die Policey sorgte, war die Erziehung der Kinder. Es gab öffentliche Schulen, in denen die Jugend erzogen wurde, und in welchen man sowohl für die Bildung des Leibes als der Seele junger Leute sorgte. Wenn man das liest, was die spanischen Geschichtschreiber von der Kinderzucht der Mexicaner erzählen, so glaubt man nach Sparta versetzt zu seyn, wo man die Bürger von Kindheit an zu allen militärischen Tugenden erzog und gewöhnte. Wenn die Verfasser der Mexicanischen Geschichte uns nicht etwan vorsetzlich hin-

hintergangen haben, so ist es sehr zu verwundern, daß eine Hand voll Spanier, ihrer Pferde und ihrer Feuergewehre ungeachtet, so leicht eine Nation haben bezwingen können, die man bey guter Zeit gewöhnte, den größten Gefahren Trotz zu bieten. Da die Römer zum erstenmale Elephanten sahen, erschraken sie; aber die Furcht verschwand bald, und in kurzer Zeit waren sie es gewohnt, so fürchterliche Thiere zu sehen. Es wäre nicht so leicht gewesen, die Mexicaner zur Sclaverey zu bringen, wenn sie im Kriege so geübt gewesen wären, als man vorgiebt. Wir dürfen daher den spanischen Geschichtschreibern nicht trauen, wenn sie uns die Mexicaner als eine eben so feine, tapfere und verständige Nation vorstellen, als heut zu Tage verschiedene Völkerschaften in Europa sind. Wir wollen noch einige Züge hier anbringen, die uns zu einer vollständigen Vorstellung der Einwohner der neuen Welt dienen können, diese Vorstellung mag wahr oder falsch seyn.

Die Mexicaner richteten ihren Calender nach dem Umlaufe der Sonne ein. Ihr Jahr bestand so, wie das unsrige, aus dreyhundert und fünf und sechzig Tagen; sie theilten es aber in achtzehn Monate, und jeden in zwanzig Tage, welche zusammen 360 Tage betragen. Die fünf folgenden Tage, waren Schalttage, und man setzte sie am Ende des Jahres zu, um es dem Laufe der Sonne gleich zu machen. Ihre Wochen bestanden aus dreyzehen Tagen. Sie hatten verschiedene Namen, die sie in ihren Calendern

lendern durch Figuren andeuteten. Wenn ein Seculum zu Ende gieng, welches allemal nach zwey und funfzig Jahren geschahe, wurden große Feste im ganzen Reiche gefeyert, und die Mexicaner wünschten einander Glück, daß der Anfang eines neuen Seculums sie von der Fortdauer der Welt versichere. Sie glaubten nemlich, die Welt sey alle zwey und funfzig Jahre in Gefahr unterzugehen; sie bereiteten sich zum Tode; und wenn sie denn den folgenden Tag die Sonne wieder sahen, so machte dieß eine allgemeine Freude im ganzen Reiche.

Die Kaiser zu Mexico bekamen die Krone unter sehr seltsamen Bedingungen. Wenn ein Kaiser erwählt war, so mußte er mit seinen Truppen zu Felde ziehen, und über die Feinde des Reichs einen Sieg erhalten, oder ihnen eine Provinz abnehmen. Wenn er sich durch seine Tapferkeit im Kriege der Regierung würdig bezeigt hatte, kam er triumphirend in die Hauptstadt zurück, und wurde mit großen Ceremonien gekrönt. Die Verbindlichkeit der mexicanischen Monarchen, bey dem Antritte ihrer Regierung etwas zu erobern, ist Ursache, an der schnellen Vergrößerung dieses Reichs. Man foderte sodann von dem neuen Kaiser einen sehr seltsamen Eid: er mußte nemlich eidlich versprechen, daß während seiner Regierung der Regen immer zu rechter Zeit fallen sollte, die Flüsse keinen Schaden durch Austreten thun, die Felder nicht mit Unfruchtbarkeit heimgesucht und die Menschen

nicht durch den bösen Einfluß der Sonne beschädigt werden sollten.

Obgleich die Mexicaner viel Götter glaubten, so erkannten sie doch einen, als den höchsten, welcher Himmel und Erde geschaffen habe. Sie hielten die Seelen für unsterblich, und begruben daher mit den Todten zugleich viel Gold und Silber, damit es ihnen nicht an den Reisekosten fehlen möchte; sie tödteten auch einige Bediente des Verstorbenen, damit er in der andern Welt Gesellschaft hätte. Die Weiber, die die Stärke ihrer Liebe zeigen wollten, feyerten das Leichenbegängniß ihrer Männer damit, daß sie sich selbst umbrachten. Die Ehen wurden bey den Mexicanern auf folgende Art geschlossen. Wenn man sich über die Artikel verglichen hatte, begaben sich beyde Partheyen in den Tempel. Einer von den Priestern fragte sie, ob es ihr Wille sey, sich mit einander zu vereinigen. Er nahm hierauf den Schleyer der Braut und den Mantel des Bräutigams, und knüpfte sie mit den Zipfeln zusammen. Die neuen Verlobten begaben sich sodann in Begleitung des Priesters wieder nach Hause. Sie giengen und besahen den Herd, der nach ihrer Meynung der Mittler war, wenn Streitigkeiten zwischen Mann und Frau vorfielen. Sie giengen siebenmal um denselben herum, mit dem Priester voran, und näherten sich sodann dem Feuer, um sich in die Wärme desselben zu theilen. Diese Ceremonie war die Vollendung des Ehebündnisses.

Es

Es wurde in einem schriftlichen Contracte niedergeschrieben, was die Frau dem Manne mitbrachte, und der Mann war verbunden, ihr das Eingebrachte wieder zu geben, wenn er sich von ihr scheiden ließ, welches sich sehr öfters zutrug. Es war genug, geschieden zu werden, wenn beyde Theile ihre Einwilligung gaben. Diese Art von Proceß kam nie bis vor die Richter. Die Anverwandten und Freunde brachten die Sache ohne Weitläuftigkeit zur Richtigkeit. Die Frau behielt die Töchter, und der Mann die Söhne; sobald aber eine Ehe auf diese Weise getrennet war, so war es bey Lebensstrafe verboten, sich wieder zu vereinigen. Die Mexicaner suchten ihre Ehre in der Keuschheit ihrer Weiber, und der Ehebruch wurde mit den härtesten Strafen belegt. Die neugebohrnen Kinder brachte man in den Tempel *). Nach einigen Ceremonien, die auf das Geschlecht oder auf den Stand des Kindes eine Beziehung hatten, stach der Priester mit einem Dorne oder einer Lanzette in das Zeugungsglied des Kindes, bis ein Paar Tropfen Blut herausliefen, alsdann goß er Wasser über das Kind, oder er badete es,

*) Wenn das Kind von Adel war, so gab man ihm einen Degen in die rechte, und einen Schild in die linke Hand. Gehörte es einem Handwerksmanne, so bekam es ein mechanisches Werkzeug. Mägdchen, von welchem Stande sie auch waren, hatten nichts zu gewarten, als einen Spinnrocken.

wobey er zugleich etliche Bannformeln sprach. Diese Ceremonie hat viel ähnliches mit der Beschneidung der Juden und der Taufe der Christen. Hier ist noch etwas, das wenigstens eben so seltsam ist. Die Bekenntniß der Sünden war bey den Mexicanern gewöhnlich, und sie sahen diesen Religionsgebrauch als ein sicheres Mittel an, sich die Götter geneigt zu machen. Noch mehr, die Priester theilten an gewissen Tagen im Jahre einen aus Mehl und Honig gebackenen Kuchen, auf welchem das Bild eines Götzen stand, den sie den Gott der Buße nannten, in kleine Stücke, und gaben sie dem Volke, welche dieselben mit großer Andacht aßen. Dem Oberpriester gab man den Titel Papas. Es wurden auch Processionen zu Mexico gehalten, man räucherte, man feyerte Jubiläen, und nahm andere Dinge vor, die den Gebräuchen der römischen Kirche sehr ähnlich sind. Nach dem allen, was ich hier erzählt habe, wundere ich mich sehr, daß die Spanier Feuer und Schwerdt haben anwenden müssen, um die Mexicaner zur Annehmung der christlichen Religion zu zwingen.

Die Spanier verwunderten sich sehr über das, was sie bey den Mexicanern sahen; sie liessen sich aber nichts davon merken, um jene Ueberlegenheit zu behaupten, von welcher sie sich die Mine gegen die Indianer gaben. Die ersten Tage nach ihrer Ankunft wurden mit Lustbarkeiten zugebracht. **Montezuma** suchte ihnen alle Arten des Vergnügens zu machen, und

man

man hatte so viel Ehrerbietung vor ihnen, daß das gemeine Volk vor dem gemeinsten spanischen Soldaten die Knie beugte. Cortez schien von allen den Ehrenbezeigungen bezaubert, die man ihm an dem Hofe zu Mexico erwies; er bekam aber Nachrichten, die ihm zu verstehen gaben, daß man nicht allezeit dem Scheine trauen dürfe.

Johann d'Escalante, Gouverneur zu Veracrux, wurde benachrichtigt, daß ein General des Montezuma mit einer starken Armee in der Provinz stehe, in der Absicht, einige Bundesgenossen der Spanier zu züchtigen, weil sie sich geweigert hatten, den gewöhnlichen Tribut zu bezahlen. Die Indianer, welche die Züchtigung treffen sollte, nahmen ihre Zuflucht zu dem Schutze des Gouverneurs in Veracrux. D'Escalante versprach, ihrentwegen Vorstellung zu thun, und ließ dem Generale der Mexicaner, Namens Qvalpopoca, sagen, er bäte ihn, mit den Feindseligkeiten so lange inne zu halten, bis er einen neuen Befehl vom Kaiser erhalten habe, da es ohnedem nicht wahrscheinlich wäre, daß man ihm dem Frieden so nachtheilige Befehle gegeben haben sollte, weil Montezuma erlaubt hätte, daß die Gesandten des morgenländischen Monarchen an den Hof nach Mexico kämen, um ein unverletzliches Bündniß zwischen beyden Kronen zu schließen.

Der mexicanische General antwortete mit vielem Stolze, er wisse die Befehle seines Herrn wohl zu verstehen und auszuführen, und wenn jemand gegen die Bestrafung der Rebellen etwas

einzuwenden hätte, so wäre ein General des Montezuma allemal bereit, im freyen Felde die Schlüsse zu vertheidigen, die er im Cabinette gefaßt habe. Diese Antwort verdroß den d'Escalante gewaltig, so daß er zwey tausend Indianer und vierzig Spanier zusammen nahm, und mit diesen den Qualpopoca angriff. Die Mexicaner, die geschlagen wurden, ergriffen die Flucht, und die Indianer, die d'Escalante mit sich gebracht hatte, thaten ein gleiches, so daß hier die Sieger und die Besiegten vor einander liefen. Die Spanier, die allein Stand gehalten hatten, wollten sich ihren Sieg zu Nutze machen. Sie näherten sich einem Flecken, in welchen sich der Feind gezogen hatte, und legten an verschiedenen Häusern Feuer an. In dem Augenblicke, da die Flamme ausbrach, griff man die Mexicaner an, mit solcher Herzhaftigkeit, daß sie gezwungen wurden, zu weichen, und sich in ein Gehölze zurück zu ziehen. Dieser zweyte Sieg kam den Spaniern theuer zu stehen, weil ihr Anführer d'Escalante und sieben Soldaten einige Tage darauf an den Wunden starben, die sie bey dem letztern Vorfalle bekommen hatten.

Cortez, von dem benachrichtigt, was sich zugetragen hatte, überlegte, was er für eine Parthey zu ergreifen habe. Er versammelte hernach seine Officiere, und zog sie darüber zu Rathe; jeder sagte seine Meynung: einige wollten ein sicheres Geleite vom Kaiser haben, um denen zu Veracrux zu Hülfe zu eilen; andere riethen, daß man die Stadt heimlich verlassen sollte.

sollte. Cortez fand weder den einen noch den andern Rath gut, und gab zu verstehen, daß man die Hauptstadt nicht verlassen müsse. „Wir müssen, sagte er, die Mexicaner lieber durch eine außerordentliche That erschrecken. Ich halte es daher für das Beste, den Kaiser zu arretiren, und uns Meister von seiner Person zu machen. Ich weiß es wohl, daß dieses Unternehmen sehr kühn ist; aber die rühmlichsten Thaten geschehen nur da, wo die größten Gefahren sind.„ Die meisten spanischen Officiere gaben diesem Projecte ihres Generals Beyfall, und warteten nur darauf, daß es ausgeführt würde.

Einen mächtigen Monarchen mitten an seinem Hofe und in seiner Residenzstadt in Verhaft nehmen, ihn mit Ketten belegen, gleich einem Missethäter, ihn gewissermaßen zwingen, die Art, wie man mit ihm verfährt, gut zu heißen, ist ein so kühner Streich, dergleichen man in der Geschichte vor der Eroberung von Mexico kein Beyspiel findet. Die Stunde wurde bestimmt, in welcher die Spanier zum Kaiser gehen, und ihr Vorhaben ausführen wollten. Cortez ließ alle Soldaten die Waffen ergreifen, die Pferde satteln, alle Zugänge des Pallasts besetzen, und begab sich sodann zum Kaiser. Sobald er vor ihn gelassen wurde, brachte er die Ursachen vor, die ihn bewogen hätten, in den Pallast zu kommen, und beklagte sich sehr über die Untreue der Mexicaner, die ihm ohne alle Ursache den Krieg ankündigten, und zu einer Zeit, wo er auf nichts, als die Erhaltung des Friedens bedacht

wäre. „Ich weis, sagte er zum Kaiser, daß du an diesem unanständigen Verfahren keinen Antheil hast; aber die Spanier und die Mexicaner werden dich als den einzigen Urheber alles dessen ansehen, was geschehen ist, bis sie einen deutlichen und außerordentlichen Beweis von dem Gegentheile erhalten. Ich komme demnach, dich zu bitten, daß du ohne Geräusch, und als ob es aus eigener Bewegung geschähe, in das Qvartier der Spanier kommen wollest, und nicht eher wieder hinweg gehest, bis du alle hinlänglich überzeugt hast, daß du an einer so schändlichen That keinen Antheil habest. Ein so großmüthiges und einer königlichen Seele anständiges Vertrauen wird nicht allein den Verdruß des Prinzen vermindern, der uns hieher geschickt hat, sondern auch zu deiner Ehre ausschlagen, weil es einen Flecken abzuwischen dienen wird, der fähig ist, deinen Ruhm zu verdunkeln. Ich gebe dir, als Minister des größten Monarchen auf dem Erdboden, mein Wort, daß dir bey uns mit aller Ehrerbietung begegnet werden soll, die man der königlichen Majestät schuldig ist.„

Montezuma, der wie vom Donner gerührt war, da er diese Rede hörte, war nicht im Stande zu antworten; **Cortez** aber, der es erst mit Gutem versuchen wollte, ehe er Gewalt brauchte, fuhr folgender Gestalt fort: „Das Qvartier, in welchem man dich zu sehen verlangt, ist einer deiner Palläste. Deinen Unterthanen wird es nichts außerordentliches seyn, wenn sie dich die Wohnung verändern sehen, um

dich

dich wegen eines Verbrechens zu rechtfertigen, das einen Kaiser mit dem andern entzweyen würde, wenn es auf deine Rechnung geschrieben werden könnte. Da hingegen, wenn dein General allein Schuld ist, die Strafe, die du ihm anthust, den Fehler wieder gut machen wird, ohne daß man sich genöthig siehet, die äußersten Mittel zu ergreifen, welches bisweilen die Streitigkeiten veranlassen, die zwischen zween regierenden Herren entstehen.„ Montezuma, dem dieses alles nicht hinreichend war, gab trotzig zur Antwort, daß man Personen von seinem Range nicht mit Gefängnisse belegen könne; und daß es gewiß seine Unterthanen nicht leiden würden, wenn er auch seine Würde so vergäße, und sich so weit herab ließe. Cortez gab ihm deutlich zu verstehen, daß er diese Parthey nothwendig ergreifen müsse; und da der Kaiser seine Freyheit vertheidigen wollte, waren einige spanische Officiere zugegen, die es schon zu Thätlichkeiten wollten kommen lassen, weil sie es für gefährlich hielten, wenn sie länger anstünden. Einer von ihnen sagte ganz laut: „Was macht man da viel Redens? wir nehmen ihn mit Gewalt, oder ermorden ihn.„ Der Kaiser sahe diesen Spanier an, und fragte, was er mit so vieler Hitze gesprochen habe. Donna Marina, die auch gegenwärtig war, sagte zu ihm: „Herr, wenn du dich länger weigerst, so mag ich für dein Leben nicht Bürge seyn.„ Montezuma stand sodann von seinem Stuhle auf, und sagte zu den Spaniern: „Ich vertraue mich euch

an;

an; wir wollen nach eurem Qvartiere gehen, weil es die Götter so beschlossen haben.„ Er wandte sich hierauf gegen seine Minister, und sagte zu ihnen: „Es nöthigen mich gewisse Staatsabsichten, einige Tage im Qvartiere der Spanier zuzubringen. Ich mache euch diesen Entschluß bekannt, damit ihr dem Volke davon Nachricht gebet.„ Er gab hierauf einem Hauptmanne von seiner Garde Befehl, den Qvalpopoca und alle höhern Officiere, die unter diesem Generale in der letztern Begebenheit gedient hätten, zu arretiren.

Cortez verließ seinen Pallast mit der gewöhnlichen Begleitung, und ließ sich von den Spaniern fortführen. Der Ruf breitete sich bald in der ganzen Stadt aus, daß die Fremden den Kaiser wegschafften, und alle Gassen waren sogleich mit Leuten angefüllt, so daß es das Ansehen eines allgemeinen Aufruhrs hatte. Die Mexicaner erhoben ein lautes Geschrey, und warfen sich, wie Verzweifelte, auf der Erde herum. Einige zeigten ihre Betrübniß durch häufige Thränen; aber der Kaiser versicherte seine Unterthanen mit einer ruhigen und heitern Mine, daß er nicht ein Gefangener sey, sondern nur einige Tage ungestöhrt bey seinen Freunden, den Fremden, zubringen wolle. Als er in das Qvartier der Spanier kam, welches ein Pallast war, den sein Vater hatte bauen lassen, befahl er seiner Garde, das Volk zurück zu treiben, das ihm Haufenweise nachfolgte, und ließ kund machen, daß niemand, bey Leibes- und Lebens-

strafe,

strafe, den geringsten Tumult erregen sollte. Sobald der Kaiser in sein Zimmer gebracht war, machte ihm Cortez seine Aufwartung, nachdem er vorher sich eine Audienz bey ihm hatte ausbitten lassen. Die andern spanischen Officiere beobachteten ebenfalls ihre Schuldigkeit, und dankten dem Kaiser, daß er dieses Haus mit seiner Gegenwart habe beehren wollen; nicht anders, als ob er aus eigenem Antriebe gekommen wäre.

Obgleich Montezuma von aussen sehr zufrieden schien, so erräth man doch leicht, was im Grunde der Seele bey ihm vorgehen mußte. Die Mexicaner sahen auch gar bald ein, daß ihr Prinz ein wirklicher Gefangener sey; doch aber unternahmen sie nichts, um ihn aus den Händen der Spanier zu befreyen. Montezuma that indeß in seiner Gefangenschaft alles, was er als Regent zu thun gewohnt war: er gab Audienzen, hielt zu gesetzten Stunden Berathschlagungen, unterredete sich mit seinen Ministern, und gab sich besonders Mühe, zu verhindern, daß man den Mangel der Freyheit an ihm nicht gewahr werden möchte.

Einige Tage darnach wurden Qvalpopoca und seine Officiere zu dem Montezuma gebracht, welcher sie an den Cortez schickte, damit dieser sie nach seinem Gefallen abstrafen könnte. Sie wurden zum Tode verurtheilt, und da das Urtheil an ihnen vollzogen werden sollte, glaubten sie sich nicht besser helfen zu können, als wenn sie sagten, sie hätten alles auf Befehl des Kaisers

gethan.

gethan. Cortez schalt sie Betrüger, und sagte ihnen, daß keine Gnade für sie zu hoffen sey. Man sprach sogleich von der Vollziehung des Urtheils, und der Schluß wurde gefaßt, es nicht länger zu verschieben. Cortez, der besorgte, Montezuma möchte etwan Leuten beystehen wollen, die man aus keiner andern Ursache vom Leben zum Tode brachte, als weil sie ihm gehorcht hatten, faßte einen Entschluß, der unter allen gewiß für den Gipfel der Kühnheit gehalten werden kann. Er ließ Ketten bringen, begab sich damit zum Kaiser, und sagte trotzig zu ihm: „Der General deiner Truppen, und die andern Verbrecher sind zum Tode verdammt worden. Sie haben gegen dich ausgesagt. Du mußt dich durch eine persönliche Unbeqvemlichkeit von dem Verdachte los machen, in den man dich gebracht hat. Ob die Monarchen gleich den Strafen nicht unterworfen sind, welche die menschliche Gerechtigkeit auflegt, so sind sie doch einem höhern Gesetze unterworfen, welches über ihre Kronen gebietet; und wenn sie eines Lasters überführt werden, müssen sie, vermöge einer Art von Nachahmung, dessen, was man in Ansehung gemeiner Missethäter thut, der Gerechtigkeit des Himmels einige Genugthuung geben.„

Cortez befahl hierauf in einem trotzigen und gebietenden Tone, man solle dem Kaiser die Fesseln anlegen, und ohne ihm zur Antwort Zeit zu lassen, kehrte er geschwind um, begab sich in sein Zimmer zurück, ließ die Wachen verdoppeln,

und verbot, daß Montezuma mit seinen Ministern Unterredungen halten sollte. Der Kaiser war so bestürzt, da er sahe, wie schimpflich und grausam man gegen ihn verfuhr, daß er nicht im Stande war, sich zu widersetzen, ja nicht einmal zu beklagen. Seine Bediente zerflossen in Thränen, fielen ihm zu Füßen, und halfen ihm die Last der Ketten tragen. Dieses Schauspiel, welches das unempfindlichste Herz gerührt hätte, diente zu nichts, als den Stolz der Spanier noch mehr aufzublasen.

Nachdem Cortez alle Maaßregeln ergriffen hatte, eilte er, die vermeynten Verbrecher abstrafen zu lassen. Man führte sie auf den Richtplatz, und sie wurden vor den Augen einer unzählbaren Menge von Menschen hingerichtet, welche bey dieser Gelegenheit nichts, als ein dummes Erstaunen, von sich blicken ließen. Cortez verurtheilte auf diese Weise Männer zum Tode, über die er nicht die geringste rechtmäßige Gewalt hatte, und denen man weiter nichts vorwerfen konnte, als daß sie dem Befehle ihres Herrn gefolgt und Leute aus ihrem Lande hatten vertreiben wollen, die sich mit Gewalt eingedrungen. Nach dieser höchst ungerechten That kehrte Cortez geschwind wieder nach dem Zimmer des Montezuma zurück, und meldete ihm, daß der mexicanische General und seine Gehülfen hingerichtet wären. Er wünschte hierauf dem Kaiser dazu Glück, daß er seine Pflicht auf eine so vortheilhafte Art erfüllt, und sich der göttlichen Gerechtigkeit, durch das geringe Opfer

seiner Freyheit, unterworfen habe. Cortez ließ sodann dem Kaiser die Ketten abnehmen, welcher die Schwachheit hatte, daß er den, der ihm das größte Herzeleid angethan, umarmte, und sich bey ihm bedankte. Er erhielt nun auch die Erlaubniß, sich wieder in seinen Pallast zu begeben: aber Cortez wußte wohl, daß Montezuma die Erlaubniß nicht nutzen würde, weil man ihm zu verstehen gegeben hatte, daß seine Ehre und die ganze Achtung der Unterthanen verlohren gienge, wenn er in seinen Pallast zurückkehrte, oder sich von den Spaniern trennete, ohne daß diese den Hof verließen, weil es zu deutlich in die Augen fiele, daß er seine Freyheit fremden Händen zu danken habe. Der Kaiser bat daher sich blos die Erlaubniß aus, seine Tempel besuchen zu dürfen. Cortez willigte darein, mit der Bedingung, daß man die Menschenopfer abschaffte. Montezuma versprach alles, was man verlangte, und erhielt also die Erlaubniß, den Pflichten seiner Religion Genüge zu leisten, wie er es für gut befände.

Ferdinand Cortez, der es für nöthig hielt, sich von dem See Meister zu machen, an dessen Ufer die Stadt Mexico erbauet war, ließ von Veracrux die Masten, Seegel, Eisenwerk und andere Zubehöre seiner Schiffe bringen. Er hatte die Absicht, zur Ausführung seines Projects ein Paar Brander bauen zu lassen. Der Kaiser selbst bekam Lust, dergleichen große Maschinen zu sehen, welche die Spanier mit solcher

Leich-

Leichtigkeit zu regieren wußten. Er war einer von den ersten, welche wünschten, daß einige Schiffe gebauet würden, damit seine Matrosen Gelegenheit hätten, sich in der Schifffahrt noch stärker zu machen. Die Brander wurden bald fertig, und die Mexicaner sahen diese Gebäude mit großer Verwunderung an; sie nannten sie schwimmende Häuser. Die Erbauung dieser Schiffe trug viel bey, die Vorstellung, die man von den Spaniern hatte, noch vortheilhafter zu machen, und bey den Mexicanern den Wunsch zu erregen, ein genaues Freundschaftsbündniß mit einem Volke zu schließen, welches so erhabene Einsichten hatte.

Blos mit dem Projecte beschäfftigt, Mexico der Krone Spanien zu unterwerfen, erkundigte sich Cortez nach der Größe, nach den Grenzen, Gebirgen, Flüssen, Gold- und Silbergruben, nach der Entfernung eines Meeres vom andern, nach den besten und sichersten Häfen; mit einem Worte, er suchte sich eine genaue Kenntniß des Landes zu verschaffen, um seinen Operationsplan darnach einzurichten. Während daß die Spanier diese Eroberungsprojecte schmiedeten, that sich eine Verschwörung gegen sie zusammen, welche beynahe alle Maaßregeln ihres Anführers vereitelt hätte.

Der Urheber dieser Verschwörung war Cacumatzin, König von Tezunco, erster Wahlfürst des Reichs, und Nefe des **Montezuma**. Dieser junge Prinz, der voll edlen Stolzes war, schmeichelte sich mit einem unsterblichen Ruhme,

wenn er seinem Herrn die Freyheit wiedergeben könnte. Er schien von der Schwachheit des Kaisers beleidigt, und sahe die Gefangennehmung des **Montezuma** als einen Schimpf an, den Leute, welche Herz im Leibe hätten, nicht leiden müßten. Er beklagte sich, bey allen Gelegenheiten, über die Spanier, und suchte sie verhaßt zu machen; da er es aber nicht bey unnützen Klagen wollte bewenden lassen, so versammelte er seine Anverwandte, seine Freunde, verschiedene Caciken, und hielt folgende Anrede an sie.

„Wenn werden wir über die Schande unserer Nation, und über unsere schlechte Aufführung die Augen öffnen? Wir, die wir für die Waffen gebohren sind, und unser Glück in dem Schrecken finden, das wir unsern Feinden einjagen, wir beugen den Nacken unter das schimpfliche Joch einer auswärtigen Nation; ihre Kühnheit und ihre Unverschämtheit gründet sich weiter auf nichts, als auf unsere ausnehmende Geduld. Wenn wir ihre Aufführung untersuchen, so müssen wir uns schämen, daß wir ihren kühnen Projecten keine Hindernisse in den Weg gelegt haben. Wir haben sie in diese Hauptstadt einziehen lassen, stolz auf vier Siege, die sie nicht sowohl ihrer Tapferkeit, als vielmehr unserm wenigen Widerstande, zu danken hatten. Sie haben wider den Willen des Kaisers und seiner Minister einen triumphirenden Einzug gehalten, und rebellische Unterthanen mit sich gebracht, die unter ihrem Schutze es wagen, ihrem

Herrn

Herrn Trotz zu bieten. Sie haben einem Generale des Reichs öffentlich und auf eine schimpfliche Weise das Leben genommen, und sich auf dem Gebiete eines andern zu Richtern aufgeworfen. Um endlich die Unverschämtheit aufs höchste zu treiben, haben sie den großen Montezuma in seinem Pallaste arretirt; sie haben ihn mit Gewalt fortgeschleppt; und nicht zufrieden, daß sie ihn bewahren ließen, haben sie sich an seiner geheiligten Person so vergriffen, daß sie ihn mit Ketten belegten, die man sonst nur Räubern und Spitzbuben anlegt. Dieses ist, wie wir wissen, geschehen; wer würde es sonst glauben wollen? Das Zeugniß der Augen ist in dergleichen Fällen fast verdächtig; und doch ist es eine Wahrheit, die man, wenn es möglich wäre, in ewige Vergessenheit begraben sollte. Tapfere Mexicaner, was kann euch jetzt noch aufhalten? Euer Kaiser ist im Gefängnisse, und ihr greift noch nicht nach den Waffen? Dieser Schatten von Freyheit, den ihr seit einigen Tagen bey ihm gesehen, ist nichts als eine betrügliche Lockung, wodurch ihn die Spanier in eine noch weit ärgere Sclaverey führen, weil sie als Tyrannen über seinen Verstand herrschen, und sich seines Willens bemeistert haben, welches die schrecklichste Tyranney ist, die man über einen Monarchen ausüben kann. Auf diese Weise regieren sie uns mit einer unumschränkten Gewalt, weil ihnen derjenige blindlings gehorcht, der allein das Recht hat, uns zu befehlen. Ihr sehet, daß er die Sorge für den Staat fahren

läßt, daß er über die Aufrechthaltung der Gesetze nicht mehr wacht, und daß sein Herz, so königlich es sonst war, jetzt ganz ein Sclav geworden ist.

„Wir andern, die wir als Stützen des Reichs anzusehen sind, wir müssen unsere Schultern darbieten, um den Fall desselben zu verhindern. Es ist unsere Pflicht, diese neuen Ankömmlinge zu vertilgen, und unsern Kaiser in Freyheit zu setzen. Mißfallen wir ihm dadurch, daß wir die Bande unsers Gehorsams, zu seinem Vortheile, ein wenig erweitern, so wird er den Nutzen davon schon gewahr werden, wenn er sich von dem Uebel befreyet siehet; und wird er ihn nicht gewahr, so fehlt es ja in Mexico an Männern nicht, die würdig sind, die Krone zu tragen; und er ist alsdann nicht der erste von unsern Königen, dem, weil er zur Regierung zu ungeschickt, oder zu nachläßig war, das Scepter aus den Händen ist genommen worden.„

Cacumatzin hielt diese Rede mit soviel Feuer, daß er alle Stimmen auf seiner Seite hatte. Die Versammlung gieng nicht eher aus einander, als bis sie den Tag und die Art der Ausführung bestimmt hatte. **Montezuma** und **Cortez** erfuhren das Project der Verschwornen fast zu gleicher Zeit. Der Kaiser bezeigte in Gegenwart des spanischen Generals einen grossen Zorn über seinen Nefen, und dieser Zorn war nicht verstellt, weil er den **Cacumatzin** in Verhaft nehmen ließ, aller seiner Würden entsetzte, und damit den Bruder desselben bekleidete.

Die

Die Spanier wurden auf diese Weise gerochen, ohne daß sie einen Tropfen Blut daran wenden durften; nicht als ob Cortez nicht große Lust gehabt hätte, die Waffen gegen den Cacumatzin und seine Mitverschwornen zu ergreifen: und wie weit würde er die Rache nicht getrieben haben? Aber der Kaiser widersetzte sich beständig, und behielt sich das Recht vor, einen Prinzen zu bestrafen, der die Ehre hatte, zu seiner Familie zu gehören. Die andern Verschwornen nahmen ihre Zuflucht zur Gnade des Montezuma, und erhielten Vergebung.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, wollte endlich Montezuma sich von dem Joche der Spanier zu befreyen suchen, und diese hochmüthigen Fremdlinge nöthigen, sich nicht länger in seinen Staaten aufzuhalten. Um diese Absicht zu erreichen, that er dem Cortez die Erklärung, daß er sich dem Könige in Spanien unterwerfen, und einen Tribut bezahlen wolle. Er sagte, er habe schon ansehnliche Geschenke in Bereitschaft, welche in seinem Namen einem Prinzen überreicht werden sollten, den er als den Eigenthümer von Mexico ansähe. Man siehet wohl ein, daß alle Versprechungen des Montezuma weiter nichts zur Absicht hatten, als die Spanier zu entfernen; indeß huldigte er doch öffentlich dem Könige in Spanien, und übergab dem Cortez alle die Geschenke, die für diesen Monarchen bestimmt waren. Dem spanischen Generale wurde hierauf angedeutet, daß er auf seine Ab-

reise denken sollte, weil er nun weiter keine Ursache habe, sich in Mexico aufzuhalten.

Diese Erklärung, deren sich Cortez gar nicht versehen hatte, machte ihn sehr stutzig; ohne sich jedoch zu verrathen, antwortete er, er wolle Anstalten zur Abreise machen, er müsse aber Zeit haben, um die, zu einer so weiten Reise nöthigen Schiffe zu bauen. Der Kaiser sagte hierauf dem Cortez, er sey nie Willens gewesen, die Spanier fortzuschicken, ohne ihnen die zur Unternehmung einer solchen Reise nöthigen Mittel zu verschaffen; er werde also befehlen, daß die benöthigtan Schiffe gebauet würden. Monteznma ließ auch wirklich allen Zimmerleuten, die an der Küste wohnten, befehlen, das erforderliche Holz zu hauen, und Schiffe nach der Angabe der Spanier zu bauen. Diesen war mit der Beschleunigung der Arbeit nicht viel gedient. Cortez hatte keine andere Absicht, als sich so lange in Mexico zu halten, bis die Boten zurück kämen, die er nach Spanien abgeschickt hatte. Er hoffte, daß sie ihm einige Unterstützung, oder wenigstens einen Brief von Carln V mitbringen würden, der ihm zur Fortsetzung seiner Unternehmungen befehligte.

Ein neuer Zufall aber vernichtete alle diese Maaßregeln. Montezuma wurde benachrichtigt, es ließen sich achtzehn fremde Schiffe an der Küste von Uloa sehen. Er ließ sogleich dem Cortez melden, daß nun alle Anstalten, die zu seiner Abreise gemacht würden, überflüßig wären, weil spanische Schiffe angekommen wären, auf denen

denen er sich würde einschiffen können. Cortez gab zur Antwort, er wolle ohne Verzug abreisen, wenn diese Schiffe bald wieder nach Spanien zurück kehrten. Er setzte hinzu, die zu Zempoala wohnenden Spanier würden ihm schon Nachricht davon geben, und er wolle sodann seine Einrichtung nach den Verhaltungsbefehlen machen, die er zugleich zu bekommen glaubte. Wie sehr aber erschrak der spanische General, als er einige Tage darnach erfuhr, daß diese Schiffe dem Velasqvez gehörten, daß sie acht hundert Mann am Bord hätten, welche kämen, den Cortez zu bekriegen, und sich seinen Eroberungen zu widersetzen.

Es wurde diese Flotte vom Pamphil de Narvaez commandirt, welcher Befehl hatte, sich des Cortez zu bemächtigen, ihn mit einer guten Bedeckung nach Cuba zu senden, und von allen, was er erobert hätte, Besitz zu nehmen. Narvaez that die erste Anfoderung an den Sandoval, Gouverneur in Veracrux, daß er ihm den Platz übergeben sollte, um ihn mit den Soldaten des Velasqvez zu besetzen. Sandoval aber gab den Abgeordneten des Narvaez zur Antwort, die gegenwärtige Gestalt der Sachen, da man mit der Eroberung von Mexico schon so weit gekommen sey, erfodere, daß der Commendant der Flotte seine Kräfte mit den Kräften des Cortez vereinige, und ihm ein so glorreiches Unternehmen vollends ausführen hülfe. Die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen, setzte er hinzu, müßten nicht in

bürgerliche Kriege ausarten, und wenn Nar-
vaez, aus Eigennutz oder aus Rachgier etwas
gegen den Ferdinand Cortez unternähme, so
solle man von dem Augenblicke an versichert seyn,
daß er, und alle seine Soldaten, welche den
Platz besetzt hielten, entschlossen wären, lieber
das Leben zu verliehren, ehe sie sich zu einer so
schimpflichen Handlung bringen lassen wollten, als
man ihnen zumuthete.

Der Deputirte des Narvaez, mit Namen
Guevara, ein Geistlicher, der einen ziemlich
hitzigen Kopf hatte, war über diese Antwort sehr
aufgebracht. Nachdem er gegen den Cortez
und seine Partheygänger tausenderley Schimpf-
reden ausgestoßen hatte, befahl er einem Nota-
rius, die Befehle, die man ihm aufgetragen,
in einen schriftlichen Anschlag zu bringen, damit
alle Spanier erführen, daß sie bey Lebensstrafe
dem Narvaez zu gehorchen hätten; Sando-
val aber machte dem Notarius bekannt, daß
er ihn werde aufhängen lassen, wenn er sich un-
terstünde, Befehle anzuschlagen, die nicht vom
Könige kämen. Kurz, die Sache kam so weit,
daß Sandoval den Deputirten arretiren ließ,
nebst denen, die mit ihm gekommen waren, und
sie nach der Stadt Mexico schickte, damit Cor-
tez sie wieder zur Vernunft brächte. Der spa-
nische General war in großer Verlegenheit: er
sahe sich in Gefahr, durch die Eifersucht eines
Mannes, der die Vortheile der ganzen Nation
seinem Eigennutze aufopferte, die Frucht seiner
Eroberungen zu verliehren. Nachdem er wohl
über-

überlegt hatte, was er für eine Parthey ergreifen solle, beschloß er, es durch den Weg der Güte zu versuchen, und that dem Narvaez so billige Vorschläge, daß dieser sie nicht verwerfen konnte, wenn er die Schuld der Feindschaft nicht allein auf sich haben wollte. Er brauchte weitere Vorsicht, und meldete seinen Freunden zu Tlascala, daß sie bis auf sechs tausend Mann bereit halten sollten, weil er ihrer Hülfe bald würde benöthigt seyn. Er wandte sich auch an einige Caciken, und bat sie um Truppen; wodurch er sich denn im Stande sahe, daß er nichts befürchten durfte, wenn Narvaez auch zu gewaltsamen Mitteln schreiten wollte.

Cortez nahm den Deputirten sehr wohl auf, den Sandoval hatte arretiren lassen, und nach Mexico schickte. Er beschloß, eine vertraute Person an den Narvaez zu schicken, und ihm die vernünftigsten Vorschläge thun zu lassen, wodurch sie sowohl ihren Nutzen, als den Nutzen des Königs, befördern könnten. Er wählte dazu einen Mönch, Namens Bartholomäus d'Olmedo, und ließ ihm in aller Geschwindigkeit die Depeschen ausfertigen. In dem Briefe an den Narvaez wünschte ihm Cortez zu seiner Ankunft Glück, und schrieb überhaupt in sehr freundschaftlichen und höflichen Ausdrücken. Er unterrichtete ihn von der Gestalt der Sachen, nannte ihm alle Provinzen, die er schon erobert habe, beschrieb ihm den Character und die Tapferkeit der Völker, welche dieselben bewohnten, und gab ihm endlich von der Macht und Größe

des Montezuma Nachricht. Die Absicht des Cortez war nicht, mit seinen Thaten in dieser Erzählung zu prahlen, sondern nur dem Narvaez zu zeigen, wie nöthig es sey, daß sie Freunde wären, und ihre Kräfte zur Ausführung eines so großen Unternehmens vereinigten.

Der Schluß dieses Briefes enthielt, daß Narvaez, um allen Zank und Streit zu vermeiden, zeigen müsse, von wem er seine Befehle habe. „Wenn es Befehle vom Könige sind, sagte Cortez, so bin ich bereit zu gehorchen, und den Generalsstab in deine Hände zu geben. Sind es aber Befehle vom Velasqvez, so mußt du wissen, daß die Anfoderungen eines Unterthanen nicht von so großem Gewichte sind, in einer Sache, welche den Vortheil des Kaisers, unsers Herrn, betrifft. Damit aber Velasqvez sich über nichts zu beschweren habe, will ich ihn über alle Unkosten schadlos halten, die er gehabt hat, und mit ihm nicht allein die Reichthümer, die ich besitze, sondern auch die Ehre dieser Eroberung theilen.„ Er erklärte sich deutlich am Ende seines Briefes, daß, wenn man sich den Weg der Güte und der Bescheidenheit nicht gefallen ließe, er noch andere Mittel zu ergreifen habe.

Alles, was Cortez that, hatte nicht die Wirkung, die er hoffte. Es diente weiter zu nichts, als den Stolz des Narvaez aufzublasen, welcher den Eroberer von Mexico einen Aufrührer und Rebellen schalt. Montezuma bekam von der Uneinigkeit der Spanier Nachricht,

wußte

wußte aber keinen Vortheil daraus zu ziehen. Er bot dem Cortez sogar Truppen an, um ihn in den Stand zu setzen, seinem Nebenbuhler Widerstand zu thun. Der Kaiser von Mexico zeigte bey dieser Gelegenheit, daß er nichts weniger, als ein großer Politicus sey. Ein kluger Prinz würde das Mißverständniß unter den beyden spanischen Generalen geflissentlich unterhalten haben, um es so weit zu bringen, daß einer den andern selbst aufriebe. Montezuma erklärte sich für den Cortez, weil das tyrannische Verfahren des Narvaez mit den Indianern zur Furcht Gelegenheit gab, er möchte noch unbescheidener mit dem Ferdinand Cortez verfahren. Die Mexicaner waren schon so weit gebracht, daß ihnen nur noch die Wahl freystand, welchen von beyden sie zum Tyrannen haben wollten.

Da nun zwischen den beyden Partheyen kein Vergleich zu hoffen war, so entschloß sich Cortez, die Stadt Mexico zu verlassen, um denjenigen anzugreifen, der ihm das Commando nehmen, und die Frucht seiner Eroberungen rauben wollte. Er machte Anstalten dazu, und ließ achtzig Spanier, unter der Anführung des Peter d' Alvarado, der sich bey dem Montezuma in Gunst gesetzt hatte, in Mexico zurück. Cortez setzte sich hierauf in Marsch, und als er bis nach Motaleqvita gekommen war, wollte er nochmals es durch Unterhandlung versuchen; da er aber aufs neue war beleidigt worden, so hielt er es für besser, dem Streite vermittelst der Waffen ein Ende zu machen. Beyde

Par=

Partheyen geriethen an einander, und fochten mit vielem Muthe. Narvaez bekam einen Stoß mit einer Lanze ins Gesicht, wodurch er ein Auge verlohr, und zu Boden geworfen wurde. Unter seinen Truppen breitete sich das Gerücht aus, er sey tod, und diese Nachricht brachte seine Soldaten aus der Fassung; einige hörten auf zu fechten, die andern ergriffen die Flucht, und die, die noch den Sieg eine Weile streitig machen wollten, sahen sich bald zum Weichen gezwungen. Narvaez fiel in die Hände der Ueberwinder, und als er von der Betäubung wieder zu sich kam, sahe er sich in Ketten, und von Feinden umringt.

Cortez ließ einen Generalpardon für alle diejenigen bekannt machen, welche die Waffen niederlegen, und sich unter seine Fahnen begeben würden. Diese Bekanntmachung brachte fast alle Flüchtigen in sein Lager. Er besuchte hierauf den Narvaez, wollte sich aber nicht zu erkennen geben, um die Betrübniß seines Feindes nicht zu vergrößern. Die Ehrerbietung der Soldaten verrieth indeß den General. Narvaez sagte sodann zum Cortez: „Der Vorfall muß dir sehr angenehm seyn, der mich zu deinem Gefangenen macht.„ Der siegende General antwortete darauf: „Mein Freund, man muß Gott für alles preisen; ich kann dich aber ohne Eitelkeit versichern, daß ich diesen Vortheil unter die geringsten Thaten rechne, die in diesem Lande geschehen sind.„ Eine Antwort, die nicht tröstend, sondern vielmehr beleidigend war.

Der

Der Sieg, den **Ferdinand Cortez** davon getragen hatte, verstärkte seine Armee mit achthundert Spaniern, verschaffte ihm eilf Schiffe und sieben Brander, erleichterte ihm die Mittel, seine großen Projecte auszuführen, und warf die Parthey des **Velasqvez** völlig über den Haufen. Die Freude, die ihm ein so glücklicher Erfolg natürlicher Weise verursachen mußte, ward durch die Nachrichten gestöhrt, die er aus Mexico erhielt. **Alvarado** schrieb ihm, daß die Einwohner, wider den Willen des **Montezuma**, die Waffen ergriffen, und schon verschiedene Anfälle auf die Spanier gethan hätten, und zwar mit einer so zahlreichen Macht, daß er und seine Soldaten in Gefahr wären, nieder gehauen zu werden, wenn man ihnen nicht schleunig zu Hülfe käme. Diese verdrüßliche Nachricht wurde von einem spanischen Soldaten überbracht, den ein Abgesandter vom **Montezuma** begleitete, welcher die Vorstellung thun sollte, daß es nicht in der Macht des Kaisers gestanden habe, den Aufruhr zu verhüten. Der Kaiser ließ dem **Cortez** die Versicherung geben, daß er den **Alvarado** nicht verlassen werde, und zugleich ließ er den General bitten, sich je eher je lieber wieder nach der Hauptstadt zurück zu begeben, um durch seine Gegenwart allen Unordnungen zuvor zu kommen. **Cortez** mußte über den **Montezuma** in der That sehr viel vermögen, um ihn zu diesem Schritte zu bringen.

Man hatte nicht nöthig, über die Parthey, die ergriffen werden sollte, lange Berathschla-

gungen anzustellen. Nachdem **Cortez** seine ganze Armee gemustert, und einige Truppen in Veracrux zur Besatzung gelassen hatte, so hatte er noch tausend Mann zu Fuß und hundert Mann zu Pferde übrig. Ehe er sich in Marsch setzte, meldete er dem Kaiser und dem **Alvarado** seinen Sieg, den Anwachs seiner Truppen, und seinen Abmarsch, um den Spaniern, die in Mexico geblieben waren, Muth zu machen, und den Kaiser nicht zu beunruhigen, wenn er mit so ansehnlichen Kräften wiederkäme.

Der General reiste ab, und kam nach Mexico zurück. Er fand die Einwohner so ruhig, als ob in seiner Abwesenheit nicht das geringste vorgegangen wäre: denn die Rebellen hatten sich zurück gezogen, um den Spaniern einen freyen Einzug zu lassen, und sie alle auf einmal zu vertilgen, wenn man sie wieder in der Stadt beysammen haben würde. Man weiß nicht genau, was zu dem Aufruhre der Mexicaner Gelegenheit gegeben habe: aber hatten sie noch nicht Ursachen genug, auf die Vertilgung einer Bande von Straßenräubern bedacht zu seyn, welche ihnen Gesetze geben, und sie zu Sclaven machen wollten? Oder, da man sahe, daß die Spanier selbst gegen einander zu Felde zogen, und nur ein kleines Häuflein in der Hauptstadt des Reichs zurück blieb, wollte man sich ohne Zweifel eine so günstige Gelegenheit zu Nutze machen, und sich der Tyranney dieser barbarischen Usurpatoren entziehen. Indeß scheint es doch, daß **Montezuma**, dem an der Vertilgung der

Spa-

Spanier am meisten mußte gelegen seyn, keinen Antheil an dem Projecte hatte, das seine Unterthanen schmiedeten, um sich in Freyheit zu setzen.

Alvarado, der von der Verschwörung Nachricht hatte, und wußte, daß die Ausführung des Unternehmens auf eines der Feste festgesetzt sey, die man mit öffentlichen Tänzen feyerte, begab sich an den Ort, wo sich die Mexicaner versammelten, gleich als ob er käme, an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen. Er gab sogleich seinen Soldaten Befehl, die Mexicaner zu überfallen, und über die Klinge springen zu lassen. Die Spanier gehorchten mit Freuden, und es war nicht möglich, ihrer Wuth Grenzen zu setzen, so hitzig waren sie durch die Hoffnung der Beute geworden. Man weiß, daß es nicht leicht ist, den Soldaten zurück zu halten, wenn er das Schwerdt in der Hand, und Gold vor den Augen hat. Es geschahe demnach ein entsetzliches Niedermetzeln, ohne daß der meiste Theil der Einwohner die Ursache wußte, warum die Spanier so mit ihnen verfuhren; denn das gemeine Volk hatte nichts von der Verschwörung erfahren. Als es aber sahe, daß soviel Leute ums Leben kamen, und die Spanier mit großer Begierde den Todten alles abnahmen, was sie kostbares an sich hatten, schrieb man dieses gewaltsame Verfahren dem Geitze zu, und die Mexicaner wurden darüber so wüthend, daß sie den Augenblick zu den Waffen griffen, und ihre barbarischen Unterdrücker zu vertilgen schworen.

Fer-

Ferdinand Cortez begnügte sich, die Aufführung des Alvarado zu tadeln, und schalt nicht sowohl seine Grausamkeit, als vielmehr seine Unvorsichtigkeit. Er dachte sodann auf Mittel, diejenigen zum Gehorsam zu bringen, die er als Rebellen betrachtete; gleich als ob dieses der rechte Name für Leute wäre, die zur Erhaltung ihres Lebens und zur Vertheidigung ihrer Freyheit die Waffen ergreifen. Die Stadt Mexico wurde ein Schlachtfeld, wo viel Blut vergossen ward. Die Einwohner geriethen noch öfters mit den Spaniern zusammen, und obgleich diese immer den Vortheil auf ihrer Seite hatten, so konnten sie doch ihre Gegner nicht bändigen, und zwingen, daß sie um Friede gebeten hätten.

Montezuma nahm es sehr ungnädig auf, daß seine Unterthanen, ohne seinen Befehl, die Waffen ergriffen hatten; und da ihrem Unternehmen auch der glückliche Ausgang fehlte, so machte er ihnen ein Verbrechen daraus, daß sie den Ruhm der Nation, und das Beste des Kaisers zu vertheidigen gesucht hatten. Es war dieser Prinz auf dem höchsten Thurm im Qvartiere der Spanier gestiegen, von welchem er die Armee der Rebellen, und unter derselben einige Caciken sahe, die sich Hoffnung machen konnten, Kaiser zu werden. Dieser Anblick machte in seinem Herzen die Eifersucht rege, daß es nicht möglich war, dieselbe zu stillen. Die Verfassung, in der er sich befand, war in der That eine von den grausamsten. Er mußte natürlicher Weise wünschen, daß die Spanier von der

Last

Last ihrer Feinde unterdrückt würden; er hatte aber auch zu wünschen, daß die Mexicaner nicht die Oberhand behalten möchten. Er kannte die Gesinnung des Volks und des Adels in Ansehung seiner, seitdem er die königliche Majestät erniedrigt hatte, indem er sie auf alle Art und Weise von den Spaniern schänden ließ. Die Verachtung, in welche er gekommen war, konnte leicht eine nachtheilige Revolution veranlassen, und die Wahlfürsten dahin bringen, daß sie die kaiserliche Krone auf ein anderes Haupt brachten. **Montezuma** sann in dieser Verlegenheit beständig den geschicktesten Mitteln nach, sein Ansehen wieder herzustellen, und fand kein besseres, als die Spanier zurück zu schicken, und sich wieder in seinen Pallast zu begeben *).

Er ließ den **Cortez** kommen, und beschwerte sich gegen ihn wegen der Unverschämtheit des Adels, wobey er indeß merken ließ, daß er ihn nicht fürchtete, und mehr wegen der Züchtigungen in Verlegenheit sey, die er über ihn sollte ergehen lassen, als wegen der Folgen des Aufruhrs. „Aber, setzte er hinzu, die Unruhen meines Staats erfodern ein schleuniges Hülfsmittel. Man muß nothwendig den Aufrührern allen Vorwand benehmen, und sie von ihrem Irr-

*) Der Kaiser hatte sich während der Abwesenheit des Cortez beständig in dem Pallaste aufgehalten, in welchen ihn die Spanier als Gefangenen geführt hatten.

Irrthume befreyen, ehe man sie ihres Verbrechens wegen bestraft. Fast alle Empörungen haben einen scheinbaren Grund. Die Klugheit räth daher einem Regenteu, anfänglich etwas nachzulassen, damit er hernach destomehr auf sein Recht dringen könne. Das Unternehmen meiner Unterthanen wird gewissermaßen durch die Absicht gerechtfertigt, weil sie nichts anderes suchen, als die Freyheit ihres Prinzen. Sie irren sich blos in der Wahl der Mittel, die sie ergreifen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nach der Lage, welche gegenwärtig die Sachen haben, könnet ihr nicht länger anstehen, Mexico zu verlassen, damit ich mir mein Ansehen wieder verschaffe, meine rebellischen Unterthanen bändige, und das aufgegangene Feuer dämpfe, welches durch nichts füglicher geschehen kann, als daß ich die Materie, welche dasselbe nährt, wegschaffe.„

Cortez antwortete dem **Montezuma**, daß er bereit sey, sich nach den Absichten Sr. Majestät zu beqvemen; zugleich aber bat er den Kaiser, seine Unterthanen nur die Waffen noch vor der Abreise der Spanier niederlegen zu lassen, und er führte Gründe an, warum er von diesem Artikel nicht abgehen könnte. **Montezuma** konnte nichts dagegen aufbringen, und willigte in das, was man von ihm verlangte. Während daß der Kaiser und der General ihre Einrichtungen mit einander machten, brachte man die Nachricht, daß beyde Partheyen aufs neue an einander gerathen wären. **Cortez** eilte, um

zu

zu sehen, was vorgienge, und fand seine Truppen auf allen Seiten von den Feinden angegriffen. Die Spanier suchten mit ihrer Artillerie die Rebellen aus einander zu treiben; aber diese, die nach und nach der Feuergewehre gewohnt wurden, wichen keinen Schritt zurück, sondern setzten ihren Angriff muthig fort.

Montezuma, der von der Verlegenheit Nachricht bekam, in welcher sich Cortez befand, ließ ihm sagen, er habe Lust, sich den Rebellen in Person zu zeigen, und ihre Anfoderungen zu hören. Der spanische General billigte diesen Einfall. Montezuma nahm sogleich die Krone, den kaiserlichen Mantel, und die Kleinodien, die er sonst nie, außer bey den feyerlichsten Ceremonien trug; er legte, mit einem Worte, den ganzen Schmuck seiner Würde an. Von den edlen Mexicanern begleitet, die ihm treu geblieben waren, begab er sich auf den Wall; die Soldaten waren in Reihen auf beyden Seiten des Prinzen gestellt. Einer seiner Officiere trat bis an die Brustwehre vor, ermahnte mit lauter Stimme die Rebellen, daß sie dem großen Montezuma Ehrerbietung und Aufmerksamkeit erweisen sollten, welcher ihre Anfoderungen anhören, und sie seiner Gnade versichern wolle. Der Kaiser trat sodann vor, und sobald er sich nur blicken ließ, fielen die meisten Rebellen auf die Knie, oder mit dem Gesichte zur Erde nieder. Montezuma, der die ganze Versammlung eine Weile übersahe, blieb

endlich mit den Augen bey dem Adel stehen, und redete ihn folgender Gestalt an:

„Ich bin weit entfernt, diesen Ausbruch eures Eifers, als ein Verbrechen anzusehen, daß ich vielmehr die Neigung nicht bergen kann, welche mich treibt, euch darüber zu rechtfertigen. Die Ausschweifung, die man an eurer Aufführung bemerkt, ist blos eine Ausschweifung der Treue. Ihr habet nicht ohne Grund geglaubt, daß ich als ein Gefangener in dem Pallaste meiner Vorfahren zurück gehalten würde, und die Absicht, euern Prinzen in Freyheit zu setzen, ist eine zu große Unternehmung, daß es dabey ohne Unordnung abgehen sollte, weil man in der äusserſten Betrübniß selten an die Regeln der Klugheit denkt. Die Verirrung eurer Einbildungskraft muß eurem guten Willen sein Verdienst nicht nehmen. Ich habe aber aus freyem Willen und nach eigener Wahl mich bey den Fremden aufgehalten, und ich habe ihnen diese Gefälligkeit schuldig zu seyn geglaubt, wegen der Ehrerbietung, die sie allezeit gegen mich bezeigt haben, und wegen der Größe des Prinzen, der sie hieher geschickt hat. Sie haben nun ihre Abfertigung, und ihr werdet sie unverzüglich meinen Hof verlassen sehen; es ist aber nicht billig, daß ihr Gehorsam dem eurigen vorgehe, oder daß sie eher Proben von ihrer Höflichkeit geben, als ihr eure Pflicht gethan habet. Leget die Waffen nieder, und zeiget euch, wie es sich in Gegenwart eures Kaisers gebühret; setzet euch

dadurch

dadurch in den Stand, die Gnade zu verdienen, die er euch erzeigen will.„

Keiner unter den Rebellen wagte es, dem Montezuma zu antworten. Die meisten waren zum Mitleide gerührt, da sie diesen stolzen Monarchen sich vor seinen Unterthanen rechtfertigen sahen. Der Pöbel aber, der zu allen Zeiten unbeständig ist, gieng in einem Augenblicke vom Mitleide zur Verachtung über. Der Aufruhr gieng vom neuen an, und wurde heftiger, als er gewesen war. Die Rebellen schrien auf den Montezuma los, er sey nicht mehr ihr Kaiser; er solle Scepter und Krone niederlegen, und dafür den Rocken und die Spindel ergreifen. Sie nannten ihn einen feigen, weibischen und elenden Sclaven ihrer Feinde. Das Geschrey war so arg, daß man sehr viele Schimpfwörter nicht hören konnte. Montezuma suchte durch Zeichen mit den Augen und mit der Hand sich nochmals das Gehör dieser Rasenden zu verschaffen; aber eine Menge Pfeile, die sie in dem Augenblicke losschossen, machte ihn wegen einer üblen Begegnung von Seiten seiner Unterthanen besorgt. Zween spanische Soldaten bedeckten ihn mit Schilden; aber dieser Sorgfalt ungeachtet, ward dieser Monarch doch von verschiedenen Pfeilen getroffen, besonders von einem Steine, der ihm an den Kopf flog, daß er ohne Verstand zu Boden fiel.

Cortez ließ den Kaiser in seinen Pallast bringen, und wollte ihn an seinen Unterthanen

rächen; aber er fand keine Feinde mehr auf dem Platze, weil die Größe ihres Verbrechens, da sie den Kaiser hatten fallen sehen, sie dermaßen erschreckte, daß sie alle die Flucht ergriffen, und sich gern vor dem Anblicke des Himmels verborgen hätten, mit jener Art der sinnlosen und fürchterlichen Gewissensangst, welche große Verbrechen in dem Gemüthe zurück lassen, sobald man sie begangen hat. **Cortez**, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, besuchte den Kaiser, welcher nur einigermaßen zu sich gekommen zu seyn schien, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Er wollte sich selbst das Leben nehmen, und man war nicht eher im Stande ihn zu verbinden, als bis der gänzliche Mangel der Kräfte alle angewandten Hülfsmittel vergebens machte. Die Verletzungen, die er bekommen hatte, waren gefährlich; aber die Verzweiflung machte sie tödtlich. **Cortez** wollte ihn bereden, das Christenthum anzunehmen; aber dieser unglückliche Prinz starb in Wuth und Verzweiflung, nachdem er dem spanischen Generale die Bestrafung der Rebellen aufgetragen hatte.

Montezuma hatte siebzehn Jahre regiert, und war der eilfte Kaiser in Mexico. Man fand bey diesem Monarchen ein Gemisch von guten und bösen Eigenschaften. Er hatte ein angenehmes und majestätisches Ansehen, einen scharfen Verstand und eine gründliche Urtheilskraft. Seine Tapferkeit hatte ihn auf den Thron erhoben, und er behauptete auch nach der Zeit den Ruhm, den er sich durch die Waffen erwor-

erworben hatte. Er liebte von Natur den Krieg, und zog den Tumult eines Lagers allen Ergötzlichkeiten des Hofes vor. Er war freygebig; aber er beschwerte seine Unterthanen mit Abgaben, um zu seinen Verschwendungen genug zu haben. Seine Gerechtigkeitsliebe artete bisweilen in Grausamkeit aus. Er liebte die sinnlichen Vergnügen ungemein, ob er gleich in allen denselben sehr Maaße hielt. Der Stolz war sein Hauptlaster. Er machte zwischen einem Unterthanen und Sclaven keinen Unterschied, und sich schätzte er eben so hoch, als seine Götter. Man siehet leicht ein, was es einem Prinzen von diesem Character gekostet habe, da er sich genöthigt sahe, seinen Nacken unter das Joch einer fremden Nation zu beugen.

Es ist gewiß, daß die Spanier ihm viel Verdruß machten, und Ursache seines Todes waren; wir haben indeß nur erst das Vorspiel aller blutigen Auftritte gesehen, die in Mexico vorgiengen. **Montezuma** hatte einige Kinder hinterlassen: zween von seinen Söhnen wurden von den Mexicanern umgebracht, nach dem Tode ihres Vaters; ein anderer nahm die christliche Religion an, und der König in Spanien setzte ihm ansehnliche Einkünfte in der neuen Welt aus, nebst dem Titel eines Grafen von **Montezuma**: schöne Entschädigung für den Verlust einer Krone! Die Töchter des **Montezuma** traten auch zur christlichen Religion, und wurden an Spanier verheyrathet. So war das Schicksal der Kinder eines unglücklichen

Prinzen beschaffen, der sich das Leben von seinen eigenen Unterthanen mußte nehmen lassen, weil er die Parthey einer Nation ergriffen hatte, die mit ihm, als mit einem Sclaven umgieng.

Alle Spanier waren über den Tod des **Montezuma** betrübt, weil durch denselben alle ihre Maaßregeln vereitelt wurden, und sie nun andere Projecte schmieden mußten, um den Endzweck zu erreichen, den sie sich vorgesetzt hatten. **Cortez**, welcher den Aufruhr gern stillen wollte, ließ den Rebellen sagen, er schicke ihnen den Körper ihres Kaisers, den sie selbst umgebracht hätten, und die Größe ihres Verbrechens gebe ihm ein neues Recht, die Waffen gegen sie zu führen. „Dieser Prinz, setzte er hinzu, hat mich vor seinem Tode mehr als einmal gebeten, die Rache eines so entsetzlichen Mordes über mich zu nehmen. Da ich indeß das Unglück mehr dem Ungestüme des niedrigen Pöbels zuschreibe, woran vernünftige Leute keinen Gefallen gehabt haben können, so thue ich nochmals Vorschläge zum Frieden, welche ihr nicht länger verwerfen werdet, wenn euch euer wahrer Nutzen am Herzen liegt. Ihr könnet Deputirte schicken, um mit mir die Artikel eines Tractats zu bereden, wodurch die Ruhe dieses Reichs wieder hergestellt werden kann. Dabey aber thue ich euch zugleich die Erklärung, daß, wenn ihr jetzt der Vernunft nicht Gehör gebet, ich euch nicht allein als Feinde, sondern als Rebellen und Königsmörder ansehen werde. Die Ehrerbietung, die ich eurem Kaiser schuldig

war, hat mich bisher abgehalten, die Grenzen der Mäßigung zu überschreiten; aber nachdem dieser Prinz tod ist, soll mich nichts mehr zurück halten, und ich werde weiter auf nichts denken, als die Stadt Mexico zu verwüsten, und bis auf den Grund zu zerstöhren. Ihr sollet alsdann einsehen, aber zu spät, wohin man es bringt, wenn man einen ungerechten Krieg gegen Männer führt, die stets die Pflicht vor Augen haben, ein solches Verbrechen, als ihr begangen habet, zu bestrafen.„

Einige Officiere des Kaisers trugen den Körper desselben in das Qvartier der Aufrührer. Die Stadt erschallete sogleich von Seufzern und Klagen; ein jeder wollte zeigen, wie betrübt er über den Tod des großen Montezuma sey. Man brachte hierauf den todten Körper auf den Berg Chacpultexeqve, wo man den Königen das Leichenbegängniß zu halten, und die Asche derselben zu verwahren pflegte. Das Weinen und Schreyen verdoppelte sich, als man dem Kaiser die letzte Pflicht erweisen wollte. Die Ceremonie wurde endlich geendigt, und die Mexicaner, die schon einen andern Monarchen gewählt hatten *), dachten weiter auf nichts, als den Krieg gegen die Spanier fortzusetzen. Diese thaten einen Ausfall, und machten sich Meister von einem Tempel, den die Feinde besetzt hatten.

*) Dieser neue Kaiser war Qverlavaca, König zu Iztac Palapa, und zweyte Wahlfürst des Reichs.

Es fiel hierauf ein blutiges Treffen zwischen beyden Partheyen vor. **Cortez** wurde verwundet; aber dieser Umstand hielt ihn nicht ab, dem Feinde nachzusetzen, und ein schreckliches Blutbad unter ihnen anzurichten. Es wurden verschiedene Häuser verbrannt, und nie hatte noch die Stadt ein solches Unglück erfahren.

Man muß hier die That zweener Mexicaner nicht mit Stillschweigen übergehen, welche beschlossen, sich für ihr Vaterland aufzuopfern. **Cortez** hatte sich, wie schon gesagt, eines Tempels bemächtigt, aus welchem sich die Rebellen mit vielem Vortheile vertheidigten. Zween Indianer beredeten sich, vom Tempel hinab zu stürzen, und den spanischen General mit sich zu Boden zu werfen. Als sie nun den **Cortez** so nahe stehen sahen, daß ihr Vorhaben ausgeführt werden zu können schien, stürzten sie sich über einen Gang auf ihn herab. **Cortez** hatte das Glück, sich sogleich wieder aufzuhelfen, und die beyden tapfern Indianer kamen ums Leben, ohne daß sie ihren großmüthigen Entschluß hatten ausführen können.

Die Mexicaner verlangten eine Unterredung, und man gestattete ihnen dieselbe, in Hoffnung, zu einem Vergleiche mit ihnen zu kommen. **Cortez** begab sich auf den Wall, um ihren Antrag zu hören. Einige vom Adel, die vorgetreten waren, erklärten ihm, im Namen des neuen Kaisers, daß er sich ohne Verzug fertig machen solle, wieder nach den Schiffen zu gehen, die ihn auf dem Meere erwarteten, und

daß

daß man, während der Zeit, als er sich zu seiner Reise geschickt machte, ihn mit allen Angriffen verschonen wolle. Man setzte hinzu, er liefe Gefahr, mit allen seinen Soldaten umzukommen, wenn er diese Parthey nicht schleunig ergriffe, weil die Mexicaner aus mannichfaltigen Proben wüßten, daß die Spanier nicht unsterblich wären, und daß, wenn der Tod jedes Spaniers sie zwanzig tausend Mann kosten sollte, ihnen doch immer noch Volk genung übrig bliebe, den Sieg zu feyern.

Cortez antwortete, die Spanier hätten sich nie für unsterblich ausgegeben, sondern nur, daß sie mehr Stärke und Muth besäßen, als andere Menschen, und Herz hätten, nicht allein die Stadt, sondern auch das ganze Reich Mexico zu verwüsten, ohne mehr Soldaten nöthig zu haben, als sie jetzt hätten. Da sie aber an allem, was die Mexicaner sich bisher durch ihre Hartnäckigkeit zugezogen, ein großes Mißfallen hätten, so sey er entschlossen, sich zurück zu begeben, weil die Absicht seiner Gesandschaft mit dem Tode des großen **Montezuma** aufgehört habe; er wolle auch diesen Entschluß je eher je lieber ins Werk setzen, wenn man nur von beyden Seiten sich wegen gewisser Bedingungen vergleichen könnte, damit er ungehindert die Anstalten zu seiner Reise machen könnte.

Die Minister des neuen Kaisers hatten diese Unterredung in keiner andern Absicht gesucht, als die Spanier so lange durch Tractaten aufzuhalten, bis die Lebensmittel in ihrem Qvartiere

auf=

aufgezehrt wären. Da die Mexicaner wohl sa-
hen, daß sie keinen Vortheil davon hatten, wenn
sie mit den Feinden ins Handgemenge kamen,
so suchten sie dieselben auszuhungern, und glaub-
ten, daß es ihnen sodann leicht seyn werde, sie
in Stücken zu hauen, wenn sie wegen Mangel
der Nahrung ihre Kräfte verlohren hätten. Sie
ließen alle Wege besetzen, auf welchen die Spa-
nier entwischen konnten, und alle Brücken abbre-
chen, die zwischen Mexico und Veracrux waren.
Indeß machte doch eine Sache die Minister des
Kaisers unruhig: man setzte nämlich eine Menge
Einwohner zu gleicher Zeit der Gefahr aus,
Hungers zu sterben; man half sich aber mit der
weisen Anmerkung, daß sie sehr glücklich wären,
wenn sie fürs Vaterland verhungerten.

Die Spanier sahen die Absicht der Mexica-
ner zeitig genug ein. Cortez ließ sogleich seine
Officiere zusammen kommen, und überlegte mit
ihnen, was für eine Parthey sie zu ergreifen hät-
ten. Es wurde beschlossen, daß man in der
Nacht von Mexico ausziehen wollte, und der
General gab zum Abmarsche Befehl. Ehe sie
sich in Marsch setzten, sagte Cortez seinen Sol-
daten, sie sollten diesen Abzug nicht als eine
Verlassung der Güter ansehen, die sie erobert
hätten, oder des Vorhabens, dieses Reich sich
zu unterwerfen, sondern als eine nothwendige
Veranstaltung, dieses Unternehmen desto ernst-
licher zu betreiben. Es war beynahe Mitter-
nacht, als die Spanier aus ihrem Qvartiere aus-
zogen. Man marschirte sehr still, und in der
besten

besten Ordnung. Es währte aber nicht lange, als sie sich wehren mußten; denn die Mexicaner, welche auf alle Bewegungen ihrer Feinde Achtung gegeben hatten, überfielen sie unvermuthet.

Die spanische Armee wäre verlohren gewesen, wenn die Indianer in der Fortsetzung des Streits eben die gute Ordnung beobachtet hätten, mit welcher sie den Angriff thaten: da sie aber keinem andern Befehle gehorchten, als ihrer Wuth, so geriethen sie in Unordnung, und die Spanier hieben sie nieder. Das Niedermetzeln war so groß, daß die Spanier einen Canal des Mexicanischen Sees mit den todten Körpern ausfülleten, und darüber, als über eine Brücke giengen. Einige spanische Soldaten, welche aus Begierde zu plündern sich von den andern verlaufen hatten, fielen den Feinden in die Hände, und wurden für ihre Habsucht bestraft.

Der Tag brach an, als die Armee sich im Stande sahe, ihren Marsch fortzusetzen. Der Nachtrab war gänzlich geschlagen worden. Cortez stellte seine Truppen in Schlachtordnung, und fand, daß ihm ohngefähr zweyhundert spanische Soldaten, mehr als tausend Tlascalaken, und sechs und vierzig Pferde fehlten. Die Soldaten waren über diesen Abgang, über den Verlust der Artillerie, welche Cortez in den See hatte werfen lassen, weil er sahe, daß er sie nicht fortbringen konnte, und über den Tod einiger ihrer Officiere bestürzt. Cortez selbst, so

gesetzt

gesetzt und standhaft er sonst war, konnte sich der Thränen nicht enthalten, da er den traurigen Zustand seiner Armee sahe. Es wäre vielleicht den Mexicanern nicht schwer gewesen, sich auf immer von ihren grausamen Feinden zu befreyen, wenn es ihnen eingefallen wäre, sie weiter zu verfolgen; aber sie ließen den Spaniern Zeit, sich zu erholen, den Marsch weiter fortzusetzen, und ihre Verwundeten mitzunehmen.

In diesem Treffen, wovon ich jetzt geredet habe, kamen auch die Söhne des **Montezuma** ums Leben. Sie waren unter der Zahl der Gefangenen, welche sich bey dem Gepäcke der Spanier im Nachzuge befanden, und wurden von den Mexicanern, die in der Finsterniß nicht sehen konnten, wem sie vor sich hatten, ermordet. Die Indianer zeigten eine große Betrübniß, als sie diese unglücklichen Prinzen unter den Todten fanden. Der neue Kaiser schien ebenfalls sehr gerührt zu seyn, und übergab die Körper beyder Prinzen den Priestern, um sie in das Begräbniß ihrer Vorfahren zu bringen. Die Betrübniß der Mexicaner, und die Zeit, die man zu dem Leichenbegängnisse nöthig hatte, waren Ursache, daß man die Spanier ihren Marsch fortsetzen ließ. **Cortez** ließ sich den Tod der Söhne des **Montezuma** auch sehr zu Herzen gehen; denn er gründete seine Hoffnung zum Theil auf die Ansprüche, die der älteste an die Krone machen konnte.

Die Spanier setzten ihren Marsch unter beständigen Beunruhungen von Seiten der Feinde

fort,

fort, welche überall auf sie lauerten; die Armee hatte viel zu leiden, und als sie eben durch das Thal Otumba gehen wollte, hörte man die Indianer laut rufen: „Gehet nur, ihr Tyrannen, ihr werdet bald an einen Ort kommen, wo keiner von euch davon kommen wird.„ Diese Worte gaben zu neuen Besorgnissen Anlaß. Man brachte auch wirklich dem Cortez die Nachricht, daß die Feinde das Thal mit einer ungeheuern Armee, welche man auf zweymal hundert tausend Mann schätzte, besetzt hielten. Es war nun die Frage, wie man durch einen so gefährlichen Posten hindurch kommen sollte, und die Spanier zweifelten nicht, daß es ihnen gelingen würde. Cortez erinnerte sich, gehört zu haben, daß das ganze Geheimniß ihrer Schlachten in der kaiserlichen Fahne bestehe, deren Erhaltung oder Verlust den Sieg entschiede. Er beschloß daher, sein ganzes Augenmerk auf die Eroberung dieser Fahne zu richten, und in dieser Absicht, etwas Außerordentliches zu wagen. Er drang, in Begleitung seiner tapfersten Officiere, mit seiner Cavallerie mitten in die mexicanischen Schaaren ein, breitete überall Schrecken und Tod aus, spornte sein Pferd gerade gegen den feindlichen General an, warf ihn mit der Lanze von seinem Tragsessel herab, und brachte ihm eine gefährliche Wunde bey. Ein gemeiner Reuter stieg sodann vom Pferde, stieß dem mexicanischen Anführer den Degen in die Brust, riß ihm die Fahne aus den Händen, und brachte sie dem Cortez.

Sobald die Indianer die Fahne des Reichs in den Händen der Feinde sahen, warfen sie ihre Waffen hin, und waren weiter auf nichts, als auf die Flucht bedacht. Man verfolgte die Ueberwundenen, und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, so daß man die Zahl der Erschlagenen auf zwanzig tausend schätzt, welches aber nicht glaublich ist. Unter den Spaniern waren auch einige verwundet worden, von denen zwey oder drey nach etlichen Tagen starben. **Cortez** selbst bekam von einem Steine einen so derben Schlag an den Kopf, daß sein Helm entzwey sprang, und ihm eine Wunde machte, die nicht ohne große Mühe wieder geheilt werden konnte. Er ließ seinen Truppen die Beute, welche sehr beträchtlich war, weil die Mexicaner alle ihr Geschmeide mitgebracht hatten, um ihren Triumph damit zu schmücken. Einige Spanier haben vorgegeben, der heil. **Jacob** habe für sie gestritten; gleich als ob die Bewohner des Himmels Beschützer der Ungerechtigkeit und der Tyranney seyn könnten.

Ferdinand Cortez sammelte seine Truppen wieder zusammen, die sich über dem Beutemachen aus einander gestreuet hatten. Er stellte sie in Schlachtordnung, und setzte seinen Marsch weiter fort. Als er in das Gebiete der Provinz Tlascala kam, gab die ganze Armee, durch ein lautes Freudengeschrey das Vergnügen zu erkennen, das ihr der Eintritt in die Grenzen dieser Republik verursachte. Der General ergriff diese Gelegenheit, seinen Soldaten vorzustellen, wieviel

viel an der Erhaltung der Freundschaft der Tlascalaken gelegen wäre, und bat sie, so getreuen Alliirten keine Gelegenheit zu Klagen zu geben. Die vornehmsten Senatoren von Tlascala kamen dem Cortez entgegen, und nahmen ihn mit der freundschaftlichsten Art von der Welt auf. Sie sagten ihm, daß sie Truppen beysammen gehabt hätten, um ihm zu Hülfe zu kommen, und daß die ganze Macht der Republik zu seinem Dienste sey, wenn er sich an den Mexicanern rächen wollte. Cortez bezeigte ihnen seine Erkenntlichkeit für so viele Freundschaftsproben, und versprach, sein Qvartier in ihrer Stadt zu nehmen, wenn er vorher seine Soldaten einige Tage würde haben ausruhen lassen. Die Senatoren waren über diese Verzögerung nicht mißvergnügt, weil sie Anstalten zu einem recht prächtigen Einzuge machen, und den Cortez mit eben den Ceremonien empfangen wollten, als sie zu thun pflegten, wenn einer ihrer Generale einen Triumph hielt.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Gualipar hielt also Cortez einen triumphirenden Einzug in Tlascala, wobey die Officiere und Soldaten sich überall mit dem Geschmeide und Federbüschen der Mexicaner besteckt hatten, nicht sowohl um sich zu schmücken, als vielmehr ihren Sieg dadurch anzudeuten. Die Caciken und Minister kamen, den spanischen General zu empfangen. Es wurden bey dieser Gelegenheit große Feste, nach der Art des Landes, gegeben. Zu eben der Zeit aber, da jedermann voll Freude war,

fiel Cortez in eine gefährliche Krankheit, daß man für sein Leben besorgt ward. Man sahe bey dieser Gelegenheit mehr als jemals, wie sehr die Tlascalaken den Spaniern ergeben waren. Der Senat ließ die geschicktesten Aerzte zusammen holen, und schickte sie dem Cortez zu, welche alle ihre Künste erschöpften, um ihn aus den Armen des Todes zu reißen. Ihre Arzeneymittel waren von so guter Wirkung, daß der spanische General sich in kurzer Zeit außer Gefahr befand, und bald wieder gänzlich hergestellet war. Die Tlascalaken, die während seiner Krankheit ungemein niedergeschlagen gewesen waren, feyerten seine Genesung durch neue Feste, über welche Cortez noch vergnügter war, als über die vorigen.

Es gaben ihm diese Völker bald noch stärkere Beweise von ihrer Zuneigung. Der Kaiser von Mexico schickte eine Gesandtschaft an sie, versprach ihnen die wichtigsten Vortheile, wenn sie gegen die Spanier die Waffen ergreifen, und sie aus der Welt schaffen würden; aber die Tlascalaken, die ihren Freunden stets getreu waren, verwarfen diesen Antrag mit Unwillen und mit Einmüthigkeit, daß auch die Abgesandten es fürs Beste hielten, sich schleunig wieder fortzumachen, weil sie sonst eine üble Begegnung besorgen mußten.

Der junge Xicotencal erklärte sich öffentlich gegen die Spanier, und sagte, diese Fremdlinge hätten keine andere Absicht, als die Gesetze und die Religion ihres Landes über den Haufen zu

werfen.

werfen. Man bemühete sich vergebens, ihn auf andere Gedanken zu bringen; er blieb beständig bey seinem Vorhaben. Der Senat versammelte sich deswegen, und der alte Xicotencal wurde dazu gerufen, weil man auf seine Rechtschaffenheit bauete.

Dieser großmüthige Senator, der seine ganze väterliche Zärtlichkeit dem Besten seines Vaterlandes aufopferte, war einer von denen, welche am stärksten darauf drangen, daß sein Sohn, den er als einen Aufrührer ansahe, mit dem Tode bestraft werden solle. Diese Großmuth der Seele rührte die Anwesenden dergestalt, daß man den Sohn zwar zu bestrafen beschloß, aber doch seines Lebens zu schonen. Man führte den jungen Xicotencal, mit Ketten belegt, vor den Senat, um ihn seiner Würden zu entsetzen. Der Generalsstab wurde ihm genommen, und um ihm zu zeigen, daß er auf immer der Ausübung und der Ehre seiner Würde beraubt sey, stieß man ihn von den Stufen des Tribunals hinab. Dieser öffentlich beschimpfte Officier glaubte nun keine bessere Parthey ergreifen zu können, als daß er sich mit dem spanischen Generale aussöhnte. Er besuchte ihn nach einigen Tagen, und Cortez, der sich stellte, als ob er seine Reue für aufrichtig hielte, nahm sich seiner so ernstlich an, daß er ihm wieder zu seiner Würde, und zur Gunst seines Vaters verhalf. Dieser Wohlthat ungeachtet fieng doch Xicotencal bald wieder neue Unruhen an, und diese

Undankbarkeit kostete ihm das Leben, wie man in der Folge sehen wird.

Da Cortez jetzt mehr als jemals von der Ergebenheit und Treue der Tlascalaken überzeugt war, so beschloß er, mit ihnen die Tepeaken zu bekriegen. Es hatte dieses Volk seit einiger Zeit einen Einfall in das Gebiete der Tlascalaken gethan, und überdem noch verschiedene spanische Officiere und Soldaten grausamer Weise ermordet, die über ihre Grenzen gekommen waren. Von gleicher Begierde nach Rache getrieben, zogen Cortez und seine Alliirten zu Felde, und giengen auf den Feind los. Verschiedene Spanier, die gern wieder nach Veracrux zurück wollten, waren mit diesem Unternehmen sehr übel zufrieden; aber der General machte ihnen seine Ursache begreiflich, daß sie sichs gefallen ließen. Die Feinde ergriffen die Flucht, da sie die spanische Armee zu Gesichte bekamen. Man bekam fünf bis sechs Mann zu Gefangenen, welche Cortez durch allerhand Liebkosungen zu gewinnen suchte. Nachdem er ihnen verschiedene Geschenke gemacht hatte, schickte er sie wieder zurück, und trug ihnen auf, ihren Landesleuten in seinem Namen den Frieden anzubieten, und sie zu versichern, daß er ihnen ihren Aufruhr gegen ihren Souverain, und den Tod der Spanier, welche durch schändliche Verrätherey auf ihrem Gebiete wären ermordet worden, gern vergeben wollte, wenn sie ihre Waffen, so wie die Tlascalaken, mit den seinigen gegen die Mexicaner vereinigen wollten. Die

Gefan-

Gefangenen richteten ihren Auftrag getreulich aus, brachten aber eine harte und trotzige Antwort zurück.

Cortez machte indeß noch einen Versuch, der eben nicht besser ablief, obgleich seine Vorschläge mit den härtesten Drohungen begleitet waren. Die Tepeaken auf ihrer Seite setzten sich schleunig in Bewegung, und kamen mit starken Schritten anmarschirt, die Spanier und ihre Bundesverwandten zu überfallen. Sie hatten in den Feldern, die mit Getreyde bedeckt waren, den Spaniern verschiedene Fallen gestellt, worauf sie große Rechnung machten, diese aber bekamen bey guter Zeit davon Nachricht.

Der spanische General, der ihre ganzen Anstalten erfuhr, stellte seine Armee so, daß er nicht fürchten durfte, von der Menge eingeschlossen zu werden. Er marschirte sodann trotzig auf den Feind los, und griff die Mexicaner, welche das Vordertreffen ausmachten, mit solchem Ungestüm an, daß er sie sogleich über den Haufen warf, und alle niederhieb, die sich nicht durch eine schleunige Flucht retteten. Der Angriff wurde noch weiter fortgesetzt, und der Sieg blieb nicht lange unentschieden. Die Mexicaner, die den Spaniern nicht gewachsen waren, geriethen so in Furcht, daß sie das Schlachtfeld, und sogar das ganze Land verließen, um eine Freystadt bey ihren andern Bundesgenossen zu suchen. Die Tepeaken trennten sich sodann auch, und das Schrecken war so groß unter ihnen, daß sie noch an eben dem Abende Deputirte schickten,

und dem Ueberwinder melden ließen, sie wollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Dieser Sieg kostete den Spaniern nichts, als einige leichte Wunden, und den Tlascalaken zween oder drey Mann; welche sich bey dieser Gelegenheit durch ihren Muth zeigten. Man machte eine ansehnliche Beute, und verschiedene Gefangene wurden zu Sclaven verkauft.

Den folgenden Tag zog Cortez triumphirend in ihre Stadt ein. Alle obrigkeitlichen Personen, und selbst die Officiere der Truppen kamen ihm ohne Waffen entgegen, von einer Menge Volks begleitet, welches durch seine Stille und sein bestürztes Wesen eine wahre Reue von sich blicken ließ. Sie warfen sich zur Erde nieder, als sie dem Ueberwinder nahe kamen, und blieben in dieser demüthigen Stellung, bis er ihnen den Muth wiedergab, und einen Generalpardon versprach.

Da der spanische General dieses Volk in so guten Gesinnungen sahe, als er nur wünschen konnte, setzte er sich vor, in dieser Stadt ein Castell anzulegen, unter dem scheinbaren Vorwande, daß es zur Beschützung der Einwohner dienen solle. Diese willigten sehr gern darein, und betrieben die Arbeit, mit Beyhülfe ihrer Nachbarn, so eifrig, daß das Castell in wenig Tagen fertig ward. Diese armen Leute schmiedeten auf solche Art die Ketten selbst, die man ihnen anlegen wollte. Eine andere Citadelle legte man außer der Stadt auf einem sehr hohen Berge an, daß sich die Spanier dahin ziehen könn-

könnten, wenn Gefahr für sie vorhanden wäre. Die Bewachung dieses Platzes, den die Spanier Segura de la Frontera nannten, wurde einem kleinen Truppe spanischer Soldaten aufgetragen. Tepeaca war die zweyte volkreiche Stadt, welche die Spanier im Königreiche Mexico einnahmen.

Xicotencal kam kurz darauf mit seinen Truppen an, welche sich, nach der Aussage einiger Schriftsteller, auf funfzig tausend Mann beliefen. Um den Tepeaken den Argwohn zu benehmen, den ihnen eine so ansehnliche Macht nothwendig beybringen mußte, glaubte Cortez, er müsse diese Truppen sogleich zu irgend einer kriegerischen Unternehmung anwenden. Er hatte gehört, daß drey bis vier kleine Städte in der Provinz, auf Anstiften der Mexicaner, sich empört hätten, um nun diese wieder zur Ruhe zu bringen, schickte er verschiedene seiner Officiere, einige spanische Soldaten und ein starkes Corps Tlascalaken ab. Diese brachten die Rebellen wieder zur Vernunft, und kamen, ohne einen einzigen Mann verlohren zu haben, triumphirend zurück, nachdem sie die Mexicaner verjagt hatten, welche, da sie sich auf allen Seiten geschlagen sahen, auf die andere Seite des Gebirges flohen. Sie brachten eine ansehnliche Beute mit, und die Zahl der Gefangenen übertraf noch die Anzahl der Sieger.

Unter diesen Umständen erfuhr man den Tod des Qvetlavaca, welcher der Nachfolger des Montezuma gewesen war, und die Wahl-

fürsten setzten einen Cousin oder Eidam dieses letztern an die Stelle, welcher Guatimozin hieß, dessen Krönung mit den gewöhnlichen Ceremonien vorgenommen wurde. Er war ein junger Mensch, von fünf und zwanzig Jahren, und einem sehr lebhaften Geiste, mit welchem er sich doch gänzlich auf die Regierungsgeschäffte legte. Es suchte dieser Prinz sogleich die Neigung seiner Unterthanen zu gewinnen, um seinen Feinden alle Gelegenheit zu benehmen, dieselben wider ihren Regenten aufzuwiegeln; denn dieß war ein Mittel, dessen sich die Spanier zur Ausbreitung ihrer Eroberungen in Mexico fleissig bedienten. Diese trotzigen Tyrannen der neuen Welt sprachen nur von Ausrottung der Tyranney, und wollten als die Befreyer der Nationen angesehen seyn, die sie doch unterdrückten. Es war nicht schwer, ein barbarisches Volk zu hintergehen, welches die Kunstgriffe einer arglistigen Politik nicht kannte. Guatimozin ließ sich besonders angelegen seyn, seine Soldaten durch die Hoffnung der Belohnungen aufzumuntern, und sie willig zu machen, sich fur das Vaterland aufzuopfern. Er warb Truppen, und ermahnte alle Caciken, die Waffen gegen den gemeinschaftlichen Feind zu ergreifen. Der neue Kaiser that endlich alles, was man von einem Prinzen erwarten konnte, der sich des Ranges würdig zeigen wollte, zu welchem er war erhoben worden. Verschiedene Caciken, welche Cortez mit List auf seine Seite gezogen hatte, erklärten sich für die Spanier, und vereitel-

eitelten also den Plan, den Guatimozin zur Vertheidigung des Landes gemacht hatte.

Ferdinand Cortez, der sich jetzt an der Spitze einer beträchtlichen Armee sahe, faßte den Vorsatz, sich der Stadt Mexico zu bemächtigen. Er ließ in dieser Absicht eine Menge Brander bauen, um über den See zu kommen, welcher die Stadt umgab. Der Beschäfftigungen ungeachtet, die er bey einem solchen Unternehmen nothwendig haben mußte, fand er doch noch Zeit, eine Nachricht aufzusetzen, von allem, was ihm in der neuen Welt begegnet war. Er hatte schon, wie ich im vorigen gesagt habe, Deputirte nach Spanien geschickt, um dem Hofe zu Madrid von dem Glücke seiner Waffen Nachricht zu geben: da er aber von diesen Deputirten weiter nichts erfahren hatte, schickte er andere, mit einer ausführlichern Nachricht ab, in welcher er alle Widerwärtigkeiten erzählte, die er von Seiten des Velasqvez hatte erdulden müssen. Die Tribunale zu Veracrux und zu Segura schrieben zu gleicher Zeit an Se. kaiserliche Majestät, um ihr zu melden, wie wichtig es sey, den Ferdinand Cortez in seinem Posten zu unterstützen, weil man seiner Tapferkeit und Klugheit die Eroberung von Mexico zu danken habe. In allen Briefen, die an den Kaiser geschickt wurden, hielt man um Verstärkung an, damit ein so wichtiges und mit so vielem Glücke angefangenes Unternehmen auch glücklich zu Ende gebracht würde.

Es ist hier am rechten Orte, wenn ich erzähle, was den ersten Deputirten, welche **Cortez** nach Spanien schickte, begegnet sey. Nachdem sie lange in den Vorzimmern der Minister müßig gestanden hatten, ohne daß sie eine Audienz bekommen konnten, begaben sie sich nach Medellin, um da so lange zu warten, bis die Unruhen, welche damals in Spanien waren, gestillet wären, und der Hof zu Madrid einige Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten der neuen Welt wenden könnte. Die zweyten Deputirten des **Cortez** kamen in Spanien an, ehe noch die ersten zum Gehör gekommen waren. Sie vereinigten sich demnach, und stellten sich, unter dem Vortritte des **Martin Cortez**, des Vaters ihres Generals, dem Cardinal **Hadrian** *) vor, welcher zu Madrid war, und in Abwesenheit des Kaisers die Regierung in Spanien besorgte. Der Cardinal hörte sie mit Vergnügen an, und erlaubte ihnen, den Bischof zu Burgos, welcher Präsident des Raths von Indien war, nicht als ihren Richter zu erkennen, weil er es zu sehr mit dem **Velasqvez** hielt, und bey allen Gelegenheiten einen großen Haß gegen den Eroberer von Mexico hatte blicken lassen.

Nachdem der Kaiser die Unruhen seines Reichs gestillet hatte, fieng er an, sich der Sachen in

*) Er war Hofmeister Carls V gewesen, und wurde nach der Zeit, unter dem Namen **Hadrian** VI, römischer Pabst.

in Neu = Spanien anzunehmen, und gab den Deputirten des Cortez selbst Audienz. Er hörte mit Vergnügen alle die Eroberungen her erzählen, die ihn in den Besitz eines so großen Reichs setzten, und zum größten Potentaten auf dem Erdboden machten. Die Thaten des Cortez wurden mit prächtigen Lobsprüchen beehrt, und der Kaiser bestätigte aufs neue die Verwerfung des Bischofs zu Burgos. Carl V las hernach unter seinen Ministern eine gewisse Anzahl Commissarien aus, welche Befehl bekamen, diese große Streitsache zu untersuchen. Die beyden Partheyen thaten ihre Vorstellungen schriftlich, und drangen sehr auf das Recht, was eine jede zu haben vermeynte. Die Richter sahen wohl, daß unter der Aufführung des Cortez viel Unregelmäßiges mit unter gelaufen sey; da aber seine Eroberungen zu seinem Vortheile sprachen, so beschlossen die Commissarien, daß man einen Mann in seinem Posten schützen müsse, welcher Spanien so wichtige Dienste geleistet hatte, und daß man ihn durch Zusendung einer ansehnlichen Verstärkung ermuntern müsse, die Sache vollends auszuführen. Das heftige Verfahren des Velasqvez gegen den Ueberwinder der Mexicaner, wurde als ein Vergehen angesehen, das eine strenge Ahndung verdiente.

Man schickte die Schlüsse an den Kaiser, und nachdem Se. Majestät sie genehmigt hatten, verfaßte man das Urtheil, welches den Cortez für einen guten Minister und getreuen Vasallen des Kaisers erklärte. Man gebot dem Diego

Ve=

Velasqvez, wegen der Eroberung von Neuspanien künftig stille zu schweigen, und untersagte ihm bey harter Strafe, derselben weiter Hindernisse in den Weg zu legen. Man war sodann auf die Mittel bedacht, dem Cortez beyzustehen, und es wurde beschlossen, eine ansehnliche Beyhülfe an Waffen und Pferden bereit zu halten, und sie bey nächster Gelegenheit einzuschiffen. Der Kaiser schrieb auch an den Ferdinand Cortez einen von den verbindlichen Briefen, welche einen Unterthan ermuntern, gewisse schmeichelhafte Ausdrücke, wenn sie große Herrn zu rechter Zeit zu brauchen wissen, mit dem letzten Blutstropfen zu bezahlen. Der Kaiser billigte in diesem Briefe nicht allein die Unternehmungen des Cortez, sondern auch die Absicht, daß er sich von der Hauptstadt Mexico Meister machen wollte. Er zeigte dem Generale, daß er seine Verdienste ganz einsähe, daß er die Kühnheit, womit er die gefährlichsten Dinge unternähme, und die Klugheit, womit er das Herz der Soldaten und seiner Alliirten gewinne, zu schätzen wisse. Es wurde hierauf von den Befehlen geredet, die er, der Kaiser, gegeben habe, um ihn gegen alle Verläumdungen eines eifersüchtigen Nebenbuhlers in Sicherheit zu stellen, und man bestätigte ihn in der Würde eines Gouverneurs und Generalcapitains des mexicanischen Reichs. Carl V versprach, ihm seine Erkenntlichkeit noch deutlicher zu zeigen, und bat ihn, den Völkern, die er sich unterworfen hätte, mit Gütigkeit zu begegnen. Er machte ihm

ihm zu einer baldigen und ansehnlichen Unterstützung Hoffnung, um ihn in den Stand zu setzen, ein Werk zu vollenden, das er mit so vielen Ruhme angefangen hätte. Zween von den Abgeschickten des Cortez wurden ersehen, diese Antwort zurück zu bringen, und machten sich unverzüglich auf den Weg. Die andern Deputirten blieben in Spanien, um für die Unterstützung sorgen zu helfen, die man dem Cortez versprochen hatte, und die Instructionen abzuwarten, was für eine politische und militarische Regierungsform man in Mexico würde eingeführt haben wollen. Auf diese Weise endigte sich der berüchtigte Streit, der sich zwischen dem Cortez, und seinem Nebenbuhler erhoben hatte. Man sagt, Velasqvez sey darüber für Aergerniß gestorben. Er war sonst ein tapferer Officier, dem die Spanier die Eroberung der Insel Cuba zu danken hatten; aber er hatte jene große Seele nicht, welche an dem Glücke eines Nebenbuhlers Vergnügen finden kann.

Ferdinand Cortez hatte die glücklichen Nachrichten aus Spanien nicht erhalten, als er den Entschluß faßte, mit seiner ganzen Macht einen Einfall in das mexicanische Reich zu thun. Alles schien seine Projecte zu begünstigen. Ein Schiff, das von den canarischen Inseln kam, und eine Menge Flinten, Pulver und andere Kriegsbedürfnisse geladen hatte, war zu Veracrux angelangt, und wollte seinen ganzen Vorrath an die Spanier verkaufen. Die Hoffnung zum Gewinnste, die uns lehrt, allen Gefahren

Troz

Trotz zu bieten, fieng schon an, Kaufleute nach diesen entfernten Ländern zu ziehen. Der Gouverneur zu Veracrux bekam Befehl, allen diesen Vorrath um so guten Preis zu kaufen, als möglich wäre. Dieser Officier richtete seinen Auftrag mit vieler Geschicklichkeit aus: er kaufte nicht allein die ganze Ladung, sondern beredete auch den Capitain und den Herrn des Schiffs, Dienste bey der Armee des **Cortez** zu nehmen, nebst dreyzehn spanischen Soldaten, die zugleich mitgekommen waren, ihr Glück in Indien zu versuchen. Es befanden sich auch drey Pferde auf diesem Schiffe, welche ebenfalls dem **Cortez** sehr zu Statten kamen. Das Gold der Mexicaner mußte dazu dienen, allen diesen Kriegsvorrath zu kaufen, den man zum Untergange dieses unglücklichen Volks anwenden wollte. Eine so unvermuthete Hülfe machte den **Cortez** entschlossen, sein Unternehmen mit Hitze fortzusetzen. Er versammelte seine Hauptleute, um mit ihnen zu überlegen, was für eine Parthey sie ergreifen sollten. Man beschloß, gerade auf Tezeuco loszugehen, und sich dieser Stadt zu bemächtigen, welche, da sie auf dem Wege von Tlascala aus, und fast am Ufer des Sees lag, sehr beqvem zu einem Waffenplatze schien. Es war ein Posten, wo man sich verschanzen und so lange halten konnte, bis man die versprochene Verstärkung erhielte, und unterdeß konnte man von da aus mit aller Sicherheit Streifereyen in das Land thun.

Fer-

Ferdinand Cortez ließ seine spanischen Soldaten die Musterung passiren, deren Anzahl sich damals auf fünfhundert und vierzig Fußgänger, nebst vierzig Reutern belief. Man führte neun Canonen mit sich, die man von den Schiffen genommen hatte. Diese Musterung geschahe in Gegenwart einer großen Menge Indianer, und man unterließ nichts, was zur Pracht dieses Schauspiels beytragen konnte. Die Soldaten machten ihre Exercitien mit den Waffen und mit den Pferden so gut, daß die Indianer ein lautes Freudengeschrey darüber erhoben, und die indianische Miliz, die von allem einen Augenzeugen abgab, bekam dadurch einen guten Unterricht.

Xicotencal, der die Truppen der Republik commandirte, wollte seine Soldaten auch mustern, ob es gleich im Lande nicht gewöhnlich war. Es mochte sich diese Armee auf zehn tausend Mann belaufen; man hatte indeß noch weit stärkere auf die Beine gebracht: man wandte aber einen großen Theil davon zur Bedeckung der Brander an, welche Cortez hatte bauen lassen. Alle Alliirte der Spanier gaben Truppen her, so daß die Armee sich beynahe auf sechzig tausend Mann belief; sie vermehrte sich noch auf dem Marsche so sehr, daß Cortez während der Belagerung von Mexico über zweymal hundert tausend Mann unter seinem Befehle hatte. Der General machte eine Verordnung wegen der Kriegsdisciplin bekannt, und es kostete verschiedenen Indianern das Leben, da sie sich zu so einer

einer ordentlichen Beobachtung des Kriegsdienstes nicht gewöhnen konnten, als von unsern Armeen erfodert wird.

Als man im Begriffe war, sich in Marsch zu setzen, redete Cortez die spanischen Soldaten folgender Gestalt an. „Meine getreuen Gefährten, ich mag euch nicht durch unnütze Uebertreibungen die Nothwendigkeit zeigen, in welche ihr gesetzt seyd, als ächte Spanier in diesem Feldzuge zu handeln. Eure Tapferkeit ist mir bekannt, und ich habe zu deutliche Proben, als daß es nöthig wäre, euch zu ermahnen, die Ehre der Nation zu behaupten, wenn es zum Fechten kömmt. Ich bitte euch blos, nicht als euer General, sondern als euer Freund, die Augen auf die Menge Indianer zu werfen, welche uns nachfolgt, und welche unsere Sache als die ihrige ansiehet; diese Bezeugung ihres Eifers legt uns eine doppelte Verbindlichkeit auf: die erste, daß wir mit ihnen als unsern Freunden umgehen, uns nach ihren Schwachheiten und geringen Einsichten beqvemen; die andere, daß wir ihnen in der Aufführung mit solchen Exempeln vorgehen, als wir von ihnen verlangen. Ihr habet die Verordnungen gehört, die öffentlich sind bekannt gemacht worden; uns liegt es ob, das Beyspiel dazu zu geben. Was für einen nachtheiligen Eindruck würde nicht auf das Gemüth dieser barbarischen Völker die Vernachlässigung der Kriegszucht machen, und wie betrübt würde ich seyn, wenn ich mich genöthigt sähe, Strafen gegen Männer zu brauchen, die

nur

nur durch die Liebe zur Pflicht in Ordnung erhalten werden sollten. Ihr kennet die Wichtigkeit des Unternehmens, das wir vor uns haben. Die Eroberung eines weitläuftigen Reichs wird uns unsterblich machen; die Macht, die wir hier beysammen haben, und die noch zu uns stoßen soll, wird einem so heroischen Unternehmen allemal gewachsen seyn. Gott, dessen Sache wir führen, gehet vor uns her; er hat uns bisher durch Wunder und Zeichen unterstützt, und wir können hoffen, daß er ein Unternehmen begünstigen werde, für das er sich schon bey so vielen Gelegenheiten erklärt hat.„ Alle Soldaten gaben dieser Rede laut ihren Beyfall, und bezeugten, daß sie alle ein großes Verlangen hätten, sich den Befehlen ihres Generals gemäß aufzuführen.

Die Armee setzte sich in Marsch, und stieß gar bald auf die feindliche Armee. Die Mexicaner, die keine so starke Anzahl Soldaten unter der Anführung des Cortez vermuthet hatten, geriethen in ein großes Schrecken, und ergriffen die Flucht, ehe es zum Treffen kam. Der König von Tezeuco schickte Gesandte an den General der Spanier, ließ ihn um seine Freundschaft ersuchen, und seine Residenzstadt zu einem sichern Aufenthalte anbieten. Da man einige Ursache hatte, diesem Prinzen nicht ganz zu trauen, so nahm man den Vorschlag an; man war aber so behutsam, als ob man mit einem offenbaren Feinde zu thun hätte. Die Spanier sahen auch bald ein, daß ihnen der indianische

Monarch nur eine Falle gestellt habe; sie machten aber alle seine listigen Anstalten unnütz. Die Indianer nahmen, da es ihnen an Muth und Stärke fehlte, ihre Zuflucht zu allerhand Kunstgriffen, um sich an ihren Feinden zu rächen. Während daß die Spanier in der Stadt Iztacpalapa, die am Ufer des mexicanischen Sees lag, die Qvartiere bezogen hatten, ließ man die Wasser austreten, und nöthigte sie zu einem schleunigen Abzuge. Cortez zog sich in guter Ordnung zurück, und traf in kurzer Zeit wiederum eine Armee der Mexicaner an. Es fiel ein Treffen zwischen beyden Partheyen vor, und die Spanier, welche den Sieg behielten, zogen sich nach Tezeuco, wo ihre Hauptarmee stand.

Einige Herrn des Landes, die über den Kaiser zu Mexico mißvergnügt waren, kamen zum Cortez, und baten um Hülfe gegen den Tyrannen, der sie unterdrücken wollte. Die Thoren, daß sie nicht sahen, wie die Spanier ihre grausamsten Feinde waren! Man half ihnen die Truppen verjagen, die der Kaiser gegen sie geschickt hatte. Acht Mexicaner, die man zu Gefangenen gemacht hatte, wurden zu dem Cortez gebracht, welcher sie folgender Gestalt anredete: „Wir Spanier glauben nicht, daß es ein strafbarer Fehler sey, in dem Dienste seines Herrn gefangen genommen zu werden, weil wir die Unglücklichen von den Strafbaren zu unterscheiden wissen; ich schenke euch daher die Freyheit und das Leben. Gehet und begebet euch in dem

Augenblicke unter die Fahnen eures Königs; er wird vielleicht durch dieses Beyspiel lernen, seinen Feinden mit Gelindigkeit zu begegnen, welche das Schicksal des Krieges ihm etwan in die Hände spielen möchte. Saget ihm indeß in meinem Namen, daß ich komme, ihn wegen der Beleidigungen zur Verantwortung zu ziehen, die ich von ihm erfahren habe, und den Tod des großen Montezuma zu rächen. Ihr kennet die Tapferkeit der Spanier. Ihre Armee, die an sich schon unüberwindlich ist, hat noch einen Zuwachs durch die Truppen von allen den Nationen erhalten, denen der bloße Name der Mexicaner schon ein Abscheu ist. Ich habe die Absicht, euren König selbst mitten an seinem Hofe anzugreifen, und ich werde nicht eher die Waffen niederlegen, als bis ich alle Städte seines Reichs in Asche gelegt, und so zu sagen das Andenken seines Namens in dem Blute aller seiner Unterthanen werde ersäuft haben. Wenn er indeß, um seinen eigenen Untergang und die Verwüstung seines Landes zu vermeiden, noch einige Neigung zum Frieden spühret, so bin ich geneigt, ihm denselben auf billige Bedingungen zu gewähren, weil die Waffen meines Königs, denen die Blitze des Himmels zu allen Zeiten beystehen, nicht anders Schaden thun, als wenn sie Widerstand finden. Soviel Ursache ich auch habe, mich zu beschweren, so soll man mich doch zu allen Zeiten geneigter finden, den Trieben der Menschheit, als den ungestümen Reizungen der Rachgier zu folgen.„

Sollte man sich nicht einbilden, wenn man eine solche Rede lieset, das Unrecht wäre ganz auf Seiten der Mexicaner gewesen, und die Spanier hätten alle Ursache von der Welt gehabt, ihnen den Krieg anzukündigen? Man drohet, ein ganzes Land mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten; und warum? weil man ein Land mit Gewalt an sich reissen will, auf das man nicht den mindesten Anspruch hat. Die mexicanischen Gefangenen versprachen, alles anzuwenden, um dem Kaiser friedfertige Gesinnungen beyzubringen. Man schickte sie fort, und hörte nach der Zeit nichts mehr von ihnen.

Nach verschiedenen Vorfällen, die immer für die Spanier glücklich abliefen, erhielt Cortez die Nachricht, daß seine Brander fertig wären. Er gab Befehl, sie geschwind herbey zu bringen, weil er ihrer nöthig hatte, um die Stadt Mexico enger einzuschließen. Diese Schiffe wurden daher aus einander genommen, und zu Lande bis an den Ort geschafft, wo anjeẓt die spanische Armee war. Während daß man sie wieder zusammen seẓte, gieng Cortez selbst auf Untersuchung des Landes am Ufer des Sees aus, um die Posten auszusuchen, deren er sich bemächtigen konnte. Er fand für gut, die Unternehmung mit Jaltocan anzufangen, weil die Einwohner dieser Stadt einigen Spaniern übel begegnet waren, da sie ihnen doch den Frieden angeboten hatten. Cortez, welcher dergleichen Beleidigungen nie vergaß, wollte seiner Rachgier Genüge leisten. Nachdem er einige

Tage

Tage marschirt war, traf er die Armee der Mexicaner an, welche Mine machte, den Platz zu vertheidigen, den man angreifen wollte. Sobald aber die Spanier nur einmal Feuer auf die Indianer gaben, geriethen sie alle in Unordnung, und es wurde ein gräuliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Man war nun so weit, daß man den Platz angreifen wollte; aber die Spanier fanden große Hindernisse bey diesem Unternehmen; denn die Stadt war mitten in den See gebauet, und hieng mit dem Erdreiche nur vermittelst eines Dammes zusammen, den man jetzt durchschnitten hatte. Nachdem Cortez einen Ort gefunden hatte, der nicht tief war, ließ er von zwo Compagnien, aus funfzig bis sechzig Spaniern bestehend, nebst einer hinreichenden Anzahl Alliirter, einen Versuch machen. Diese Truppen wagten sich ins Wasser, und der Pfeile ungeachtet, welche die Feinde auf sie schossen, kamen sie bis an den Platz, wo sie keine Einwohner mehr fanden; denn diese waren auf ihre Kähne geeilt, sobald sie gesehen hatten, daß man ihnen so nahe auf den Hals kam. Man plünderte die Stadt, und legte sodann in den Tempeln und in den vornehmsten Gebäuden Feuer an. Cortez billigte dieses Verfahren, indem er glaubte, der Anblick der Flammen würde den Indianern ein Schrecken einjagen, und die benachbarten Städte vor der Gefahr warnen, die ihnen drohete.

Man setzte den Marsch weiter fort, und Cortez untersuchte alles, was seinen Absichten

beförderlich seyn konnte. Zahlreiche Armeen suchten ihn mehr als einmal aufzuhalten; man richtete aber damit weiter nichts aus, als daß man ihm Gelegenheit gab, Siege zu erfechten, Städte zu verwüsten, und eine unzählbare Menge unglücklicher Indianer ums Leben zu bringen. Man lockte ihn indeß doch bisweilen in einen Hinterhalt, aus dem er sich nicht ohne Verlust heraus wickelte, so daß er öfters mit seinem Schaden lernen mußte, wie die Indianer in Kriegslisten nicht sogar unerfahren wären.

Alle Gefechte, welche Cortez auf seinem Marsche auszuhalten hatte, gaben zu Wundern der Tapferkeit Gelegenheit. Ein Fähnrich, der mit seiner Fahne in den See gefallen war, wurde von den Indianern gefangen genommen, welche ihn in einen Kahn setzten, in der Absicht, ihn dem Kaiser zu überbringen. Dieser Officier ließ sich immer fortführen, und stellte sich, als ob er sich nicht zur Wehre setzen könnte; als er aber von den andern Kähnen der Indianer weit genug weg war, griff er nach seinen Waffen, schlug sich durch seine Wächter durch, brachte einige ums Leben, stürzte sich in den See, und rettete sich durch Schwimmen, ohne seine Fahne aus der Hand zu verlieren.

Die Begebenheiten, von denen ich bisher geredet habe, dienten alle, das Schrecken der spanischen Waffen in dem ganzen Lande, um Mexico herum auszubreiten, und den Spaniern alle Umstände bekannt zu machen, aus denen sie einigen Vortheil ziehen konnten. Zu eben

der

der Zeit, da Cortez es seine vornehmste Sorge seyn ließ, den Kaiser anzugreifen, und Mexico völlig der spanischen Herrschaft zu unterwerfen, hatte er das Vergnügen, zu sehen, daß alles zu einem so großen Vorhaben beyzutragen schien. Ein Schiff, das zu Veracrux ankam, brachte eine beträchtliche Hülfe an Mannschaft, Waffen und Munition mit. Spanien fieng damals an, sich zu entvölkern, um sich den Besitz eines zwar sehr reichen Landes zu verschaffen, das aber seine Eroberer ruinirt hat, indem es ihnen eine ungeheuere Menge Unterthanen entzog, welche der vornehmste Reichthum eines Reichs sind: man kann sagen, daß der Geitz der Spanier die Mexicaner vortrefflich gerächt habe.

Die Officiere, welche unter dem Cortez dienten, waren sehr geschickt, ihn zu unterstützen. Sandoval war einer von denen, die sich bey der Eroberung von Mexico am meisten hervorthaten. Man trug ihm immer die schwersten Unternehmungen auf, und er zeigte dabey allemal eben so viel Klugheit als Tapferkeit. Da ihm befohlen war, einigen alliirten Städten zu Hülfe zu kommen, schlug er die Mexicaner zweymal im offenen Felde, und bemächtigte sich zween wichtiger Plätze, welche der Plünderung Preis gegeben wurden, nachdem man einen Theil der Einwohner ermordet hatte.

Ferdinand Cortez verließ noch einmal das Hauptqvartier, um das Land auszukundschaften. Er wollte den Weg zwischen zwo Reihen Bergen hindurch nehmen, und die Mexicaner ließen

ihn ungehindert durch, bis sie ihn in dem gefährlichsten Winkel haben würden; als sie nun sahen, daß es Zeit wäre, wenn sie etwas thun wollten, rollten sie eine entsetzliche Menge Steine und ganzer Felsenstücken von den Bergen herab, welche alles mit sich fortrissen, was ihnen im Wege stand, und den Ausgang versperreten. Cortez, der die Gefahr wohl sahe, gab seinen Soldaten Befehl, sich schleunig zurück zu ziehen. Einige Spanier kamen bey dieser Gelegenheit ums Leben, und verschiedene andere wurden beschädigt.

Der General beschloß einen minder gefährlichen Weg zu suchen, um auf die Höhe dieser Gebirge zu kommen, weil er sich vorgesetzt hatte, den hier erlittenen Verlust auf die grausamste Art zu rächen; er führte aber dieses Project nicht aus, weil er in einen Hinterhalt gerieth, wo es zum Schlagen kam. Die Feinde, die auf der andern Seite des Gebirges waren, kamen herab, und nachdem sie sich eines Gehölzes bemächtigt hatten, das nicht weit vom Wege war, versteckten sie sich da hinein, in der Absicht, von hintenzu anzufallen, wenn sie die spanische Armee in der Enge sehen würden. Die Mexicaner, welche auf der Höhe standen, sollten zu gleicher Zeit den Angriff von vorne thun. Cortez, der diesen listigen Anschlag merkte, ließ seine Truppen immer fort marschiren; und als er glaubte, daß die Mexicaner auf ihren Plan recht sicher rechneten, überfiel er sie mit einer Geschwindigkeit, die sie in Erstaunen setzte; sie nahmen aber mit eben

eben so großer Geschwindigkeit die Flucht, so daß man ihnen nicht viel Schaden zufügen konnte.

Die Spanier setzten nunmehr ihren Marsch geruhig fort; nachdem sie aber ohngefähr eine und eine halbe Meile zurückgelegt hatten, trafen sie ein anderes mit Mexicanern besetztes Fort an. Diesem Posten war noch schwerer beyzukommen, als dem ersten, und man lief Gefahr, viel Volk zu verlieren, wenn man ihn angriff. Während daß Cortez bey sich überlegte, wie er sich aus dieser Gefahr ziehen wollte, entdeckte er eine Anhöhe, welche die Feinde aus Unvorsichtigkeit unbesetzt gelassen hatten. Er gab sogleich Befehl, sich dieser Anhöhe zu bemächtigen, und sobald die Spanier davon Meister waren, gaben sie auf die Mexicaner Feuer; diese geriethen in Schrecken, ergriffen die Flucht, und zogen sich tiefer in das Gebirge hinein. Man kann sagen, daß die Spanier sich noch nie in so großer Gefahr befunden hatten. Ein grosser Theil ihrer Armee würde in diesen steilen Gebirgen ums Leben gekommen seyn, wenn die Indianer sich ihrer Vortheile recht zu bedienen gewußt hätten; aber diese Barbaren, die immer im Anfange viel Entschlossenheit zeigten, verloren sogleich den Muth, wenn sie eine Flinte losschießen hörten.

Die Spanier hätten bey dem Angriffe einer Stadt, Suchimilco genannt, beynahe ihren General verlohren. Cortez, der in die Stadt eingedrungen war, und den Feinden nachsetzte, die

sich hinter ihre Verschanzungen gezogen hatten, durchbrach diese Schanzen, und warf sich ganz allein mitten unter einen Haufen von Feinden. Er focht mit großer Tapferkeit, bis das Pferd mit ihm stürzte, und ihn der Gefahr aussetzte, entweder ums Leben oder in die Gefangenschaft der Mexicaner zu kommen. Er konnte sich vor dem Zudringen der Feinde der Waffen nicht bedienen, und wäre sogleich übermannt gewesen, wenn nicht ein spanischer Soldat, der die Gefahr seines Generals sahe, die Indianer überfallen, und mit Hülfe einiger Tlascalaken den **Cortez** befreyet hätte, der noch mit ein Paar leichten Wunden davon kam. Die Spanier, auf so viele erhaltene Siege stolz, kamen nach Tezeuco zurück, allwo ihr Hauptqvartier war.

Die Brander der Spanier waren nun auch so weit fertig, daß sie ins Wasser gelassen werden konnten, und **Cortez** machte Anstalt, sich die Mexicaner, durch Eroberung ihrer Hauptstadt, vollends zu unterwerfen. Als er mit diesem großen Vorhaben beschäfftigt war, brachte man ihm die Nachricht, daß man während seiner Abwesenheit eine Verschwörung wider seine Person gemacht habe. Der Urheber dieser Verschwörung war ein spanischer Soldat, Namens **Anton de Villafagna.** Dieser, der mit der Absicht des **Cortez** nicht zufrieden war, sagte zu einigen Personen, denen er zutrauete, daß sie von seiner Parthey seyn würden, er habe nicht Willens, sich tausend Gefahren auszusetzen, um blos der Herrschsucht eines einzigen

Mannes

Mannes Genüge zu leisten. Er hatte anfänglich keine andere Absicht, als sich nach der Insel Cuba zurück, und zum **Velasqvez** zu begeben, der ihn mit allen Freuden würde aufgenommen haben. Da er aber befürchtete, man möchte ihn, wenn man ihn habhaft würde, als einen Deserteur ansehen und bestrafen, so beschloß er, sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er den Cortez und die vertrautesten Freunde desselben umbringen, und hernach einen andern General wählen wollte, dem die Eroberung von Mexico nicht so sehr am Herzen läge. Alle, denen **Villafagna** dieses Project mittheilte, waren damit sehr zufrieden, und unterschrieben sich, daß sie dasselbe wollten ausführen helfen. Sie wollten vorgeben, es wäre ein Paqvet mit Briefen aus Spanien von Veracrux angekommen, und dieses wollten sie dem Generale, wenn er mit seinen Officieren an der Tafel säße, übergeben. Die Verschwornen sollten in diesem Augenblicke alle ins Zimmer treten, unter dem Vorwande, Neuigkeiten aus Spanien zu hören; und man hatte verabredet, daß, wenn Cortez den ersten Brief zu lesen anfangen würde, man sich der Gelegenheit bedienen, und ihn nebst seinen Freunden ermorden sollte. Zum neuen Generale hatten die Verschwornen den **Franz Verdugo** bestimmt, welcher eine Schwester des **Velasqvez** geheyrathet hatte, und ihnen sehr geschickt schien, ihre Faction zu stützen. Da sie aber wußten, daß dieser Cavalier alle Ungerechtigkeit verabscheuete, so hielten sie es nicht für

dien-

dienlich, ihm ihr Vorhaben bekannt zu machen. Sie glaubten, daß, wenn die Sache einmal ausgeführt wäre, er ohne Bedenken von einer Mordthat Nutzen ziehen würde, an der er keine Schuld gehabt hätte.

Es war selbst einer von den Verschwornen, welcher die Verschwörung verrieth. Man nahm den **Villafagna** in Verhaft, welcher sein Verbrechen bekannte; der Proceß wurde ihm gemacht, und die Todesstrafe war sein Lohn. Unter denen, die sich in die Verschwörung eingelassen hatten, befanden sich verschiedene, welche **Cortez** als seine Freunde angesehen hatte. Diese Entdeckung machte ihm viel Verdruß; er stellte sich aber, als ob er von nichts wüßte, um nicht genöthigt zu seyn, eine Menge Personen zu bestrafen, von denen er die größten Dienste erwarten konnte. Wenige Tage nach dieser Verschwörung zog **Xicotencal**, der im Herzen noch immer einen Groll gegen die Spanier hegte, sich mit einigen Truppen von seiner Nation während der Nacht zurück. **Cortez** ließ ihm nachsetzen, mit dem Befehle, ihn umzubringen, wenn er sich widersetzte. **Xicotencal** vertheidigte sich bis auf den letzten Augenblick. Seine Soldaten ergaben sich an die Spanier, und ließen den Körper ihres Generals an einem Baume hängen. Einige Geschichtschreiber haben behauptet, dieser unglückliche Anführer der Tlascalaken sey in einem Treffen gefangen genommen, und nach Tezeuco gebracht worden, wo ihn **Cortez** habe aufhenken lassen. Es war dieses nicht das einzige

zigemal, wo die Spanier die härtesten Mittel anwandten, um die Indianer zu zwingen, ihre eigenen Landesleute auszurotten.

Alle diese Vorfälle hinderten den **Cortez** nicht, auf seine Unternehmung zu denken. Die Schiffe wurden ins Wasser gelassen, und die Armee mußte die Musterung passiren. Es fanden sich neunhundert Spanier, unter denen hundert und vier und neunzig mit Flinten und Armbrüsten, die andern aber mit Säbeln, Schilden und Lanzen bewaffnet waren. Man zählte auch sechs und achtzig Reuter, und achtzehn Canonen, von denen die drey größten von Eisen waren; die funfzehn andern waren Feldschlangen von Metall. **Cortez** schickte auf jedes Schiff fünf und zwanzig Spanier, unter der Anführung eines Capitains, zwölf Ruderknechte, und ein Feldstück. Er theilte hernach seine Armee in drey Corps, deren jedes beträchtlich genug war, wegen der großen Menge von Indianern, die sich mit den Spaniern vereinigt hatten. Diese drey Corps sollten sich zu gleicher Zeit dreyer Dämme bemächtigen, welche durch den großen See giengen.

Endlich war man so weit, daß die Hauptstadt dieses Reichs wirklich angegriffen werden sollte, von welcher eine Hand voll Spanier die Eroberung unternommen hatten. Alle Brander waren zum Angriffe in Bereitschaft, als man einige Kähne aus der Stadt Mexico heraus kommen sahe, hinter welchen immer noch mehrere nachkamen. Die große Anzahl dieser kleinen

Schiffe,

Schiffe, die Bewegung der Federbüsche, womit die Indianer geschmückt waren, der Glanz ihrer Waffen, dieses alles machte einen so angenehmen Anblick, als er es nur scheinen kann, wenn man im Begriff ist zu streiten, und sein Leben in Gefahr zu setzen.

Cortez stellte seine Brander in die Gestalt eines halben Monden, um eine größere Fronte gegen den Feind zu haben, und mit mehrerer Freyheit zu fechten. Er verließ sich auf die Tapferkeit seiner Soldaten, und auf die Stärke seiner Schiffe, von denen ein einziges den größten Theil der mexicanischen Flotte auf sich nehmen konnte. Der Wind war den Spaniern günstig, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, mit Ungestüm die Kähne der Indianer anzufallen, die zu schwach waren, den Stoß der größern Schiffe auszuhalten. Während dieser Zeit machte die Artillerie ein schreckliches Feuer auf die Mexicaner. Sie konnten nicht lange einem so herzhaften Angriffe widerstehen. Sie geriethen in eine so schreckliche Verwirrung und Unordnung, daß sie einander, da sie fliehen wollten, selbst umwarfen. Die unglücklichen Indianer verlohren ihre meisten Soldaten und Schiffe; sie wurden von den Brigantinen bis in die Stadt verfolgt.

Nach dem Siege, den die kleine Flotte des Cortez davon getragen hatte, sahe dieser General nach den drey Corps, welche die drey vornehmsten Dämme angreifen sollten. Der Beystand der Brigantinen war dabey höchst nöthig, und

und verschaffte den Spaniern die Gelegenheit, sich in ihren verschiedenen Posten zu halten, und die Feinde davon zu entfernen. Cortez, da er sahe, daß ihm sein Unternehmen nicht gelingen würde, wenn er sich nicht Meister vom See machte, brachte eine große Anzahl Kähne zusammen, die er in drey Theile theilte, und sie durch die Brander unterstützen ließ. Diese Flotte diente, die Ausfälle der Mexicaner, und die Einfuhre der Lebensmittel in die Stadt zu verhindern, so daß die Hauptstadt von Mexico sich bald in die äußerste Noth versetzt sahe. Unter diesen Umständen ließ Cortez dem Guatimozin den Frieden anbieten, und erbot sich, ihm die Krone zu lassen, mit der Bedingung, daß er die Oberherrschaft des Königs in Spanien erkennen sollte, wovon das Recht, wie die Mexicaner wußten, sich auf die Tradition ihrer Vorfahren und auf die Einstimmung aller Jahrhunderte gründete.

Guatimozin versammelte seinen Rath, um die Vorschläge zu überlegen, die ihm die Spanier thaten. Alle Minister und Officiere des Kaisers waren der Meynung, daß man den Frieden annehmen solle; aber die Priester widersetzten sich diesem Rathe, und beredeten den Kaiser zur Fortsetzung des Krieges. Cortez, da er diesen Entschluß hörte, griff die Stadt von den dreyen Dämmen zu gleicher Zeit an, in der Absicht, mit Feuer und Schwerdt bis in das Innerste derselben einzudringen. Die Mexicaner hielten die ersten Angriffe tapfer aus.

Man

Man kam bis in ihre Laufgraben, aber nicht ohne große Mühe, und vielem vergossenen Blute. Als die Wüth der Streitenden aufs höchste gekommen war, zogen sich die Mexicaner auf einmal und schleunig zurück. Diese Bewegung gab den Spaniern zum Argwohne Anlaß. **Cortez**, der nur noch so viel Zeit übrig hatte, als nöthig war, in sein Qvartier zurück zu kommen, ließ verschiedene Häuser niederreissen und anzünden, aus denen man, bey einem neuen Angriffe, ihn mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen hätte empfangen können.

Als die Spanier sich zurückziehen wollten, fanden sie auf ihrem Wege einen sehr breiten und tiefen Graben, den **Cortez** auszufüllen befohlen hatte. Dieser Befehl war nicht vollzogen worden, und es kam den Spaniern theuer zu stehen; denn die Mexicaner, da sie ihre Feinde beschäfftigt sahen, sich über denselben einen Weg zu bahnen, überfielen sie in der größten Hitze, und richteten ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. **Cortez** hatte ungemeine Mühe, sich aus dieser Gefahr heraus zu wickeln. Er kam voller Wunden nach seinem Qvartier zurück, und war im Herzen voller Wuth. Die Mexicaner bekamen mehr als vierzig Spanier gefangen, die sie zum Opfer für ihre Götter bestimmten. Man verlor dabey auch eine Kanone, und mehr als tausend Tlascalaken. Kurz, es kam kaum ein Soldat davon, der nicht verwundet oder sonst übel zugerichtet gewesen wäre. Die Spanier

hatten

hatten seit ihrer Ankunft in Mexico noch keinen solchen Verlust erlitten.

Der Officier, der Befehl gehabt hatte, den gedachten Graben auszufüllen, erkannte seinen Fehler, da er das Unglück sahe, das sein Ungehorsam angerichtet hatte. Er kam zum Generale mit allen Kennzeichen der tiefsten Betrübniß, und erbot sich, mit seinem Kopfe den begangenen Fehler zu büßen. **Cortez** gab ihm aber blos einen derben Verweis, weil bey gegenwärtigen Umständen eine andere Bestrafung nicht rathsam war. Man hielt jetzt mit den Angriffen inne, und schloß nur den Platz enger ein, um die Zufuhre der Lebensmittel zu verhindern.

Die Mexicaner feyerten indeß ihren Sieg durch alle Arten von Freudenfesten. Die Tempel waren erleuchtet, und man verbrannte darinne eine unbeschreibliche Menge Räucherwerk. Das größte dieser Gebäude, das dem Gotte des Krieges gewidmet war, ertönte vom Schalle verschiedener militarischen Instrumente, deren Uebelklang etwas fürchterliches an sich hatte. Mit dieser fürchterlichen Symphonie vermischte sich das Geschrey der Spanier, die man zu Gefangenen gemacht hatte, und die als angenehme Opfer den Göttern des Landes auf ihren Altären geschlachtet wurden. Die Mexicaner, von ihrem Glücke trunken, wagten es, die Spanier anzugreifen, weil sie wußten, daß die meisten verwundet, alle aber ungemein ermüdet waren; aber das Feuer des spanischen Geschützes nöthigte die Barbaren, sich geschwind zurückzuziehen.

Guatimazin ließ das Gerücht ausbreiten, Cortez sey im Treffen geblieben, und schickte die Köpfe der Spanier, die er hatte hinrichten lassen, in allen benachbarten Städten herum, damit diese sinnlichen Beweise seines Sieges die Indianer wieder auf seine Seite bringen möchten, die sich seinem Gehorsame entzogen hatten. Er ließ auch öffentlich bekannt machen, die Götter hätten ihm verkündigt, daß die Spanier in acht Tagen völlig ausgerottet seyn würden. Diese vermeynten Orakel machten einen so starken Eindruck auf die Gemüther, daß die meisten Alliirten die Parthey der Spanier verließen. Diese Begebenheit verursachte dem Cortez viel Verdruß, als welcher sich gezwungen sahe, von seinem Vorhaben abzustehen. Er schickte einige indianische Officiere ab, welche bey ihm geblieben waren, um den Soldaten ihren Irrthum zu benehmen, und sie zu bereden, daß sie warteten, bis die acht Tage vorbey wären, damit er ihnen sodann die Falschheit aller Vorhersagungen, die man ihren Göttern zuschriebe, zeigen könnte. Die Barbaren kehrten auch in der That alle wieder in das Lager der Spanier zurück, da sie sahen, daß diese zu der gesetzten Zeit nicht ausgerottet waren, und man war so vorsichtig, daß man sie über ihre Entfernung nicht das geringste Misvergnügen merken ließ.

Die Armee des Cortez wurde durch neue Recruten ansehnlich verstärkt; denn das Gerücht, von den bedrängten Umständen der Hauptstadt, das sich überall verbreitete, bewog einige Nationen,

nen, welche bisher neutral oder Feinde gewesen waren, sich öffentlich für die Spanier zu erklären. Die Otomies, ein wildes und unbändiges Volk, welches seine Freyheit in den Wäldern, und auf den Bergen vertheidigte, kamen, und boten dem Cortez ihre Dienste an, welcher sie auch mit allen Freuden annahm. Der spanische General sahe sich demnach nochmals an der Spitze von mehr als zweymal hundert tausend Mann, die alle seinem Befehle unterworfen waren. Er versammelte seine Officiere, und berathschlagte mit ihnen, wie man sich unter gegenwärtigen Umständen zu verhalten habe. Es wurde beschlossen, den Platz mit Heftigkeit anzugreifen, und die Posten, von denen man sich Meister machen würde, zu behaupten, es koste was es wolle; denn die Spanier hatten aus der Erfahrung gesehen, daß die Zurückzüge für sie fast immer gefährlich waren, weil die Mexicaner sich einen solchen Augenblick zu Nutze machten, und ihre Feinde überfielen.

Die Armee des Cortez rückte gegen die Stadt Mexico an, deren Eroberung das Schicksal des ganzen Reichs entscheiden sollte. Die Spanier, anstatt anzugreifen, und sich sodann zurück zu ziehen, wie sie bisher gethan hatten, verschanzten sich hinter den Ruinen einiger Häuser. Dieses Verfahren machte alle Maaßregeln vergebens, welche die Mexicaner ergriffen hatten, um den Feind auf seinem Zurückzuge anzufallen. Sie hielten einen Rath, und Guatimozin erklärte, daß er lieber mit den Waffen

in der Hand sterben, als den Platz übergeben wolle. Dieser muthige Prinz fiel das Qvartier der Spanier an; aber ihr Geschütz that die gewöhnliche Wirkung, und jagte den armen Indianern ein solches Schrecken ein, daß sie alle die Flucht ergriffen. Die Spanier indeß rückten nur Schritt vor Schritt vor, weil die Feinde an verschiedenen Orten gute Verschanzungen hatten. Jeder Angriff war eine Schlacht; aber der Vortheil war stets auf der Seite der Spanier.

Als endlich die Mexicaner sich auf allen Seiten gedrängt sahen, schickten sie Abgesandte, welche dem Generale der Spanier sagen mußten, die höchste Majestät des mächtigen Guatimozin, ihres Herrn, habe sie ernennt, an einem Vergleiche zu arbeiten, und sie kämen, um die Capitulation zu vernehmen, die man ihnen gestatten wollte. **Cortez** gab ihnen darauf zur Antwort: „Der Friede ist stets mein einziger Wunsch gewesen. Ob ich gleich im Stande bin, jetzt Gesetze vorzuschreiben, so will ich mich doch gern auf einen Vergleich einlassen; aber eine Sache von solcher Wichtigkeit macht die Gegenwart eures Herrn selbst nothwendig.„

Ein Stillstand auf beyden Seiten machte vorjetzt den kriegerischen Unternehmungen ein Ende. Die Mexicaner wollten sich denselben zu Nutze machen, und rüsteten in der Stille einige Schiffe aus, in der Absicht, den Kaiser in die abendländischen Provinzen zu bringen. Um ihr Vorhaben nicht merken zu lassen, thaten sie einen Ausfall, womit sie den Spaniern etwas

anderes

anderes zu thun zu geben glaubten. Zu gleicher Zeit fiel auch ein Treffen zwischen den beyden Flotten vor, und nie hatten die Truppen des **Cortez** zu Wasser und zu Lande einen härtern Kampf auszustehen. Die sterbende Tapferkeit der Mexicaner wandte so zu sagen noch ihre letzten Kräfte an.

Während daß man auf einer und der andern Seite mit ungemeiner Hartnäckigkeit focht, sahe der Commendant der spanischen Flotte eine Anzahl indianischer Fahrzeuge mit großer Eilfertigkeit nach dem Lande zu segeln. Man verfolgte sie, und hatte sie in kurzer Zeit eingeholt. Sie führten den unglücklichen Guatimozin. Da dieser Prinz sich in der Gefangenschaft sahe, bedeckte er den Kopf mit einem Segel, und stieg, ohne sich zu weigern, in ein spanisches Schiff. „Meine Unglücksfälle, rief er aus, sind zu groß, als daß ich mich darüber beklagen kann. Der Gott, der euch bey eurer Unternehmung geleitet hat, ist mächtiger, als unsere Götter. Vor einem Augenblicke war ich noch unumschränkter Herr dieses Reichs, und jetzt bin ich euer Sclav. Ich muß mich dem Willen des Himmels unterwerfen. Sehet hier, fuhr er fort, indem er auf die Kaiserinn zeigte, sehet hier die, die mein Herz beherrscht. Sie ist die Tochter des größten Königs, und verdient durch ihre Schönheit und ihre Tugend eure Hochachtung. Wenn ihr eben so großmüthig als tapfer seyd, so werdet ihr gewiß diese Prinzessinn in Ehren halten. Es wird dieß kein geringer

Trost in meinem Unglücke seyn. Nachdem ich mich bis zu dieser Bitte erniedrigt, so habe ich nichts mehr zu verlangen. Mein Schicksal sey in euren Händen." Auf diese Weise endigte sich die Eroberung von Mexico, die vielleicht für Spanien mehr schädlich als nützlich gewesen ist.

Es giebt wenig Eroberer, die sich mit dem Cortez in Vergleichung stellen lassen. Er war gleichsam zwischen zwo Welten gestellt, die sich wider ihn verbunden hatten, die alte und die neue hatten beyde seinen Untergang beschlossen. Während daß er eine entsetzliche Menge Indianer auf dem Halse hatte, war er genöthigt, sich zu wenden, um mit einer Flotte von Europäern zu kämpfen. Er besiegt sie, und bringt es so weit, daß sie sich zu ihm schlägt. Er eilt wieder seiner Eroberung zu. Nach zwanzig Schlachten endlich, nach der Eroberung oder der Unterwerfung von funfzig Städten, nach der hartnäckigen Belagerung einer ungemein volkreichen Hauptstadt, die durch Kunst und Natur vertheidigt ward, führt **Ferdinand Cortez** sein Unternehmen mit zwölfhundert Mann, in weniger als drey Jahren aus, und Mexico unterwirft sich ruhig seinen Gesetzen.

Man muß gestehen, daß viel Dinge zusammen kamen, welche die Eroberung von Mexico erleichterten: das Erstaunen der Indianer, da sie die Schiffe sahen, die sie für Ungeheuer hielten, wider die weder der Wind noch das Meer etwas ausrichten könnte; das Schrecken derselben,

selben, da sie zum erstenmale das mörderische Krachen des groben Geschützes hörten; ihre Furcht, bey dem Anblicke der Pferde und Reuter, die sie zusammen für ein Wesen hielten; das Vorurtheil, welches ihnen die Spanier als Götter vorstellte; die Tradition unter diesem Volke, daß ihr Reich durch die Kinder der Sonne, welche vom Morgen her kommen würden, zerstört werden sollte, alle diese Dinge trugen ungemein viel bey, den Waffen der Spanier ihr Glück zu versichern: aber ein nicht so kluger General als **Cortez**, würde aus diesen Umständen den Vortheil nicht gezogen haben, wenn er bey einer gefährlichen Unternehmung mit so vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hätte.

Da **Cortez** nun nicht mehr soviel auf den Krieg denken durfte, so war er nur besorgt, die Ruhe unter den besiegten Nationen wieder herzustellen, Mexico und verschiedene andere Städte wieder aufzubauen, seinen Eroberungen durch Gesetze einen festern Grund zu geben, und mit einem Worte, die Anlage zu der Einrichtung zu machen, welche noch heut zu Tage in seinen Eroberungen herrscht. Nachdem er einige Jahre seinen Ruhm und sein Glück genossen hatte, wurde er nach Spanien zurück gerufen, weil gewisse Klagen gegen ihn geführt wurden, die ihn nöthigten, sein Verfahren zu rechtfertigen. Er that in der folgenden Zeit noch andere Reisen zur See, die ihn neuen Widerwärtigkeiten aussetzten, so daß er in der Ungnade starb. Eben dieses Schicksal hatte **Christoph Columbus**, und

fast alle die gehabt, welche für die Könige von Spanien und Portugal weitläuftige Länder erobert hatten.

Ferdinand Cortez hatte nur das Königreich Mexico, oder den mitternächtlichen Theil von Amerika für Spanien erobert. Wir werden nun einen andern Spanier finden, der sich den Gefahren des Meeres aussetzt, um das übrige der neuen Welt zu entdecken, und mit einer Hand voll Soldaten, das mitternächtliche Amerika, das reiche Land, das wir heut zu Tage unter dem Namen Peru *) kennen, zu erobern.

Es war im J. 1525, als **Franz Pizaro**, aus der Stadt Truxillo gebürtig, in die Versuchung gerieth, auf neue Entdeckungen auszugehen, und sich zur Ausführung seines Vorhabens mit einem gewissen Don **Diego d' Almagro**, aus der Stadt Malago, und mit einem Geistlichen, Namens **Ferdinand de Lůqve** verband. Diese drey Männer, die sehr reich waren, und es gern noch mehr werden wollten, rüsteten zwey Schiffe aus, welche, eins nach dem

*) Einige leiten den Namen **Peru** von der Benennung eines kleinen Flusses ab, den die Einwohner des Landes **Beru** nannten. Andere geben vor, die Spanier hätten einen Americaner gefragt, wie das Land hieße, in welchem sie landeten, und dieser Mann habe geglaubt, man frage ihn nach seinen Namen; da er sich nun **Peru** nannte, so hätten die Spanier diesen Namen für den Namen des Landes genommen.

dem andern, aus der Stadt *) Panama ausließen. Der erste Zug dieser verwegenen Spanier war nichts weniger als glücklich. Don Diego verlor in einem Treffen mit den Indianern ein Auge und verschiedene von seinen Soldaten. Er wurde zweymal gezwungen, nach Panama zurück zu kehren, und neue Verstärkung zu holen. Pizaro, dessen Schiffsvolk sich bis auf zwölf Mann vermindert hatte, setzte seine Reise fort, und machte Entdeckungen; da er sich aber nicht im Stande befand, etwas zu unternehmen, so kam er nach drey Jahren wieder in den Hafen zu Panama zurück. Diese Reise hatte ihm viele Mühe, und sein ganzes Vermögen gekostet.

Ein so unglücklicher Erfolg war aber nicht fähig, den Pizaro abzuschrecken. Er begab sich nach Spanien, trug es dem Hofe vor, was ihm begegnet war, erbot sich, noch einmal zu Schiffe zu gehen, und bat den König um das Gouvernement des Landes, das er erobern würde. Der Hof zu Madrid schlug diese Gnade einem Manne nicht ab, der sein Vermögen und sein Leben aufs Spiel setzte, um die Herrschaft seines Herrn zu erweitern. Pizaro kehrte demnach nach Panama zurück, mit Titeln und einer Würde bekleidet, in deren Besitz ihn erst seine Klugheit und Tapferkeit setzen mußte. Ferdinand Pizaro, Johann Pizaro, Gonzalez Pizaro, drey leibliche Brüder von ihm,

*) Ist ein Hafen in Südamerika in der Provinz Terra firma.

und Franz Martin von Alcantara, sein Stiefbruder, begleiteten ihn, in der Absicht, Ruhm und Gefahren mit ihm zu theilen. Don Diego d' Almagro schien sehr mißvergnügt, daß er an Austheilung der Ehren und Würden keinen Antheil bekommen, die den künftigen Eroberern des mittäglichen America bestimmt waren; sein College aber suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm noch künftig zur Belohnung seiner Verdienste zu verhelfen versprach. Dieses Versprechen söhnte den Almagro mit dem Pizaro wieder aus. Beyde fiengen hernach an, alles vorzubereiten, was zur glücklichen Ausführung ihres Unternehmens nöthig war.

Obgleich die Begierde nach Reichthümern sehr viel über das Herz der Menschen vermag, so fanden sich doch sehr wenig Spanier, welche zu der Reise nach Peru Lust bezeigten. Man erinnerte sich an alle dem Ungemache, das man das erstemal ausgestanden hatte. Indeß brachte doch Pizaro mit vieler angewandten Mühe einige Soldaten zusammen, und gieng mit Anfange des Jahrs 1531 unter Segel. Die widrigen Winde waren Ursache, daß er nicht so weit kam, als er sich vorgesetzt hatte. Nachdem er mit seinen Leuten und Pferden ans Land gestiegen war, marschirte er längst der Küste von Peru hin. Der Mangel an Lebensmitteln und die ungebahnten Wege machten seinen Marsch sehr beschwerlich; indeß unterstützte der Muth des Generals noch immer den Muth der Soldaten. Die Spanier hielten sich einige Zeit

an

an einem Orte, Coaca genannt, auf, und hatten gute Gelegenheit, sich zu bereichern. Außer dem Golde, das sie aus diesem Lande mitnahmen, fanden sie auch sehr schöne Smaragde, von denen sie sich einbildeten, daß sie, wenn sie fein wären, mit keinem Hammer müßten entzwey geschlagen werden können. Sie machten mit allen, die ihnen die Indianer brachten, die Probe, und zerschlugen ihrer eine große Menge von ansehnlichem Werthe. Ihre Unwissenheit war Ursache, daß sie sich großen Schaden thaten. Sie wurden aber an diesem Orte mit einer gefährlichen Krankheit befallen, welche in diesem Lande sehr gewöhnlich war, und welche sie nöthigte, schleunig weiter zu reisen. Sie begaben sich in eine Provinz, die sie **Porto vejo** nannten, und machten sich ohne große Mühe von allen umher liegenden Oertern Meister.

Pizaro, dem einige Hülfsvölker waren zugeschickt worden, beschloß, sich nach der Insel Puna zu begeben. Ein Arm des Meeres, über den er hinweg mußte, setzte ihn den größten Gefahren aus; denn die Indianer, die er zu Führern hatte, wollten die Seile der Barken zerschneiden, um alle Spanier im Meere zu ersäufen. **Pizaro**, der von diesem Anschlage etwas entdeckte, befahl seinen Leuten, auf ihrer Hut zu seyn, und die Indianer nicht aus den Augen zu lassen. Diese Vorsicht rettete ihm und allen seinen Soldaten das Leben.

Als der spanische General in der Insel angekommen war, suchten ihn die Einwohner durch

alle

alle Arten von Unterthänigkeitsbezeugungen zu gewinnen; da aber Pizaro erfuhr, daß man Truppen versteckt habe, welche die Spanier in der Nacht überfallen und ermorden sollten, so griff er sie an, brachte sie in Unordnung, und machte den vornehmsten Caciken zum Gefangenen. Verschiedene Indianer kamen bey dieser Gelegenheit ums Leben, und das Gold, das man bey ihnen fand, wurde unter die Sieger getheilt. Wenn die spanischen Geschichtschreiber das erzählen, was sich während ihren Eroberungen zugetragen, so beschwören sie sich öfters über die Untreue der Amerikaner. Wer von beyden aber war am meisten strafbar, ein Volk, welches List und Verstellung brauchte, um sich gegen grausame Usurpatoren zu schützen, oder eine Nation, für die es nur ein Spielwerk war, Millionen Menschen umzubringen, um ihre Herrschsucht und ihren Geiz zu befriedigen?

Pizaro kam nach dem Besuche, den er in der Insel Puna gegeben hatte, nach dem Hafen Tumbez zurück, aus welchem er ausgelaufen war. Er hatte Gelegenheit, zu sehen, daß die Einwohner dieses Orts nichts weniger als gut gesinnt gegen die Spanier waren. Er war die ganze Zeit, die er daselbst zubrachte, genöthigt, die Waffen in der Hand zu haben, um die Indianer im Zaume zu halten. Die Art, wie man mit diesen umgieng, da sie doch für die Freyheit ihres Vaterlandes stritten, zwang sie endlich, um Friede zu bitten. Sie erhielten ihn, und Pizaro machte Anstalt zu neuen Eroberungen.

Die Uneinigkeiten, welche damals das Königreich Peru beunruhigten, trugen nicht wenig zum Glück der spanischen Waffen bey. Guaynacava, der Beherrscher dieses reichen Landes, der die Grenzen seines Reichs schon um ein ansehnliches erweitert hatte, wollte sich auch noch von der Provinz Qvito Meister machen. Dieses Project gelung ihm, und da er das eroberte Land sehr angenehm fand, hielt er sich eine lange Zeit daselbst auf. Er heyrathete allda, und bekam von dieser neuen Gemahlinn einen Sohn, dem man den Namen Atabaliba gab. Ob gleich der Kaiser schon verschiedene Kinder hatte, so wurde doch dieses zuletztgeborne Kind der vornehmste Gegenstand seiner väterlichen Zärtlichkeit. Guaynacava war nach Cusco, der Hauptstadt seiner weitläuftigen Staaten, zurück gekehrt, und ließ diesen Sohn, den er so sehr liebte, unter der Aufsicht einer gewissen Anzahl vertrauter Personen. Einige Jahre darnach kehrte der Kaiser nach Qvito zurück, und brachte daselbst den Rest seines Lebens zu. Da es mit ihm zum Sterben kam, befahl er, daß diese Provinz das Erbtheil des Prinzen Atabaliba seyn sollte. Diese Verordnung verursachte viel Unruhen, die sich die Spanier sehr gut zu Nutze zu machen wußten.

Atabaliba bemächtigte sich nach dem Tode des Kaisers der Schätze seines Vaters, die er zu Qvito hinterließ, und das Commando der Armee. Da er sich nun im Stande sahe, seine Ansprüche zu unterstützen, so schickte er Abge-

sandte

sandte an den Prinz Guascar, seinen ältern Bruder, ließ ihm den Tod ihres gemeinschaftlichen Vaters bekannt machen, und wollte ihm, als seinem Oberherrn, zugleich huldigen. Er bat dabey, daß er ihn im ruhigen Besitze der Provinz Qvito lassen möchte, welche der verstorbene Kaiser ihm im Testamente vermacht hätte. Guascar gab darauf zur Antwort, daß, wenn er nach Cusco käme, und ihm die Armee übergäbe, er ihm so viel Ländereyen abtreten wolle, daß er auf eine seinem Stande gemäße Art leben könnte; die Provinz Qvito aber könnte er ihm nicht lassen, weil sie eine Grenzprovinz wäre, und er darinne, zur Sicherheit seiner übrigen Staaten, Truppen halten müßte. Er drohete dabey, daß, wenn Atabaliba diesen Vorschlägen nicht Gehör gäbe, man ihn bald an der Spitze einer zahlreichen Armee, und als einen erklärten Feind verfahren sehen würde.

Der Prinz von Qvito ließ auf Anrathen einiger seiner Officiere dem Guascar nicht Zeit, zuerst im Felde zu erscheinen. Er zog an der Spitze seiner Truppen aus, und machte sich Meister von allen Ländern, durch die sein Zug gieng. Guascar säumte nicht, eine Armee auf die Beine zu bringen, deren Anführung er einem seiner Generale anvertrauete. Die beyden Partheyen stießen auf einander, und nach einem Treffen, welches drey Tage dauerte, wurde Atabaliba überwunden und zum Gefangenen gemacht. Er fand indeß Mittel, den Händen der Feinde zu entwischen, und begab sich nach Qvito, wo

wo er seine Truppen wieder sammelte. Um sie zum Streite mehr als jemals anzufeuern, griff er zu einem von den Mitteln, die fast allezeit auf den blöden Verstand des Soldaten Eindruck machen. „Treue Gefährten, sagte er zu ihnen, das größte Wunderwerk, das ihr nicht ohne Erstaunen vernehmen werdet, ist Ursache, daß ich mich heut wieder unter euch befinde. Mein Vater, der oben im Himmel über die Erhaltung seines zärtlich geliebten Sohnes wacht, hat mich in eine Schlange verwandelt, damit ich aus dem Gefängnisse entwischen könnte. Er hat mir den Sieg versprochen, wenn ihr noch einmal mit mir in den Streit ziehen wolltet.„ Diese Lüge that die glücklichste Wirkung. Atabaliba suchte seine Feinde auf, griff sie an, und schlug sie gänzlich. Diese beyden Schlachten waren so blutig, daß man noch heut zu Tage an den Orten, wo sie geliefert wurden, große Hügel von Menschengebeinen antrifft.

Atabaliba, der seinen Sieg verfolgte, kam in das Land Cagnara, und ließ sechzig tausend Menschen daselbst umbringen, weil sie sich ihm widersetzt hatten. Die Stadt Tumibamba wurde mit Feuer und Schwerdt verwüstet, und bis auf den Grund geschleift. Der Sieger, der seine Eroberungen immer weiter trieb, gab niemanden Qvartier an den Orten, wo man ihm einigen Widerstand that; aber die, die um Friede baten, ließ er in Ruhe, und verlangte blos, daß sie mit seiner Armee ziehen sollten, welche dadurch von Tag zu Tage stärker wurde. Als er

nach-

nachdem gegen Cusco anrückte, trennten sich zween von seinen Generalen mit ohngefähr drey tausend Mann von ihm, und giengen, die feindliche Armee zu recognosciren. Guascar hatte sein Lager verlassen, und da sie ihn außer demselben fanden, griffen sie ihn an, hieben alles nieder, was um ihn war, und machten ihn selbst zum Gefangenen. Da sie sich mit ihrem Fange wieder zurück begeben wollten, sahen sie sich auf einmal von der feindlichen Armee umringt, welche ihnen allen den Untergang drohete, wenn sie sich zur Wehre setzten. Die Officiere des Atabaliba ergriffen in dieser Verlegenheit sogleich ihre Parthie: „Wenn du nicht deinen Leuten befiehlst, sagten sie zum Guascar, sich sogleich zurück zu ziehen, so soll es dich das Leben kosten. Du hast außerdem nichts von uns zu befürchten, wenn du thust, was wir verlangen. Der Prinz, dein Bruder, fodert weiter nichts, als daß du ihn im ruhigen Besitze einer Provinz lässest, die ihm von dem verstorbenen Kaiser ist geschenkt worden. Unter dieser Bedingung ist Atabaliba bereit, dir die Huldigung zu leisten, und dich für seinen Oberherrn zu erkennen.„ Guascar, der dadurch schüchtern gemacht wurde, befahl seinen Leuten, nichts zu unternehmen, und nach Cusco zurück zu kehren. Er wurde indeß in die Stadt Caxamalca gebracht, wo ihm sein Bruder erwartete. In diesem Zustande waren die Sachen, als Pizaro nach Peru kam. Die Armee des Guascar war gänzlich zerstreut, und Atabaliba hatte seit dem erhaltenen Siege die

seinige

seinige wieder aus einander gehen lassen. Man siehet leicht ein, wie vortheilhaft alle diese Umstände den Spaniern seyn mußten.

Pizaro gieng nach einigen Unternehmungen, welche überall Furcht und Schrecken verbreiteten, auf Caxamalca los, wo der Prinz von Qvito, nebst dem Kaiser von Peru war. Der spanische General traf auf dem Wege einen Abgesandten des Atabaliba an, welcher ihm gemahlte Schue und goldene Manschetten brachte, deren er sich bedienen sollte, wenn er vor dem Prinzen erscheinen würde. Pizaro setzte seinen Weg fort, und fand nahe vor Caxamalca einen andern Deputirten, der ihm sagen mußte, er solle nicht ohne Erlaubniß des Atabaliba an diesen Ort kommen. Der trotzige Spanier achtete nicht auf das, was man ihm sagte. Nachdem er sich ein Qvartier ausgesucht hatte, schickte er einen von seinen Officieren mit zwanzig Reutern in das Lager des Prinzen ab, um ihm seine Ankunft melden zu lassen. Der Anblick der Pferde erschreckte einige Indianer; aber Atabaliba strafte ihre Furchtsamkeit auf eine grausame Weise, indem er sie auf der Stelle umbringen ließ. Einige Augenblicke darnach kam Ferdinand Pizaro, und wurde bey dem Prinzen zur Audienz geführt, welchen er vermittelst eines Dolmetschers folgender Gestalt anredete: „Mein Bruder kömmt auf Befehl eines großen Königs in diese Gegenden, um dir den Willen seines Herrn kund zu thun. Er wünscht dich zu sehen, und erbietet sich, dein

Freund zu seyn.„ Atabaliba antwortete darauf: „Ich nehme das Anerbieten seiner Freundschaft mit Freuden an, wenn er meinen Unterthanen alle das Gold und Silber wiedergiebt, das er ihnen genommen, und wenn er unverzüglich ein Land verläßt, wo seine Gegenwart nicht nöthig ist. Dein Bruder kann sich morgen in den Pallast zu Caxamalca begeben, wo ich mich auch einfinden, und alles mit ihm in Ordnung bringen will.„

Nachdem **Ferdinand Pizaro** das Lager der Indianer in Augenschein genommen hatte, das wegen der Menge der Zelte und der Soldaten mehr wie eine große Stadt aussahe, kam er zu seinem Bruder zurück, und stattete ihm von seinem Auftrage Bericht ab. Die Antwort des Atabaliba, und die Macht, die er wider die Spanier aufzubringen im Stande war, verursachten dem Heerführer derselben einige Unruhe. Er ließ sich indeß den Anblick der Gefahr nicht schrecken, und beschloß, zur Ausführung seiner großen Projecte alles zu unternehmen.

Pizaro theilte seine Cavalerie in drey kleine Haufen, jeden zu zwanzig Reutern, und versteckte sie so, daß sie von den Indianern gar nicht gesehen wurden. Auf dem andern Flügel stellte er sich mit seiner Infanterie, und verbot ihnen, ohne seinen Befehl die geringste Bewegung zu machen. Seine Armee war in Vergleichung gegen die indianische von gar keiner Bedeutung; aber er hatte Pferde und Geschütz dabey. Mit solchen Hülfsmitteln konnte er alles

gegen

gegen Barbaren unternehmen, die den Gebrauch des Schießpulvers nicht kannten, und die Pferde für Ungeheuer ansahen. Nachdem nun die Einrichtungen mit aller Geschicklichkeit eines Mannes, der das Kriegshandwerk verstand, gemacht waren, wartete er, bis die Peruaner Mine machen würden, ihn anzufallen. Atabaliba, der nichts weiter, als die Infanterie der Spanier sahe, glaubte seines Sieges schon gewiß zu seyn. Er ließ sich auf dem Tragsessel in die Höhe heben, und rief seinen Truppen zu: „Wir haben diese Fremdlinge! sie wollen sich ohne Zweifel ergeben. — Ja gewiß, sie wollen sich ergeben! schrien alle Indianer.„ Es trat hierauf ein spanischer Bischof, Namens Don **Vincent de Valverda**, mit seinem Breviario in der Hand, vor, wandte sich an den Prinz, und hielt eine sehr seltsame Rede an ihn. Nachdem er die vornehmsten Artikel der christlichen Religion erklärt hatte, setzte er hinzu: „Die Päbste, welche Nachfolger des heil. Peters sind, haben alle Länder der Welt unter die Könige und Prinzen der Christenheit getheilt, und einem jeden aufgetragen, den auf ihn fallenden Theil zu erobern. Das Land, das du besitzest, ist Sr. kaiserl. Majestät, dem Könige Don Carlos, zu Theil worden, und dieser mächtige Monarch hat den Franz Pizaro, als Gouverneur, abgeschickt, daß er dir im Namen Gottes und in seinem eigenen alles das bekannt machen soll, was ich dir gesagt habe. Wenn du dich dem Kaiser, meinem Herrn, unterwerfen willst, wie der

größte Theil der christlichen Welt thut, so wird dieser Prinz dein Vertheidiger seyn. Er wird deinem Lande den Frieden erhalten, die Gerechtigkeit und die Gesetze darinnen schützen; er wird nichts gegen deine Freyheit unternehmen, und so gegen dich handeln, wie er gegen die Könige und Fürsten zu handeln pflegt, die sich ihm freywillig unterwerfen, ohne es zum Kriege kommen zu lassen. Wenn du es nicht für gut befindest, dich zu unterwerfen, so erkläre ich dir hiermit, daß der Gouverneur, der sich hier gegenwärtig befindet, dich feindlich anfallen, und alles mit Feuer und Schwerdt verwüsten werde. Es ist schon alles bereit, und unsere Soldaten erwarten nur das Signal zum Treffen.„

Nachdem Atabaliba dieses Gewäsche angehört hatte, antwortete er folgendes darauf: „Dieses Land, und alles, was zu demselben gehört, ist von meinem Vater erobert worden, oder von seinen Vorfahren, von denen es sodann durch Erbrecht an meinen Bruder gekommen ist. Der Sieg, den ich über den Erben dieses Reichs erhalten habe, macht mich zum rechtmäßigen Besitzer seiner Staaten. Ich weiß nicht, wie der heil. Peter dieses Land einem andern hat schenken können; da mich aber die Sache persönlich angehet, so sage ich, daß ich in diese Schenkung nicht willige. Du sagst mir von einem Jesus-Christus, der den Himmel, die Menschen, und die ganze Welt geschaffen haben soll; ich verstehe aber von allem, was du da sagst, nichts. Wir kennen hier zu Lande keinen

andern

andern Schöpfer, als die Sonne. Wir sehen die Erde als unsere Mutter an, weil sie uns alles giebt, was wir bedürfen. Euern König von Spanien, dem ich mich, wie du verlangst, unterwerfen soll, kenne ich nicht, ich habe ihn auch nie mit Augen gesehen.„

Der Prinz fragte weiter den Prälaten, woher er das alles wüßte, was er gesagt habe, und wie er es beweisen könnte, wenn man daran zweifelte. „Alles, was du gehört hast, antwortete der Bischof, ist in dem Buche enthalten, das ich in der Hand habe; es ist das Wort Gottes selbst.„ Atabaliba nahm das Breviarium, blätterte darinne hin und her, und da er sahe, daß das Buch nicht redete, warf er es auf die Erde. Der Prälat kehrte sich sodann gegen die Spanier, und rief: Zu den Waffen! zu den Waffen! Sogleich geriethen die Truppen beyder Partheyen in Bewegung. Man wurde handgemein, und der Streit war sehr hitzig. Die Spanier richteten mit ihrem groben Geschütze große Unordnung unter den Indianern an; diese aber, die der Zahl nach stärker waren, stellten immer wieder andere an die Stelle der Erschlagenen. Pizaro befürchtete, seine Truppen möchten blos vom Todschlagen müde werden, und wollte der Sache durch einen entscheidenden Streit ein Ende machen. Er eilte auf den Tragsessel des Atabaliba zu, faßte diesen Prinzen bey den Haaren, und zog ihn mit solcher Macht nach sich, daß er ihn herunter auf die Erde warf. Vergebens eilten die Indianer ihrem Herrn zu

Hülfe; die spanische Reuterey hielt sie zurück, zerstreuete sie, und der Prinz wurde gefangen genommen. Die Gefangenschaft des Ataba-liba entschied die Schlacht. Die Ueberwundene geriethen gänzlich in Verwirrung, und verschiedene kamen auf der Flucht durch das Schwerdt der Sieger um.

Die Spanier fanden unermeßliche Reichthümer im Lager der Indianer; eine mächtige Anreizung zur weitern Fortsetzung ihres ungerechten Unternehmens! Atabaliba, da er sich in der Gewalt der Feinde sahe, bat den Gouverneur, ihm glimpflich zu begegnen, und versprach zum Lösegelde so viel an Gold und Silber, als in einem großen Saale seines Pallastes, bis zu einer gewissen Höhe, die man rings herum mit einem Striche abzeichnete, Raum hätte. Dieses Versprechen that auf Herzen, die vom Geize besessen waren, die gehoffte Wirkung. Da nun so viel Gold und Silber nicht in einem Augenblicke zusammen geschafft werden konnte, und einige Zeit dazu erfodert wurde, so fiengen die Spanier an zu murren, und glaubten, Atabaliba wolle sie hintergehen. Der Prinz suchte sie zu beruhigen, indem er ihnen vorstellte, daß ein solcher Haufe von Gold und Silber nicht in einigen wenigen Tagen herbey zu schaffen wäre, indem man vieles von Cusco herholen mußte, welches auf zweyhundert Meilen entfernt war. Einige spanische Officiere, die man nach Cusco schickte, um zu sehen, ob Atabaliba auch im Stande seyn werde, sein Versprechen zu halten,

trafen

trafen einen Trupp Indianer an, welche den Kaiser Guascar als einen Gefangenen wegführten. Da dieser Prinz hörte, wer sie wären, machte er ihnen von seinen Widerwärtigkeiten eine rührende Erzählung.

„Ihr werdet von dem Streite gehört haben, sagte er, der zwischen mir und meinem Bruder entstanden ist. Das Reich gehörte mir rechtmäßiger Weise zu, vermöge des Rechts der Erbfolge; aber Abataliba hat mir die Krone rauben wollen, und sucht noch jetzt mir das Leben zu rauben. Kehret um zu euerm Generale, ich bitte euch, und saget ihm, daß ich ihm meine Angelegenheiten übergebe. Da er in diese Gegenden gekommen ist, um die Gerechtigkeit zu handhaben, so habe ich Ursache zu glauben, daß er mich wieder auf den Thron meiner Vorfahren setzen werde, mit Ausschließung eines barbarischen Bruders, der die Empfindungen der Nation erstickt hat, um nur seiner Herrschsucht Genüge zu leisten. Wenn euer Anführer mir die Dienste erweiset, die ich mir von seiner Billigkeit verspreche, so könnet ihr ihn versichern, daß meine Erkenntlichkeit weit größer seyn werde, als alles, was mein Bruder zum Lösegelde für sich anbietet.„ Man sagt, Guascar habe versprochen, den benannten Saal bis an die Decke mit Gold und Silber zu füllen.

Die beyden spanischen Officiere, denen der Kaiser dieses sagte, antworteten, daß sie verbunden wären, ihren Weg weiter fortzusetzen; sie versprachen aber dem unglücklichen Prinzen,

ihrem Generale alles zu hinterbringen, was sie von ihm gehört hätten. Atabaliba, der von dieser Unterredung benachrichtigt wurde, und befürchtete, die Versprechungen des Guascar möchten die Spanier bewegen, sich für die gerechteste Parthey zu erklären, faßte von dem Augenblicke an den Vorsatz, sich auf immer von einem Bruder zu befreyen, dessen Leben seinen herrschsüchtigen Absichten Hindernisse in den Weg legen konnte. Er schickte an die, die den Kaiser bewachten, heimlich Befehl ab, ihn zu ermorden. Dieser Befehl wurde mit aller Treue und Folgsamkeit ausgeführt, und man sagt, Guascar habe, da er den Tod vor Augen gesehen, noch folgende Worte gesprochen: „Ich bin kurze Zeit König und Herr von diesem Lande gewesen; aber mein verrätherischer Bruder, auf dessen Befehl ich sterbe, wird es nicht länger, als ich seyn.„ Der Ausgang rechtfertigte diese Prophezeyhung gar bald.

Pizaro hatte während der Zeit einen Brief ohne Unterschrift erhalten, in welchem man ihm meldete, daß Don Diego d'Almagro verschiedene Schiffe ausgerüstet, und viel Volks eingeschifft habe, in der Absicht, sich in den Besitz des weitläuftigen Landes zu setzen, das sich an den Grenzen des dem Franz Pizaro angewiesenen Gouvernements anfienge. Der Secretair des Almagro hatte diesen Brief geschrieben, und man weiß nicht, was ihn bewog, seinen Herrn zu verrathen. Voraus gesetzt, daß Don Diego wirklich die Absicht hatte, von welcher hier

geredet

geredet wird, so überwog dießmal doch der Geiz noch die Herrschsucht; denn da Almagro die glücklichen Begebenheiten des Pizaro vernahm, und was er für große Schätze und Reichthümer zu Peru finden sollte, so beschloß er, sich zu ihm zu verfügen, in der Hoffnung, diese unermeßlichen Schätze mit ihm zu theilen. Er machte den Anfang damit, daß er seinen Secretair aufhängen ließ, und hernach begab er sich zu dem Pizaro nach Caxamalia.

Bey seiner Ankunft sahe er, daß man schon einen Theil der Auslösung des Prinzen von Qvito herbey geschafft hatte. Man sahe überall Haufen von Gold und Silber liegen: ein unvergleichliches Schauspiel für die Augen der Spanier! Es fehlte indeß noch viel, ehe Atabaliba sagen konnte, daß er sein Versprechen erfüllt habe; es war, mit einem Worte, unmöglich, daß er das genau halten konnte, was er versprochen hatte. Und, würde er wohl dem Schicksale entgangen seyn, das auf ihn wartete, wenn auch alles genau erfüllt worden wäre? Man hatte nun einmal nicht Lust, einen Prinzen leben zu lassen, welcher den Projecten der Spanier Hindernisse in den Weg legen konnte. Man mußte aber einen Vorwand haben, wenn man ihn aus der Welt schaffen wollte. Man gab demnach diesem unglücklichen Monarchen Schuld, er habe die Absicht gehabt, die Spanier gänzlich auszurotten. Und wäre er zu verdenken gewesen, wenn er diese Absicht gehabt hätte? Es mochte aber damit seyn, wie es wollte; genug, Atabaliba

wurde zum Tode verurtheilt. Sein Erstaunen war unbeschreiblich, als man ihm das Todesurtheil bekannt machte. „Wie kann man mir einen solchen verrätherischen Anschlag zutrauen? rief er aus. War es mir möglich, da ich euer Gefangener bin, ein solches Project auszuführen? Wenn meine Truppen auch nur die geringste Bewegung gemacht hätten, hättet ihr nicht ein Mittel, sie zu hindern, etwas wider euch zu unternehmen? War meine Person, die in eurer Gewalt ist, nicht eine hinlängliche Gewährleistung für eure Sicherheit? Ihr werdet vielleicht sagen, daß meine Soldaten von selbst auf den Einfall gerathen können, ihren Herrn aus der Gefangenschaft zu befreyen: aber ihr seyd sehr schlecht von dem Ansehen unterrichtet, mit welchem ich allen meinen Unterthanen befehle. Keine lebendige Seele darf hier zu Lande etwas ohne meine Einwilligung unternehmen.„

Alles, was auch der Prinz zu seiner Rechtfertigung anführen konnte, diente zu nichts. Sein Tod war beschlossen, und man führte das über ihn gesprochene Urtheil aus. Man legte ihm einen Strick um den Hals, und erwürgte ihn. Einer von den Generalen des Atabaliba, Namens **Ruminagui**, bemächtigte sich der Provinz Quito, und setzte sich in solches Ansehen, als ob er der rechtmäßige Herr derselben wäre. Um sich des Besitzes des usurpirten Landes zu versichern, ließ er die Kinder, und einen von den Brüdern des Atabaliba umbringen,

eine

eine Menge vornehmer Personen ungerechnet, welche Opfer seiner Herrschsucht wurden.

Nachdem Pizaro eine Eintheilung von dem Golde und Silber gemacht hatte, das sich zu Caxamalca befand, zog er gegen einen andern General des Atabaliba zu Felde, welcher einige Unruhen im Lande stiften wollte. Er verlor darüber fünf bis sechs von seinen Soldaten, und begab sich hierauf nach Cusco, wohin er nicht kommen konnte, ohne einige Schlachten geliefert zu haben. Er glaubte aber durch die Reichthümer, die er in der Hauptstadt des Reichs fand, für die Mühe, die ihm dieser Feldzug kostete, gut belohnt zu seyn. Während dieser Zeit eroberte einer von seinen Officieren, Namens Benalcazar, die Provinz Qvito, und nöthigte den Usurpator Ruminagui, ihm Platz zu machen.

Die Eroberer von Peru hatten nicht allein gegen die Indianer Krieg zu führen, sondern wären auch bald mit ihren Waffen selbst an einander gerathen. Die Schätze, die sich in diesem Theile der neuen Welt fanden, reizten den Geiz aller Spanier. Don Pedro d'Alvarado, ein Officier des Ferdinand Cortez, war auf Befehl seines Generals auf Entdeckung eines Landes, Guatimala genannt, ausgegangen, und hatte sich von demselben Meister gemacht, da ihm sodann das Gouvernement von dem Lande gegeben wurde, das ihm soviel Mühe und Gefahren gekostet hatte. Hier hörte er viel von Peru reden, und von den Schätzen, welche

Pizaro

Pizaro und seine Begleiter daselbst gefunden hätten. Die Begierde, sich zu bereichern, machte, daß er sein Gouvernement verließ, um sich in ein Land zu begeben, welches ihm ein noch glänzenderes Glück versprach. Hunger und Durst, die er erdulden mußte, Flüsse und Berge, über die ihn sein Weg führte, hielten ihn nicht ab. Er überstieg alle Hindernisse. Und obgleich viele von seinen Soldaten auf dieser weiten Reise ums Leben gekommen waren, so langte er doch mit einer ziemlichen Anzahl Truppen in Qvito an.

Don Diego d' Almagro, der davon benachrichtigt wurde, und nicht sehr damit zufrieden war, daß sich ein anderer mit ihm in den Raub theilen wollte, ergriff Maaßregeln, um einen Feind zu entfernen, der ihm weit furchtbarer schien, als alle Peruaner. Beyde Partheyen rückten gegen einander ins Feld; da man aber zum Schlagen nicht sehr in Bereitschaft war, so that man einander Friedensvorschläge. Die Unterhandlungen giengen gut von statten, und man verglich sich, daß Don Pedro zwey tausend Mark Goldes bekommen sollte, für die Unkosten, die er gehabt hätte, und daß man den Tractat dem Pizaro zur Genehmigung vorlegen wolle. Man muß gestehen, daß dieser Vergleich für die Indianer sehr nachtheilig war. Was hätte ihnen in der That vortheilhafteres begegnen können, als wenn ihre Feinde einander selbst aufgerieben hätten? Don Diego ließ einen Caciken lebendig verbrennen, der seinen

Posten

Posten verlassen, und sich ins Lager des Alvarado begeben hatte. Man überlege, wie verhaßt ein dergleichen Verfahren die Spanier machen mußte.

Die beyden Armeen, die im Begriffe gewesen waren, sich zu schlagen, vereinigten sich, um mehr als zwölf tausend Indianer anzugreifen, welche von einem alten Capitain des Atabaliba, Namens Qvirqviz, commandirt wurden. Dieses Unternehmen kam die Spanier theuer zu stehen. Vierzehn Soldaten, welche den Feinden in die Hände fielen, wurden die Köpfe herunter geschlagen. Eine größere Anzahl wurde gefährlich verwundet. Die Indianer litten ebenfalls großen Schaden. Da ihr General nicht wußte, was er weiter anfangen sollte, riethen ihm einige seiner Officiere, um Friede zu bitten. Er verwarf diesen Vorschlag mit Abscheu, und drohete jedem mit dem Tode, der ihm weiter ein Wort davon sagen würde. Er wollte sich lieber mit seinen Truppen zurück ziehen, und sich alles gefallen lassen, was ihm begegnen könnte. Da er aber Mangel an Lebensmitteln vermuthete, an den Oertern, wohin er den Rest seiner Soldaten führen wollte, so stellte ihm einer seiner Officiere, Namens Guaypalan, vor, daß es besser wäre, mit den Spaniern zu schlagen, und als beherzte Leute zu sterben, als, wie er wollte, zurück zu kehren, um in einem wüsten Lande Hungers zu sterben. Da der General einem so vernünftigen Rathe nicht folgen wollte, gab ihm Guaypalan mit der Lanze einen Stich in die

Brust,

Brust, und die andern Officiere kamen sogleich mit ihren Aexten und Keulen auch dazu, und hackten ihn in Stücken. Sie ließen sodann die Truppen aus einander gehen, und erlaubten einem jeden, sich hin zu begeben, wohin er wollte. Auf diese Weise befreyeten die Indianer selbst die Spanier von einem ihrer fürchterlichsten Feinde.

Don **Diego** sahe das Glück seines Gesellschafters mit neidischen Augen an. Er konnte sich in seinem Gouvernement bey weiten nicht so bereichern, als **Pizaro** in dem seinigen. Der Wunsch, unter seiner Befehlshaberey auch einen Theil von dem Lande zu haben, wo man Gold im Ueberflusse fand, brachte ihn auf den Vorsatz, sich der Stadt Cusco zu bemächtigen. Diese Unternehmung gelung ihm aber so wenig, daß er nichts als Schimpf und Schande davon hatte. Er und **Pizaro** söhnten sich nochmals mit einander aus, und erneuerten ihr Bündniß unter der Bedingung, daß Don **Diego** einen Zug nach Süden thun sollte, um neue Entdeckungen zu machen, und daß, wenn er ein vortheilhaftes Land entdeckte, man bey Sr. Majestät das Gouvernement für ihn ausbitten wolle; im Fall er aber damit noch nicht zufrieden seyn könnte, so wollten die beyden Gesellschafter die Eroberungen theilen, welche die Spanier unter der Anführung des Franz **Pizaro** gemacht hätten. Dieser neue Vergleich wurde durch die feyerlichsten Schwüre bestätigt.

Don Diego, von zweyhundert Soldaten begleitet, zog aus, in der Absicht, den Ruhm seines Nebenbuhlers zu verdunkeln. Die Verstärkungen, die er noch unterwegens erhielt, vermehrten seine Truppen über die Hälfte, wodurch er sich in den Stand gesetzt sahe, große Projecte auszuführen. Auf einem Marsche von mehr als sechshundert Meilen, hatte er Gelegenheit, verschiedene Eroberungen zu machen, und er kam bis nach Chili. Er und seine Soldaten mußten auf dieser weiten Reise viel ausstehen. Was ihnen am meisten beschwerlich fiel, war die ungemeine Kälte, die sie auf den Gebirgen mit Schnee bedeckt fanden, worüber sie ihren Weg nehmen mußten. Es blieben eine Menge Soldaten und Pferde auf dem Wege liegen, so erstarrt von der Kälte, daß man noch fünf Monate darnach die Körper dieser erfrornen Spanier stehend, an einen Felsen angelehnt, und den Zaum ihrer Pferde in der Hand haltend antraf. Das Fleisch war noch so frisch, als ob sie erst vor ein Paar Stunden gestorben wären.

Während daß Don Diego diese unbekannte Länder durchzog, that Pizaro eine Reise nach Spanien, womit er sehr zufrieden zu seyn Ursache hatte. Der Kaiser Carl V gab ihm den St. Jacobsorden. Er erhielt für seinen Bruder Franz Pizaro ein Gouvernement, und die Ausfertigung zu einem neuen Gouvernement für den Don Diego d'Almagro. Er kehrte hierauf nach Peru zurück, und begab sich nach Cusco, wo er sich neuen Gefahren ausgesetzt sahe.

Ein

Ein indianischer Herr, Namens **Mango**, hatte den Vorsatz gefaßt, alle Spanier auszurotten. Dieser Incas, war erst ins Gefängniß gesetzt worden, weil man etwas von seinen Anschlägen entdeckt hatte, erhielt aber hernach die Erlaubniß, eine Reise zu thun, und machte sich die erhaltene Freyheit gar geschickt zu Nutze. Er brachte Truppen auf die Beine, welche unvermuthet das Schloß zu Cusco überrumpelten. Es kostete den Spaniern viel Mühe, diesen Platz wieder in ihre Hände zu bekommen, vor welchem **Johann Pizaro**, der Bruder des Gouverneurs, einen Wurf mit einem Steine bekam, der ihm den Tod zuzog.

Der Incas griff mit allen seinen Kräften die Stadt Cusco an, belagerte sie länger als acht Monate, und brachte binnen der Zeit viele Spanier ums Leben. Don **Diego d'Almagro**, der gefährlichste Feind des **Pizaro**, ob er gleich sein College war, reiste geschwind von Chili weg, als er von dem Aufruhre der Indianer Nachricht bekam, in der Absicht, sich die Umstände zu Nutze zu machen. Er that dem Incas Vorschläge, versprach, ihm alles zu vergeben, wenn er sein Freund seyn, und ihm in der Absicht beystehen wollte, die er hätte, sich Meister von der Stadt Cusco zu machen. Ist es nicht ärgerlich, einen Spanier einem offenbaren Feinde dergleichen Vorschläge thun zu hören, um nur Gelegenheit zu haben, einen andern Spanier, einen Collegen, aus dem Wege zu räumen, dessen glückliche Unternehmungen dem Vaterlande

so

so nützlich gewesen waren? Don Diego wäre aber bald selbst das Opfer seiner Herrschsucht geworden: denn der Jncas, der sich stellte, als ob er sich auf den Vergleich einlassen wollte, ergriff den Augenblick, da der Spanier nicht auf seiner Hut war, und schlug ihm viele Leute tod.

Da Almagro den traurigen Zustand sahe, in welchen die belagerte Stadt versetzt war, that er den Räthen des Königs den Vorschlag, ihn zum Gouverneur anzunehmen, weil die Grenzen des Gouvernements des Pizaro sich nicht bis nach Cusco erstreckten. Man antwortete ihm, es solle seinem Verlangen Genüge geschehen, wenn er gezeigt haben würde, daß seine Ansprüche gegründet wären; aber es schien nicht leicht, die streitige Sache zu entscheiden. Pizaro behauptete, man müsse das Land gerade aus, und ohne Krümmung, entweder mit einer Schnur, oder nach den Graden der Breite messen. Don Diego aber verlangte, man solle alle Krümmungen mit messen, wie sie entweder an der Seeküste oder auf der Landstraße vorkämen. Nach der ersten Art zu messen, lag Cusco noch im Gouvernement des Pizaro; nach der andern aber gehörte sie ins Gouvernement des Don Diego. Die Waffen mußten über diesen streitigen Punct den Ausspruch thun. Ferdinand Pizaro, der Bruder des Gouverneurs, commandirte in dem Platze. Man sagt, er habe dem Don Diego einen Theil der Stadt eingeräumt, um sich mit seinen Soldaten darinne einzuqvartiren, bis man von dem Gouverneur

Ordre hätte, welcher sich damals in der Stadt de los Reyes befand. D'Almagro griff in der Nacht das Haus des **Ferdinand Pizaro** an. Dieser, und Gonzalez, ein Bruder von ihm, ergriffen die Waffen, und vertheidigten sich mit ihren Bedienten tapfer. Da man aber Feuer am Hause angelegt hatte, und sie sich in Gefahr sahen, zu verbrennen, so war kein anderes Mittel, als daß sie sich ergaben. Don **Diego** ließ sie ins Gefängniß setzen, und würde noch härter mit ihnen verfahren seyn, wenn er dem Rathe einiger seiner Officiere hätte folgen wollen. Da **Mango** erfuhr, was sich zugetragen hatte, entflohe er mit einer guten Anzahl Soldaten auf die rauhesten und unersteiglichsten Gebirge. Der Senat von Cusco sahe sich sodann genöthigt, den Don **Diego** als ihren Gouverneur zu erkennen.

Während daß die Stadt Cusco belagert wurde, schickte **Pizaro** seinem Bruder **Ferdinand** zu verschiedenenmalen Hülfstruppen zu; die Indianer aber lauerten diesen kleinen Corps immer auf dem Wege auf, und hatten nicht viel Mühe, sie auf die Seite zu schaffen. Von allen diesen abgeschickten Truppen kam nicht ein einziger Mann davon. Die nachfolgenden erfuhren nichts von der Niederlage der vorhergegangenen, weil die Indianer sie immer in ein enges und tiefes Thal lockten, wo sie leicht einzusperren waren. Man rollte sodann große Steine, und ganze Felsenstücken herab auf die Spanier, von denen sie zerqvetscht wurden, ohne daß

daß sie sich auf eine oder die andere Weise vertheidigen konnten. Mehr als dreyhundert Reuter kamen auf diese Weise um. Pizaro, von den Kunstgriffen der Feinde unterrichtet, schickte Truppen gegen sie aus. Die Indianer zogen sich in einen festen Ort, zwischen steilen Felsen zusammen, wo sie bald von allen Seiten her eingeschlossen wurden. Sie waren hier so enge zusammen gepreßt, daß sie sich weder rühren noch wenden konnten. Man durfte nur eine Weile Geduld haben, so waren diese Barbaren ohne Rettung verloren; aber Pizaro gab diesen Truppen, ohne daß man weiß warum, Befehl, sich zurück zu ziehen, und befreyete dadurch die Indianer aus einer der größten Gefahren. Diese machten sich den Fehler ihres Feindes zu Nutze, und zogen sich geschwind auf einen hohen Berg, welcher nahe bey der Stadt de los Reyes liegt, und ihnen die Beqvemlichkeit verschaffte, den Feind ohn Unterlaß zu beunruhigen. Man muß gestehen, daß Pizaro bey dieser Gelegenheit nicht viel Klugheit zeigte.

Der Gouverneur von Peru, der die Indianer jetzt ein Volk so kühn angreifen sahe, vor dem sie sonst gezittert hatten, glaubte, alle Spanier in Cusco wären tod, und denen in Chili möchte es wohl nicht besser gegangen seyn. Er schrieb daher an den Vicekönig von Neuspanien, und an alle Gouverneurs von Indien, gab ihnen von seiner Situation Nachricht, und bat um Hülfe. Die Ausdrücke seiner Briefe gaben seine Verlegenheit und Bekümmerniß genugsam

zu verstehen. Alphonsus d' Alvarado führte ihm Truppen zu, welche zu einer andern wichtigen Unternehmung, nemlich zur Entdeckung des Landes der Chacapoyas, bestimmt waren. Dieser Officier wurde, bey seiner Ankunft, zum General-Lieutenant, an die Stelle des Don **Pedro de Lerma**, ernennt, welcher bisher diesen Posten bekleidet hatte. Man wird bald sehen, was diese Erhebung des d' Alvarado für einen Erfolg gehabt habe.

Pizaro, durch Hülfsvölker verstärkt, gab seinen Truppen zu thun, und trug verschiedene Siege über die Indianer davon. Sein neuer General-Lieutenant, dem verschiedene Unternehmungen aufgetragen wurden, zeigte sich des Charakters würdig, zu welchem ihn sein General erhoben hatte; der aber, an dessen Stelle er gekommen war, rächte sich für die vermeynte Beleidigung, und gieng mit einer guten Parthie Soldaten zum Almagro über, welcher sich sodann mehr als jemals im Stande sahe, seine herrschsüchtigen Projecte auszuführen. Der Nebenbuhler des **Pizaro**, der entschlossen war, seine Anfoderungen mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, griff in der That den Alvarado an, schlug seine Truppen, machte ihn zum Gefangenen, und kehrte nach Cusco zurück. Dieser erhaltene Vortheil machte die Partheygänger des Almagro so stolz und verwegen, daß sie öffentlich sagten, die Gebrüder **Pizaro** wären in Peru nichts mehr nütz; der Gouverneur und seine Brüder würden daher sehr wohl thun,

wenn

wenn sie Gouvernements bey den Völkern unter den Wendezirkeln suchten.

Pizaro wußte von allem, was sich zu Cusco zugetragen hatte, noch nichts, und es war ihm gänzlich unbekannt, daß sein Nebenbuhler sich Meister von dieser Stadt und von der Person des Alphonsus gemacht habe. Er bekam von dem allen erst Nachricht, da er auf dem Marsche war, um die Indianer anzugreifen, die er noch mit der Belagerung der Stadt Cusco beschäfftigt glaubte. Man kann sich leicht vorstellen, daß alle diese Begebenheiten, deren er sich gar nicht versehen hatte, ihm den empfindlichsten Verdruß erwecken mußten. Da er nicht daran gedacht hatte, gegen Spanier zu fechten, so kehrte er nach los Reyes zurück, um andere Maaßregeln zu ergreifen. Er schickte einen Officier an den Don Diego ab, und ließ ihm vorstellen, daß ihre Uneinigkeit nothwendig traurige Folgen nach sich ziehen müsse, und daß, wenn der Hof zu Madrid davon benachrichtigt werden sollte, man sie alle beyde zurück rufen, und einen andern an ihre Stelle schicken würde, der sodann die Frucht ihrer Arbeiten genösse. Pizaro verlangte, seine Brüder auf freyen Fuß gestellt zu sehen, und bat den Don Diego, zu Cusco zu bleiben, ohne weiter etwas zu unternehmen, bis man höhere Verordnungen erhalten hätte, welche die Grenzen ihrer Gouvernements genauer bestimmten. Diese Vorschläge schienen sehr vernünftig; Don Diego aber wollte

von keinem Vergleiche hören, und fuhr fort, seine ersten Schritte mit Stolz zu verfolgen.

Pizaro warb seiner Seits auch Truppen an, um sich in Vertheidigungsstand zu setzen, wenn ihn sein Feind etwan angreifen sollte. Er versammelte mehr als siebenhundert Mann, sowohl Infanterie als Cavalerie. Indem er mit diesen Zubereitungen beschäfftigt war, fanden unterdeß sein Bruder **Gonzalez**, und der General-Lieutenant Don **Alphonsus**, welche, wie ich gesagt habe, zu Cusco gefangen saßen, Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entrinnen, und mit mehr als siebzig Mann sich wieder beym **Pizaro** einzufinden. Da Don **Diego** von dieser Entweichung aus der Gefangenschaft, und von der Ueberlegenheit seines Feindes Nachricht bekam, erbot er sich, mit der Gegenpartheyin Unterhandlung zu treten. Es wurde von beyden Seiten ein Mönch zum Schiedsrichter erwählt, welcher den Ausspruch that, daß vor allen Dingen **Ferdinand Pizaro**, welcher noch im Gefängnisse saß, auf freyen Fuß gestellt, die Stadt Cusco dem vorigen Gouverneur wieder eingeräumt, die beyden Armeen von einander abgesondert, und die Soldaten zur Entdeckung irgend eines neuen Landes angewendet werden müßten; daß man ferner Sr. catholischen Majestät von allem, was vorgegangen wäre, Nachricht geben solle, damit Dieselben weiter verordnen und anbefehlen könnten, was Sie zu ihrem Dienste für das Beste hielten. Der Mönch, den man zum Schiedsrichter ernannt hatte, veranlaßte eine Unterredung unter den Häuptern beyder Partheyen.

Nach-

Nachdem Don Diego und Pizaro, als Männer, die einander nicht traueten, zu ihrer Sicherheit die benöthigten Maaßregeln ergriffen hatten, begaben sie sich an den Ort, den man mit einander verabredet hatte, und umarmten sich, da sie zusammen kamen, sehr freundschaftlich. Nach einigen Gesprächen, die auf die Hauptsache keine Beziehung hatten, näherte sich ein Cavalier dem Don Diego, und sagte ihm ins Ohr; „Mein Herr, Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie sich fort machen; ich sage es Ihnen als ein guter Freund.„ D' Almagro setzte sich ohne weitere Untersuchung zu Pferde, ohne etwas ausgemacht zu haben. Nachdem er ins Lager zurück kam, beschwerte er sich über die vermeynte Verrätherey des Pizaro, und wollte nie den Entschuldigungen Gehör geben, die dieser dagegen vorbrachte. Eine unvorsichtige Rede, und die nichts zum Grunde hatte, zerriß also die Conferenzen, durch die der ganze Streit hätte entschieden werden können. Als man den Don Diego zur Abreise fertig sahe, gab man dem Pizaro den Rath, ihn arretiren zu lassen. Die Sache war leicht; aber der Gouvernenr wollte es nicht thun; ein sicherer Beweis, daß er nichts gegen seinen Nebenbuhler im Sinne hatte. Ferdinand Pizaro wurde mit der Bedingung in Freyheit gesetzt, daß sein Bruder ein Schiff liefern sollte, um die Berichte wegen des gegenwärtigen Streites nach Spanien zu schicken. Die beyden Partheyen wurden eins, daß man die Entscheidung des

Hofes abwarten, und in Ruhe leben wolle, ohne etwas einander zum Nachtheile zu unternehmen.

Pizaro erhielt vom Kaiser eine vorläufige Verordnung, kraft welcher die Gouverneurs ein jeder in den Ländern bleiben sollten, die sie erobert hätten, und in denen sie sich zu der Zeit befänden, da ihnen der Befehl des Hofes bekannt gemacht würde. Der Kaiser versprach zugleich, die Hauptsache nächstens nach den Regeln der Gerechtigkeit zu entscheiden. **Pizaro**, welcher nach dieser neuen Verordnung seine Sache gewonnen glaubte, schickte den Befehl des Kaisers an den Don **Diego**. Dieser antwortete, daß er sich genau nach dem richten wolle, was der Kaiser befohlen habe, und daß dem zu Folge er im Besitz des Landes bleiben müsse, das jetzt in seiner Gewalt sey. **Pizaro** erwiederte, Cusco mache einen Theil von seiner Statthalterschaft aus, weil er sich Meister von dieser Stadt gemacht habe, und nur durch Gewalt und Unrecht aus dem Besitze derselben getrieben worden wäre. Er setzte hinzu, daß, wenn Don **Diego** nicht gutwillig nachgeben wollte, man Mittel finden würde, ihn dazu zu zwingen. Diese letztern Worte waren eine offenbare Kriegserklärung. **Almagro** ermangelte auch nicht, seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Er verschanzte sich auf einem hohen Berge, und ließ alle Wege verderben, auf denen man ihm hätte beykommen können. **Ferdinand Pizaro**, eben der, der zu Cusco gefangen gesessen hatte, bekam von seinem Bruder Befehl, den Don **Diego** anzugreifen. Er nahm einen Auftrag mit Freuden an, der ihm Gelegenheit gab,

Fer-

Ferdinand drang mit gewaffneter Hand durch, und stieg in eine Pläne hinab, wo zwischen beyden Partheyen eine blutige Schlacht geliefert wurde. Die Truppen des Pizaro erhielten den Sieg, und Don Diego fiel in die Hände der Feinde. Die Sieger und die Besiegten, die durch den Streit sehr abgemattet waren, hätten leicht von den Indianern geschlagen werden können, wenn diese das Herz gehabt hätten, sie anzugreifen, so wie sie Anfangs Willens waren. Was für Widerwärtigkeiten würden sich die Peruaner erspart haben, wenn sie eine so gute Gelegenheit, sich ihre Unterdrücker vom Halse zu schaffen, genutzt hätten!

Die Partheygänger des Don Diego, welche sehr zahlreich waren, machten einige Versuche, ihn in Freyheit zu setzen. Alle diese Unternehmungen liefen unglücklich für ihn ab. Ferdinand Pizaro sahe ein, daß das Land nie ruhig werden würde, so lange sein Gefangener am Leben wäre. Er beschloß demnach, diesen großen Mann aufzuopfern. Der unglückliche Don Diego wurde als der Urheber aller Unruhen angeklagt und überführt; er wurde beschuldigt, daß er die bürgerlichen Kriege veranlaßt habe, die den Spaniern so viel Blut gekostet hätten; daß er verschiedene Personen ums Leben gebracht habe, die sich seinen herrschsüchtigen Absichten widersetzt hätten; daß er sich der Stadt Cusco bemeistert, auf die er doch keine gegründeten Ansprüche gehabt hätte: für alle diese Freveltaten wurde endlich Don Diego zum Tode verurtheilt. Als er sein Todesurtheil sprechen hörte, suchte er den Ferdinand Pizaro zum Mitleid zu bewegen: „Habet

Ihr es vergessen, sagte er, du und dein Bruder, daß Ihr mir die Hoheit und die Erhebung zu danken habet, zu der Ihr gelanget seyd? Habe ich nicht den größten Theil der Kosten hergegeben, die zur Entdeckung des Landes nöthig waren, von welchen Ihr anjetzt Meister seyd? Und du, der du mich heute zum Tode verurtheilst, erinnere dich, daß du mein Gefangener gewesen bist, daß ich dir die Freyheit gutwillig wieder gegeben habe, ohne auf die Vorstellungen meiner Officiere zu hören, welche mir riethen, dir das Leben zu nehmen. Wenn man dir im Gefängnisse bisweilen übel begegnet ist, so ist es nicht auf meinen Befehl geschehen, und ich habe nie etwas davon gewußt. Das Alter wird mich bald ins Grab bringen: warum willst du mein Leben durch einen schimpflichen Tod abkürzen? — „Sind dieses Reden und Gesinnungen eines beherzten Mannes? antwortete ihm Pizaro. Fasse dich, und zeige mehr Muth. Da du verurtheilt bist, so unterwirf dich dem Willen des Himmels, und stirb mit Standhaftigkeit, wie es einem Spanier, einem Edelmanne und einem guten Christen geziemt. „

Das über den Don Diego gesprochene Urtheil wurde vollzogen, und man schlug ihm den Kopf ab. Man muß gestehen, daß dieser Mann zu großen Unruhen in Peru Anlaß gegeben hatte. Seine Zänkereyen mit dem Pizaro brachten die Spanier mehr als einmal an den Rand des Verderbens, und vielleicht war sein Tod nothwendig, wenn die Eroberung dieses reichen

chen Landes vollendet werden sollte. Aber hatte der, der ihn zum Tode verurtheilte, ein Recht über ihn? Don Diego war eben so viel, als Franz Pizaro; er war, eben wie dieser, mit dem Titel und der Gewalt eines Statthalters bekleidet. Wenn über die Grenzen ihrer Statthalterschaften Streit unter ihnen entstand, kam es da nicht einem Höhern zu, den Ausspruch zu thun? Man wird vielleicht sagen, der Hof zu Madrid habe die Sache zum Vortheile des Pizaro entschieden: aber war diese Entscheidung auch so deutlich, als sie seyn mußte? Und mußte man nicht auf neue Befehle warten, um zu wissen, auf welcher Seite sich Recht oder Unrecht befände?

Ferdinand Pizaro entschloß sich zu einer Reise nach Spanien, um von seinem Verfahren Rechenschaft abzulegen. Verschiedene widerriethen ihm diese Reise, weil man nicht wissen könne, wie der Tod des Don Diego bey Hofe aufgenommen werden würde; aber Ferdinand blieb bey seinem Entschlusse. Vor seiner Abreise rieth er seinem Bruder, dem Statthalter, denen Officieren und Soldaten, die unter dem Almagro gedient hätten, nicht zu viel zu trauen, und sie nicht beysammen zu lassen, damit sich nicht etwan eine Verschwörung wider seine Person anspönne.

Die Spanier machten alle Tage neue Entdeckungen. Sie lernten ein Land kennen, wo eine große Menge Zimmet wuchs, das sie deswegen Canela nannten. Pizaro schickte seinen

Bruder

Bruder Gonzalez dahin, um es einzunehmen. Es ist kaum zu glauben, was die Spanier für Beschwerlichkeiten und Gefahren während ihrer Reise auszustehen hatten. Da sie endlich in das Land kamen, wo der Zimmet wächst, kam ihnen die Lust an, noch weiter zu gehen. Sie durchreiseten unfruchtbare und unbewohnte Gegenden, mußten über große und reissende Ströme, durch dicke Wälder, durch Moräste und Sümpfe hindurch, und über steile Gebirge hinweg. Zween Monate lang hatten sie einen beständigen Regen, so daß binnen dieser Zeit ihre Kleider gar nicht trocken wurden. Die Lebensmittel fiengen an ihnen gänzlich zu fehlen, und sie mußten sich entschließen, ihre Pferde und Hunde zu fressen. Einige waren so ausgehungert, daß sie sich an die Bäume lehnen mußten, bis sie ohnmächtig zur Erde niederfielen, und den Geist aufgaben. General, Officiere und Soldaten waren fast nackend, als sie von diesem beschwerlichen Feldzuge nach Qvito zurück kamen. Von dem beständigen Regen und andern Ungemächlichkeiten dieser Reise waren ihre Kleider beynahe ganz verfault oder zerrissen. Sie hatten den Leib mit Thierhäuten bedeckt, die sie sich so gut als möglich zurecht gemacht hatten. Ihre Degen waren in den Scheiden eingerostet. Ihre Füße, Aerme und Beine waren über und über zerkratzt, von den Dornen und Hecken, durch welche sie hatten kriechen müssen. Sie waren endlich so verfallen, abgezehrt und blaß, daß man sie kaum noch kannte. Die Erzählung alles dessen, was

sie

sie hatten erdulden müssen, würde Thränen auspressen, wenn man nicht wüßte, daß die Spanier so vielen Gefahren blos aus Eigennutz und Geitz Trotz boten.

Don **Diego d'Almagro**, von dessen traurigem Ende ich geredet habe, hinterließ einen Sohn, den er mit einer Indianerinn erzeugt hatte, und der mit dem Vater gleichen Namen führte. Dieser junge Mensch, voll Feuer und Muth, schien nicht geneigt, das Unrecht gelassen zu ertragen, dessen man sich gegen seinen Vater schuldig gemacht hatte. **Juan d'Herrada**, der sein Hofmeister war, unterhielt ihn in diesen rachgierigen Gesinnungen. Beyde wohnten zu los Reyes, und ihr Haus war der Sammelplatz der Anhänger und alten Freunde des unglücklichen **Almagro**. Hier wurde der Entschluß gefaßt, den Statthalter von Peru ihrer Rache aufzuopfern. Die Umstände waren der Ausführung dieses Vorhabens günstig. **Gonzalez** und **Ferdinand Pizaro** waren damals nicht zugegen. Der erstere hatte eben die lange und beschwerliche Reise unternommen, von welcher ich geredet habe; der andere hatte sich nach Spanien begeben, um sich daselbst, wie schon gesagt, zu rechtfertigen. **Franz Pizaro** sahe sich demnach seiner stärksten Stützen beraubt.

Die Anhänger des **Almagro** waren vollkommen einig unter einander, und ihre Anzahl wuchs mit jedem Tage. Sie hatten einen guten Vorrath von Waffen und andern zu ihrer Unternehmung nöthigen Dingen angeschafft.

Man

Man gab dem Statthalter von der Verschwörung Nachricht, die wider ihn angesponnen war; aber er konnte sich nie bereden, daß man so etwas wider ihn im Sinne hätte. „Lasset doch, sagte er, die armen Leute in Ruhe! Sie sind durch ihre schimpfliche Niederlage, durch den allgemeinen Haß, und durch das Elend, das sie unterdrückt, gestraft genug.„ Die Sicherheit des Statthalters machte die Verschwornen noch verwegener. Sie dachten an keine Mäßigung mehr, sondern hatten die Kühnheit, daß sie in der Nacht drey Stricke an einen Galgen banden, von denen der eine nach dem Pallaste des Statthalters, der andere nach dem Hause seines Lieutenants, und der dritte nach der Wohnung seines Secretairs gezogen war. Eine so empfindliche Beleidigung blieb ungestraft; aber die Nachsicht des Pizaro ward ihm endlich sehr nachtheilig.

Die Verschwornen versammelten sich, und beschlossen, ihr Vorhaben je eher je lieber auszuführen. Johann d' Herrera, der einer der vornehmsten Verschwornen war, wollte wissen, was in dem Herzen des Pizaro vorgienge, und besuchte ihn: „Ist es wahr, sagte er zu ihm, daß du die Absicht hast, alle alten Diener des unglücklichen d' Almagro ums Leben zu bringen? Man spricht davon überall. Außerdem dient der Vorrath von Waffen, den man dich alle Tage verstärken sieht, sehr zur Vermehrung unsers Argwohns.„ Der Statthalter versicherte, daß er nie eine solche Absicht gehabt habe,

und

und erklärte, daß die Waffen, die zu Bedenklichkeiten Anlaß gäben, gegen niemand anders, als gegen die Indianer, gebraucht werden sollten. Er überhäufte den spanischen Officier mit Höflichkeiten, und erbot sich zu allen Gefälligkeiten.

Nach dieser Unterredung kehrte **Herrera** wieder zurück, und brachte seinen Mitverschwornen die Nachricht, daß sich der Statthalter gar nichts Böses versähe, und daß man alles wagen könne. Die Verschwornen setzten einen Tag zur Ausführung fest, und giengen sodann aus einander. Einer von ihnen, der ein empfindliches Gewissen hatte, bekannte alles, was man vornehmen wollte, in der Beichte. Der Beichtvater gab dem **Pizaro** sogleich davon Nachricht. „Das ist gar nicht möglich, rief der Statthalter; **Herera** ist vor einigen Tagen bey mir gewesen, und hat gar nicht so mit mir gesprochen, daß ich einigen Argwohn haben könnte. Vermuthlich will der, der mir dieses vermeynte Geheimniß verräth, sich eine Gnade bey mir ausbitten, und glaubt durch eine solche Nachricht mich für sich um soviel mehr einzunehmen.„ Der Lieutenant des Statthalters suchte gleichfalls seinen General sicher zu machen, indem er ihm sagte, es wäre gewiß kein Spanier, der es wagte, sich zu empören, in einer Stadt, wo sein Ansehen so befestiget wäre. Alle diese Versicherungen machten indeß den **Pizaro** nicht ganz ruhig; er ergriff aber auch keine Maaßregeln zur Sicherheit seiner Person.

An

An dem zur Ausführung bestimmten Tage zogen zehn bis zwölf Mann, unter der Anführung des **Herrera**, am hellen Mittage, mitten durch die Stadt, trugen die bloßen Degen in den Händen, und schrien in allen Gassen. „Es sterbe der Tyrann, der den *) Richter hat ums Leben bringen lassen, den Se. Majestät hieher geschickt hatten!„ Die Dunkelheit der Nacht schien zur Ausführung eines solchen Vorhabens beqvemer, als der helle Tag; aber die Verschwornen wollten alles am Tage thun, um die Leute glaubend zu machen, daß ihre Parthey beträchtlich sey, und die Einwohner abzuschrecken, daß sie sich nicht empörten. Sie begaben sich in den Pallast des Statthalters. Einer von ihnen stellte sich mit bloßem und blutigen Degen an die Thüre, und schrie: „der Tyrann ist tod!„ Dieses that die Wirkung, welche die Verschwornen vermuthet hatten; denn einige, die dem **Pizaro** zu Hülfe kommen wollten, kehrten wieder um, da sie von seinem Tode hörten, weil sie die Sache für verloren hielten. **Herrera** begab sich indeß in das Zimmer des Statthalters. Dieser befahl sogleich, alle Thüren zu verschließen; aber der Bediente, der diesen Befehl erhielt, war so erschrocken, daß er gerade das unterließ, was er thun sollte. Er lief die Treppe hinunter, und fragte, was der Lärm bedeuten sollte; man antwortete ihm mit einigen Stichen, von denen er tod niederfiel.

Die

*) Don Diego war zum Präsidenten von Peru ernennt worden.

Die Verschwornen drangen in den Saal. Einige Spanier, die sich allhier befanden, sprangen zum Fenster hinaus. Der Statthalter war indeß noch in seinem Zimmer, und machte sich mit seinem Stiefbruder, Franz Martin von Alcantara, und zween starken Pagen, zur Gegenwehr geschickt. Pizaro, der nicht Zeit gehabt hatte, seinen Harnisch anzulegen, trat blos mit dem Degen in die Thüre seines Zimmers, wo er, und die, die bey ihm waren, sich so tapfer vertheidigten, daß es den Verschwornen nicht möglich war, ins Zimmer zu kommen. „Frisch, mein Bruder! rief der Statthalter; wir müssen keinen von diesen Verräthern leben lassen;„ aber Franz Martin wurde fast in eben dem Augenblicke getödtet. Einer von den Pagen trat an seinen Platz. Da die Verschwornen diese hartnäckige Vertheidigung sahen, und befürchteten, man möchte dem Statthalter zu Hülfe kommen, glaubten sie, daß es Zeit sey, alle Kräfte anzuwenden. Einer von dem Haufen, der am besten bewaffnet war, stürzte sich in die Thüre, und erleichterte den andern das Eindringen. Alle fielen nun über den Pizaro her, der endlich, da er für Müdigkeit sich nicht länger wehren konnte, unter dem Schwerdte seiner Feinde zu Boden fiel. Die beyden Pagen, die an der Seite ihres Herrn fochten, kamen ebenfalls ums Leben. Vier von den Verschwornen blieben bey dieser Gelegenheit auf dem Platze, und noch mehrere wurden verwundet.

Als die Nachricht von dieser Begebenheit sich in der Stadt verbreitete, erklärten sich mehr als zweyhundert Personen für den jungen Don **Diego d' Almagro.** Man setzte ihn auf ein Pferd, führte ihn in der Stadt herum, und rief vor ihm her, daß er der einzige Statthalter von Peru sey. Das Haus des **Pizaro** wurde geplündert, und man ermordete unbarmherziger Weise noch verschiedene Personen, von denen man wußte, daß sie ihm ergeben waren. Es war ein sehr rührender Anblick, das Weinen und Flehen der Weiber und Kinder zu sehen, welche die Verschwornen ums Leben brachten.

Der Körper des Statthalters wurde in die Kirche geschleppt, und niemand wagte es, ihm die letzte Pflicht zu erweisen. Einer von seinen alten Bedienten erhielt endlich die Erlaubniß, ihn zu begraben, aber ohne alle Ceremonien. Dieß war das Schicksal des **Franz Pizaro**, der von einem gemeinen Edelmanne zu einer Stufe der Hoheit gelangt war, wo er sich gewissermassen den größten Königen gleich schätzen konnte. Nachdem er sein ganzes Vermögen an ein Unternehmen gewendet hatte, das im Anfange verwegen schien, aber endlich durch den Ausgang gerechtfertigt wurde, befand er sich auf einmal im Besitze unermeßlicher Schätze, die er mit einer Großmuth ohne Beyspiel, auch andern mittheilte. Von allen diesen Gütern kam nichts auf seine Nachkommen. Gewissen römischen Feldherrn gleich, welche auf gemeine Kosten der Republik begraben werden mußten, wurde

er

er von einem seiner Bedienten zur Erde bestattet, welcher selbst die Kosten dazu hergeben mußte. Dieser Mann, der eine so glänzende Rolle gespielt hatte, und der in einem Lande, wo er unumschränkt gebot, die Person seines Herrn vorstellte, wurde am hellen Tage, von einigen Verschwornen, mitten in einer Stadt ermordet, in welcher alle Einwohner Creaturen, Diener, Anverwandte, Freunde oder Soldaten von ihm waren. Er hatte sie alle mit Wohlthaten überhäuft, und keiner kam ihm zu Hülfe, die in seinem Hause waren, flohen und verließen ihn. Sein Lieutenant, der ihm vor allen andern hätte beystehen sollen, sahe nur, daß er mit dem Leben davon kam, und sprang zum Fenster hinaus. Aber Pizaro war auch selbst am meisten an seinem Unglücke Schuld, weil er nicht alle die Vorsicht brauchte, die ihm die Klugheit an die Hand gab. Sein Tod trug sich den 6ten Junius, im J. 1541 zu.

Franz Pizaro war von gesunder und starker Leibesconstitution, welches ihn in den Stand setzte, alle Beschwerlichkeiten zu ertragen, die mit seinem Unternehmen unzertrennlich verbunden waren. Er verstund das Kriegshandwerk vollkommen; in allen andern Dingen aber war er äußerst unwissend, denn er konnte weder lesen noch schreiben. Er hatte eine große Seele, die voll weitaussehender Anschläge war. Sein Muth war seinem Stolze gleich. Obgleich seine Erziehung sehr war vernachläßigt worden, so besaß er doch einen guten natürlichen Verstand,

und urtheilte von den vorkommenden Dingen sehr richtig. Niemand war großmüthiger, als er. Er kam den Bitten zuvor, und wußte kein größer Vergnügen, als wenn er sich jemanden verbindlich machen konnte. Da Stolz und Eitelkeit nicht der Grund seiner Großmuth waren, so konnte er auch nicht leiden, daß viel davon geredet wurde. Nie verdiente ein Herr die Ergebenheit seiner Diener so sehr. Man sahe ihn eines Tages sein Leben in Gefahr setzen, um einen seiner Bedienten zu retten. Er sprang nemlich in einen sehr tiefen und reissenden Fluß, in welchem einer von seinen Bedienten zu ertrinken in Gefahr war. Sein Aeußerliches hatte nichts prächtiges, und er war stets sehr simpel gekleidet. Ich erwähne nichts von seiner Mäßigkeit, welche ungemein war, da es eine sehr gewöhnliche Tugend der Spanier ist. Er liebte sehr die Spiele, die den Leib üben, besonders das Ballspiel. Wenig junge Leute waren im Stande, so lange auszuhalten, als er. Er spielte ohne Unterschied mit allen, und konnte es nicht leiden, wenn man ihm bey diesen Gelegenheiten vorzügliche Ehre erweisen wollte. So schob er bisweilen mit gemeinen Soldaten, mit Matrosen und Handwerksleuten Kegel, und ließ es nicht geschehen, daß sie ihm die Kugel aufhoben. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Charakter eines solchen Mannes von Natur zur Sanftmuth, Gütigkeit und Umgänglichkeit gemacht seyn mußte. Er besuchte ohne Ceremonie seine Mitbürger, und blieb als ein guter Freund

bey

bey dem ersten dem besten zu Tische, der ihn bat. Ob er gleich das Frauenzimmer liebte, so machte er sich doch an keine Spanierinnen, weil er die Empfindlichkeit der Männer in diesem Puncte kannte; er hielt sich aber mit Indianerinnen dafür schadlos. Eine Schwester des Prinzen Atabaliba war eine seiner vornehmsten Maitressen, und er hatte Kinder von ihr. Man muß diese Schwachheit einem Manne zu gute halten, der nicht verheyrathet war. Die Dienste, die er dem Kaiser, seinem Herrn, leistete, wurden mit dem Titel eines Marqvis, mit der Würde eines Statthalters, und mit dem Orden des heil. Jacob belohnt.

Nachdem der junge Don Diego d'Almagro sich Meister von der Stadt los Reyes gemacht, und die alten Rathsherrn abgesetzt hatte, um seine Creaturen an ihre Stelle zu setzen, welche in seinem Namen das Recht sprechen sollten, gleich als ob er der gebietende Herr vom Lande wäre, so ernannte er auch für die Truppen Officiere, die ihn in seiner angemaßten Würde unterstützen sollten. Eine Menge Landstreicher begaben sich unter seine Fahnen, in Hoffnung, daß es öfters was zu plündern geben würde. Don Diego bemächtigte sich sodann der Einkünfte, die dem Kaiser gehörten, und aller Güter derer, die ums Leben gebracht, oder abwesend waren. Einigen von seinen Leuten, die dieses Verfahren nicht billigten, ließ er die Köpfe abschlagen.

Alphonsus d' Alvarado, welcher in der Provinz Chacapoyas commandirte, und den Don Diego als einen Rebellen ansahe, wollte nie den Vorschlägen Gehör geben, die ihm dieser vermeynte Statthalter that, sondern setzte sich in Vertheidigungsstand, wenn man etwan Lust bekäme, ihn anzugreifen. Don Diego schickte wirklich Truppen gegen ihn, die, da sie sonst nichts ausrichten konnten, sich an drey feindlichen Officieren rächten, und ihnen die Köpfe abschlagen ließen.

Don Diego schickte hierauf Deputirte nach Cusco, um sich allda als Statthalter erkennen zu lassen. Der Rath dieser Stadt, der nur Zeit gewinnen wollte, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, antwortete, es müßten andere Deputirte, mit weitläuftigern und bestimmtern Vollmachten geschickt werden, um die Sache mit ihnen auf einen dauerhaften Fuß zu setzen. Die Abgeordneten zogen daher wieder ab, und man überlegte nun, was man unter gegenwärtigen Umständen für eine Parthey zu ergreifen habe. Es wurde beschlossen, alle benachbarten Provinzen um Beystand anzugehen. Der Capitain, Pedro Alvarez Holguin, der einen Zug gegen die Indianer mit mehr als hundert Mann vorhatte, wurde gebeten, der Stadt Cusco zu Hülfe zu kommen, und man trug ihm das Obercommando auf. Pedro Alvarez nahm diesen Auftrag an, und kündigte dem Don Diego den Krieg an. In kurzer

Zeit

Zeit belief sich die Anzahl der Soldaten, die er unter seinem Commando hatte, auf dreyhundert und funfzig Mann zu Fuß und zu Pferde. Da ihm aber sein Feind an Kräften weit überlegen war, als welcher über achthundert Mann hatte, so beschloß er, sich mit dem Alphonsus d'Alvarado zu vereinigen, weil er hoffte, daß während dem Marsche alle vormaligen Anhänger des Pizaro sich zu ihm schlagen, und die Zahl seiner Truppen vermehren helfen würden. Er setzte sich in Marsch, nachdem er eine hinlängliche Anzahl Truppen zur Besatzung in Cusco gelassen hatte. Don Diego zog gleichfalls von los Reyes aus, um seinem Feinde entgegen zu gehen; vor seiner Abreise aber ließ er den Secretair des Pizaro den Kopf abschlagen, nachdem er ihn vorher auf die Tortur hatte bringen lassen, um ihm das Geständniß abzuzwingen, wo sein Herr seine Schätze verborgen habe. Die Kinder des unglücklichen Pizaro wurden aus einer Stadt verjagt, in welcher ihr Vater so lange als unumschränkter Herr zu gebieten gehabt hatte.

Die beyden Armeen, die einander aufsuchten, stießen bald zusammen. Da aber Alvarez sahe, daß die Truppen der Feinde noch einmal so stark waren, als die seinigen, bediente er sich der List, um sich aus der Gefahr heraus zu ziehen, in welche er sich unvorsichtiger Weise gestürzt hatte. Er schickte während der Nacht ohngefähr zwanzig Reuter ab, mit dem Befehl,

einige Soldaten aus dem Lager des Don Diego zu holen. Man bekam ihrer drey, von denen zwey aufgehenkt wurden. Dem dritten versprach Alvarez nicht allein das Leben und die Freyheit, sondern auch eine beträchtliche Summe Geldes, wenn er zur Armee des Don Diego zurück kehren, und seine Freunde benachrichtigen wolle, daß er in der folgenden Nacht das Lager auf dem rechten Flügel angreifen würde. In Hoffnung ansehnlicher Vortheile, versprach der Soldat alles, was man verlangte, und begab sich wieder nach dem Lager. Da ihn Don Diego kommen sahe, und wußte, daß die andern beyde gehangen worden waren, vermuthete er, daß etwas dahinter stecken müsse. Er ließ den Soldaten auf die Tortur bringen, und dieser bekannte, was man von ihm verlangt hätte. Nach der Aussage dieses Spions glaubte Don Diego wirklich, daß man ihn angreifen würde. Er machte sich demnach zum Empfange der Feinde gefaßt, und stellte den größten Theil der Truppen auf die Seite, von welcher man ihn anzufallen gesagt hatte. Pedro Alvarez brach in der Nacht sein Lager ab, und setzte seine Truppen in Sicherheit. Don Diego, der sich betrogen sahe, setzte ihm nach; da er aber vernahm, daß Alvaredo noch zur feindlichen Armee gestoßen wäre, kehrte er nach Cusco zurück, sehr ärgerlich darüber, daß ihm ein gehoffter Sieg aus den Händen entwischt war. Sein alter Hofmeister, Don Juan d' Herrada, starb auf dem Wege.

Der

Der Licentiat, Vaca de Castro, den der spanische Hof nach Peru geschickt hatte, um wegen des Todes des alten Don Diego d' Almagro Erkundigung einzuziehen, kam nach vieler Mühe und Beschwerlichkeiten in diesem Theile der neuen Welt an. Er brachte ein Breve mit, kraft dessen er, wenn etwan Franz Pizaro während seiner Reise nach Peru verstürbe, die Statthalterschaft des ganzen Landes übernehmen sollte, bis Se. Majestät andere Verfügung träfen. Diesem Breve zu Folge erkannten ihn Alvarez und Alvarado als Statthalter. Sie übergaben ihm alle Kennzeichen ihrer Gewalt, als er in ihr Lager kam; er gab sie ihnen aber wieder zurück, und behielt für sich nichts, als die königliche Fahne. Er schickte hierauf die beyden Feldherrn nach verschiedenen Gegenden ab, und zeigte so viel Klugheit und Geschicklichkeit, als ob er sich sein ganzes Leben hindurch mit den Waffen beschäfftigt hätte.

Don Diego, der nach Cusco zurück gekehrt war, und wohl sahe, daß ihn Vaca de Castro daselbst nicht lange ruhig lassen würde, fieng an sich zu rüsten, um sich gegen die Unternehmungen des neuen Statthalters zu vertheidigen. Während daß er damit beschäfftigt war, entstand ein heftiger Streit zwischen zween seiner Officiere, von denen der eine Garcias d'Alvarado, und der andere Christoval de Soleto hieß. Sie foderten einander heraus, und Christoval blieb im Zweykampfe. Garcias, der wohl einsahe, daß der Tod seines Feindes ihm

mit der Zeit von Seiten des Don **Diego** Verdruß zuziehen würde, war nicht allein auf seine Erhaltung bedacht, sondern suchte auch den aus dem Wege zu räumen, vor dessen Rache er sich zu fürchten hatte. Die Mittel, die er zur Ausführung seines Vorhabens anwandte, beschleunigten seinen Untergang. Er bat eines Tages den Don **Diego** zu Gaste, in der Absicht, ihn bey der Tafel zu ermorden. **D'Almagro**, der wohl merkte, worauf es angefangen sey, entschuldigte, sich mit einer Unpäßlichkeit, die ihn verhinderte, zu kommen, und unterdeß versteckte er einige Personen neben seinem Zimmer, weil er voraus sahe, was weiter geschehen würde. Garcias, der seinen Plan nicht vergebens gemacht haben wollte, begab sich wirklich zum Don **Diego**, und sagte zu ihm, da er ihn auf einem Ruhebette fand: „Ich hoffe, mein Herr, daß Eure Unpäßlichkeit nicht viel zu bedeuten habe. Thuet Euch ein wenig Gewalt an; stehet auf, Euch ein Vergnügen zu machen, das wird Eurer Gesundheit sehr zuträglich seyn. Ihr könnet bey mir so wenig essen, als Ihr wollet; aber unterdeß haben wir doch das Vergnügen, Euch an meiner Tafel zu sehen. — „Nun, ich muß doch wohl kommen, antwortete Don **Diego**, weil Ihr mich so sehr bittet.„ Er stand sogleich auf, und wollte gehen. Die Leute, die er versteckt hatte, traten in diesem Augenblicke ins Zimmer, und stachen auf den Garcias los, bis er tod zu Boden fiel. Don Diego selbst brachte ihm den ersten Stich bey. Die Nachricht von dieser

Bege-

Begebenheit breitete sich in der Stadt aus, und
beynahe wäre darüber ein Aufruhr entstanden,
welcher gefährliche Folgen hätte haben können:
Don Diego aber fand Mittel, den Tumult zu
stillen, und um seinen Truppen zu thun zu ge-
ben, ließ er sie gegen den neuen Statthalter von
Peru marschiren.

Vaca de Castro hatte eine Reise nach los
Reyes gethan, allwo er eine Armee von sieben-
hundert Mann versammelte. Als er mit allen
Zurüstungen fertig war, stellte er sich ins Feld,
um den Don Diego anzugreifen. Ehe er die
Feinde erreichte, schrieb er an ihren Anführer,
und foderte ihn zu seiner Pflicht auf, weil er
ihn sonst als einen rebellischen Unterthan, und
als einen Majestätsbeleidiger ansehen würde.
Die Antwort, die er auf seinen Brief erhielt,
sagte ihm, es sey nichts durch Unterhandlungen
zu gewinnen, sondern er müsse es auf den Aus-
schlag der Waffen ankommen lassen. Vaca de
Castro machte demnach Anstalten zur Schlacht.
Er ließ seine Truppen anrücken, und redete sie
mit folgenden Worten an: „Geliebte Soldaten,
das Schicksal von Peru ist in euern Händen,
und hängt von eurem Muthe ab. Wir können
dem Tode nicht entgehen, wenn wir überwun-
den werden; wenn ihr aber den Sieg davon tra-
get, so werdet ihr, außer dem wichtigen Dienste,
den ihr unserm Könige leistet, noch andere sehr
große Vortheile davon haben; weil ihr im Be-
sitz aller eurer Güter bleiben, und sie noch leicht
mit andern und weit ansehnlichern vermehren
werdet:

werdet: denn Se. Majestät, der König, wünscht nichts so sehr, als seine Wohlthaten denen zuflies-sen zu lassen, die ihm getreulich dienen. Uebrigens ist keiner langen Rede vonnöthen, um euch zu eurer Pflicht zu ermuntern: Ich rede mit Leuten, die Ehre im Leibe haben, und mit Soldaten, deren Beyspiele ich lieber folgen will, als ihnen ein Beyspiel geben. Um euch zu zeigen, daß ich der Nachahmer eurer Tapferkeit seyn werde, will ich vor euch her marschiren, und die erste Lanze brechen.„ Die Soldaten antworteten, daß sie alle bereit wären, auch den letzten Blutstropfen zu vergießen, um ihrem Herrn, und dem Ruhme der Nation, getreu gedient zu haben.

Die Officiere baten ihren General, im Hintertreffen zu bleiben, und ein Leben, wovon das Glück der Armee abhienge, nicht leichtsinnig in Gefahr zu setzen. Vaca de Castro gab ihren Bitten Gehör, und entschloß sich, die Schlacht zu liefern, ob es gleich schon hoch am Tage war. Die beyden Armeen machten gegen einander mit dem groben Geschütz den Anfang, und das Feuer war auf einer und der andern Seite ungemein stark. Sie wurden sodann handgemein, und fochten mit vieler Hartnäckigkeit. Der Sieg erklärte sich für die Parthey, die das meiste Recht auf ihrer Seite hatte. Die Truppen des Don Diego wurden genöthigt, die Flucht zu ergreifen, nachdem sie viel Volks auf dem Platze gelassen hatten. Einige Officiere wurden so bestürzt und rasend, da sie ihre Soldaten ausreißen

sahen,

sahen, daß sie sich als Verzweifelte unter die Feinde stürzten, links und rechts um sich schlugen, und mit vollem Halse schrien: Ich bins, ich habe den Pizaro ermordet! Sie fuhren mit diesem Geschrey so lange fort, bis man sie in Stücken gehauen hatte. Eine große Menge der Flüchtigen wurde von den Indianern erschlagen. Don Diego kehrte nach Cusco zurück, wo ihn sein Lieutenant in Verhaft nahm. So endigte sich die Gewalt und die Statthalterschaft dieses Rebellen, der zuvor Herr und Befehlshaber von Peru gewesen war, jetzt aber sich in ein enges Gefängniß eingesperrt sahe, und noch dazu von denen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Die Schlacht, von der wir geredet haben, wurde den 16ten September 1542 an einem Orte, Chupas genannt, geliefert. Die Zahl der Todten und Verwundeten belief sich auf beyden Seiten ohngefähr auf dreyhundert Mann, welches nach Beschaffenheit beyder Armeen schon viel war. Die Sieger hatten mehr Leute verloren, als die Besiegten.

Es gieng ein großer Theil der Nacht hin, ehe man die siegende Armee wieder zusammen bringen konnte, weil die Soldaten ins Plündern gerathen waren. Vaca de Castro ließ einigen Gefangenen, die an dem Tode des Pizaro Antheil gehabt hatten, die Köpfe abschlagen; andere wurden eben dieser Ursache wegen gehangen. Die Zahl derer, die auf diese Weise hingerichtet wurden, belief sich beynahe auf sechzig Personen. Der Statthalter begab sich hierauf nach

Cusco, wo man die Sache des Don Diego vor
nahm. Auch dieser beschloß sein Leben unte
den Händen des Scharfrichters; aber seine Em
pörung verdiente auch eine solche Strafe. Ma
muß ihn indeß doch beklagen: denn, außer dem
daß er große Eigenschaften besaß, würde er si
auch wohl nie strafbar gemacht haben, wen
er nicht den Tod seines Vaters hätte räche
wollen.

Nachdem der Friede in Peru wieder herge
stellt war, und Vaca de Castro nichts hatte
womit er seine Truppen belohnen konnte, ent
schloß er sich, sie mit neuen Eroberungen zu be
schäfftigen, um ihnen Gelegenheit zu verschaf
fen, sich etwas zu erwerben. Er blieb beynah
zwey Jahre zu Cusco, und beschäfftigte sich ledig
lich mit der Einrichtung seiner Statthalterschaft
Man entdeckte damals in der Nachbarschaft de
Stadt verschiedene Goldgruben, welche sehr er
giebig waren. Man nahm Indianer dazu, die
ses kostbare Metall aus den Eingeweiden der
Erde zu graben, und man gieng mit ihnen nicht
anders um, als mit elenden Sclaven. Das
harte Verfahren gegen sie, erregte das Mitleid
einiger Mönche, die sich nach Spanien bega
ben, um den Kaiser von den Grausamkeiten zu
benachrichtigen, die man gegen die Einwohner
der neuen Welt begieng. Se. Majestät woll-
ten diesen Ausschweifungen Einhalt thun, und
ernannten einen Vicekönig, welcher mit neuen
Verordnungen dahin geschickt wurde. Dieser
Vicekönig war Blasco Nugnez Vela, ein
recht-

rechtschaffener und verständiger Mann, der sich durch nichts irre machen ließ, wenn er der Gerechtigkeit Genüge leisten sollte. Er nahm alle, die er zu Gehülfen in seinem obrigkeitlichen Amte nöthig hatte, von Madrid mit, und langte mit ihnen in Peru an. Er stieg im Hafen zu Tumbez aus, machte die vom Hofe mitgebrachten Verordnungen bekannt, und drang darauf, daß alles genau beobachtet werden mußte.

Nach der neuen Verordnung konnte kein Indianer gezwungen werden, in den Goldgruben zu arbeiten, oder Perlen zu fischen. Es wurde verboten, sie zu Lastträgern zu brauchen, außer bey gewissen Gelegenheiten, wo man ihrer Hülfe nicht entbehren könnte. Es wurde befohlen, ihnen ihre Arbeit zu bezahlen, und die Abgaben, die sie an die Spanier zu entrichten hätten, wurden festgesetzt. Die Sclaven wurden durch den Tod ihrer Herrn in Freyheit gesetzt, und man ließ auch die wieder frey, die von den Bischöfen, den Mönchen, den Statthaltern und andern Dienern des Königs zu Sclaven waren gemacht worden. Diese Verordnung erregte viel Murren; denn sie legte der Habsucht der Spanier einen beschwerlichen Zaum an. Man nahm ihnen die Gelegenheit, sich zu bereichern, indem man ihnen verbot, die Indianer zu zwingen, sich lebendig zu begraben, um das Gold im Schooße der Erde aufzusuchen. Man wollte dem Vicekönige Vorstellung thun; aber er war unerbittlich, und wollte die Befehle des Königs nach der größten Strenge beobachtet haben.

Die

Die Gemüther wurden hitzig, daß man auch dem Statthalter rieth, gegen die neuen Verordnungen zu protestiren, und den Nugnez nicht als Vicekönig zu erkennen, weil seine allzu große Strenge ihn unwürdig gemacht hätte, in Peru zu befehlen. **Vaca de Castro** suchte, so viel ihm möglich war, den Saamen des Aufruhrs zu ersticken, und erklärte sich, daß er Sr. kaiserlichen Majestät in allen Stücken gehorchen wolle. Er legte die Würde eines Statthalters nieder, da ihm die Ernennung des Vicekönigs bekannt gemacht wurde.

Nugnez de Vela begab sich nach Lima, welches eben die Stadt ist, die die Spanier los Reyes nannten, wo er sich gar bald von dem allgemeinen Mißvergnügen überzeugen konnte. Den Tag nach seiner Ankunft ließ er den **Vaca de Castro** ins öffentliche Gefängniß setzen, weil er ihn als den Urheber aller aufrührischen Bewegungen in Verdacht hatte. Die Vornehmsten der Stadt stellten dem Vicekönige vor, ein Mann, der Statthalter in Peru gewesen sey, verdiene mehr Achtung, und könne nicht auf eine so schimpfliche Art behandelt werden. Alles, was diese Vorstellungen wirkten, war, daß man den **Vaca de Castro** in ein anständigeres Gefängniß brachte. Die Einwohner von Lima, die mit einem so harten Verfahren gar nicht zufrieden waren, hielten geheime Zusammenkünfte, welche nothwendig schlimme Folgen nach sich ziehen mußten. Viele von ihnen begaben sich aus

der

der Stadt hinweg, und giengen nach Cusco, wo der Vicekönig nicht war erkannnt worden.

Da unter der Zeit Gonzalez Pizaro, der seinen Sitz in einer Provinz von Peru aufgeschlagen hatte, von allem Nachricht bekam, was in Lima vorgieng, faßte er den Entschluß, nach Cusco zu gehen, in der Hoffnung, daselbst während den Unruhen, womit das Land bedrohet wurde, eine große Rolle zu spielen. Man schrieb ihm verschiedene Briefe, um ihn zu bewegen, daß er seinen Landesleuten zu Hülfe käme, die unter der Tyranney eines grausamen Unterdrückers seufzeten. Es war so viel nicht einmal nöthig, um einen Mann aufrührisch zu machen, der von Natur herrschsüchtig war, und nichts so sehr wünschte, als Statthalter von Peru zu seyn. Gonzalez brachte eine ansehnliche Summe Geldes zusammen, und begab sich, in Begleitung von zwanzig Personen, nach Cusco. Alle Einwohner der Stadt kamen ihm entgegen, und empfiengen ihn mit großen Freudenbezeugungen. Man trug ihm das Commando auf, und setzte ihn in den Stand, sich gegen die Unternehmungen des Vicekönigs zu schützen.

Dieser fuhr fort, sich verhaßt zu machen. Eines Tages fand er an der Mauer eines Palasts folgende Worte angeschrieben: „Wenn sich jemand untersteht, mir meine Güter zu nehmen, so werde ich ihm dafür das Leben nehmen.„ Ein Officier, Namens Anton de Solar, gerieth in Verdacht, daß er es geschrieben habe. Der Vicekönig wollte ihn auf der Stelle henken

lassen, und hätte es wirklich gethan, wenn dieser Officier nicht wichtige Männer zu Vorsprechern bekommen hätte, welche es so weit brachten, daß die Execution bis auf den folgenden Tag aufgeschoben werden sollte. Der Zorn des Vicekönigs wurde indeß besänftigt, und **Solar** kam mit einer Gefängnißstrafe davon. Die Auditors, oder Unterrichter, setzten ihn einige Zeit darnach wieder in Freyheit, da sie sahen, daß keine gerichtliche Untersuchung seinethalben war angestellt worden. Den Vicekönig, der gar nicht darum war gefragt worden, verdroß dieses eigenmächtige Verfahren; aber sie spielten diesen Possen gern einem Manne, der sich das Recht anmaßte, Todesurtheile vollziehen zu lassen, ohne die geringste gerichtliche Formalität dabey zu beobachten.

Gonzalez Pizaro fuhr mit seinen Anstalten immer fort. Er kaufte zwey Schiffe, um sich ihrer in dem Kriege, den er zu führen gedachte, zu bedienen: man fand aber Mittel, sie ihm wegzunehmen, und in den Hafen zu Lima zu führen. Dieser Verlust war ihm sehr empfindlich. Nachdem er Truppen geworben, und in allem die schicklichsten Maaßregeln ergriffen hatte, versammelte er seine Truppen, und hielt folgende Anrede an sie: „Ihr wisset, daß meine Brüder und ich dieses Land erobert, und es der Herrschaft Sr. Majestät unterworfen haben. Was hat es uns nicht gekostet, um Peru unter spanische Bothmäßigkeit zu bringen? Wir haben unsere Güter, unsere Ruhe und unser Leben auf-

aufgeopfert. Ich hatte Ursache, zu vermuthen, daß, nach dem Tode des **Franz Pizaro**, die Statthalterschaft dieses Theils der neuen Welt nicht von unserer Familie kommen würde, den Vergleichen und Versprechungen zu Folge, die uns seit dem Anfange unsers Unternehmens gemacht wurden; aber anstatt uns mit einem Platze zu begünstigen, den wir so sehr verdienen, schickt man einen harten, unerbittlichen und grausamen Mann hieher, der weiter nichts sucht, als uns um alles zu bringen, was wir haben. Harte und beleidigende Worte sind alles, was man vom Vicekönige zur Antwort bekömmt. Breitet dieser blutdürstige Mann nicht allenthalben aus, daß er mir den Kopf wolle abschlagen lassen? Die Dienste, die ich meinem Herrn geleistet habe, sollten doch wohl eine andere Belohnung verdienen. Da ich aber das Opfer des Tyrannen nicht seyn will, so habe ich mich entschlossen, nach Lima zu gehen, und meine Bittschrift wegen der Verordnungen dem königlichen Gerichte zu übergeben. Man wird sodann Deputirte an den Kaiser schicken, um ihm von der traurigen Verfassung, in welcher sich jetzt Peru befindet, Nachricht zu geben, und ihn um schleunige Abstellung aller Mißbräuche zu ersuchen. Wenn ich mit Truppen marschire, so geschiehet es nur, um mein Leben in Sicherheit zu setzen. Ich kenne die Gewaltthätigkeiten des Vicekönigs: ist es nicht billig, gegen einen Mann von dieser Gemüthsart Vorsicht zu gebrauchen? Ich bitte euch demnach, werthgeschätzte Soldaten,

mich auf meiner Reise zu begleiten, und unterwegens die beste Mannszucht zu beobachten. Ihr könnet auf meine Erkenntlichkeit rechnen. Nie werde ich die Dienste vergessen, die ich von euch bey dieser Gelegenheit erwarte.„

Die Rede des Gonzalez machte den Soldaten Muth, daß sie versprachen, sich für ihren General mit Freuden aufzuopfern. Indeß waren doch einige darunter, die, nachdem sie anfänglich seine Parthey ergriffen hatten, dieselbe wieder verließen, um sich unter die Fahnen des Vicekönigs zu begeben. Diese Verlassung konnte schlimme Folgen haben; aber einige Tage darnach hatte Pizaro das Vergnügen, daß er einige Officiere, mit ihren Soldaten, in sein Lager kommen sahe, welche lieber unter ihm, als unter dem unerbittlichen Nugnez, dienen wollten. Dieser letztere hatte auch einige vertraute Officiere, mit dem geheimen Auftrage ausgeschickt, daß sie die ganze feindliche Armee zu zerstreuen suchen sollten: diese Officiere fielen ebenfalls dem Gonzalez in die Hände, welcher ihnen die Köpfe abschlagen ließ. Der Vicekönig ließ alle Häuser in Lima durchsuchen, um zu sehen, wer in die Dienste des Pizaro übergetreten sey. Man fand unter den Abwesenden die beyden Nefen des Commissars Yllan Suarez de Carvajal. Der Vicekönig ließ sogleich den Commissar holen, und sagte in einem harten Tone zu ihm: „Verräther, du hast deine Nefen meinem Feinde zu Hülfe geschickt. — „Ich verdiene diesen verhaßten Titel nicht, antwortete Carvajal,

vajal,„ und ich bin ein eben so getreuer Diener des Königs, als du.„ Nugnez zog, wie man sagt, den Degen, und verwundete den, der ihm diese gesetzte Antwort gab. Der Commissar wurde noch, da er weggieng, von den Leuten des Vicekönigs umgebracht. Dieser Vorfall machte viel Lärm in Lima, und brachte alle Einwohner gegen den Vicekönig auf, den man als den eigentlichen Urheber des Mordes ansahe.

Diese Gährung in den Gemüthern der Einwohner brachte den Vicekönig zu dem Entschlusse, Lima ganz von Volke zu entblößen. Die Weiber, Kinder und Alten, kurz alle Spanier, die nicht im Stande wären, die Waffen zu führen, sollten, nebst allen Kostbarkeiten, die sich in der Stadt fänden, über die See, nach Truxillo geschafft werden. In Ansehung derer, welche zum Dienste geschickt waren, hatte man beschlossen, sie zu Lande fortzuschicken, und alles mitnehmen zu lassen, was sie unterwegens anträfen. Die Indianer sollten indeß auf ein benachbartes Gebirge geschafft werden. Nugnez bildete sich nemlich ein, daß die Truppen des Pizaro, wenn sie nach Lima kämen, und die Stadt von Einwohnern und allem entblößt fänden, so daß sie sich nach ihrer langen Reise durch nichts erholen könnten, sich gewiß zerstreuen würden, weil sie ein gar zu unfruchtbares und wüstes Land zu durchreisen hätten, wenn sie sich nach Truxillo begeben wollten. Das war ohngefähr die Ursache, warum er Lima verlassen wollte. Es kam aber noch eine andere dazu: er sahe alle Tage

einige von seinen Soldaten zum Feinde überge=
hen. Wenn er sie nun weiter weg, und nach
Truxillo schaffte, welches achtzig Meilen von Li=
ma war, so war das Ueberlaufen keine so leichte
Sache mehr.

Es kam nun nur auf die Ausführung dieses ent=
worfenen Projects an. Nugnez trug seine Absicht
den Auditoren des königlichen Gerichts vor, wel=
che aber wenig Lust bezeigten, sich nach Truxillo
zu begeben. Sie sagten frey heraus, sie wären
vom Kaiser geschickt, und Lima ihnen zum Sitze
angewiesen; sie würden daher den Ort nicht an=
ders verlassen, als wenn ein Befehl vom Hofe
käme. Sie berathschlagten sich mit einander
wegen der Mittel, wie sie sich gegen den Vice=
könig vertheidigen sollten, im Fall er seinen Ent=
schluß mit Gewalt ausführen wollte. Sie setz=
ten endlich eine Schrift auf, und befahlen im
Namen Sr. Majestät allen Einwohnern zu Li=
ma, so wie allen Officieren und Soldaten, daß
sie ihnen beystehen sollten, im Fall Nugnez sie
mit Gewalt aus der Stadt vertreiben, und an
einen andern Ort versetzen wollte. Die Hart=
näckigkeit des Vicekönigs, und der Widerstand
der Auditoren, machte alles in der Stadt rege,
so daß man auf beyden Seiten die nöthigen
Maaßregeln ergriff; auf einer, um sich Gehor=
sam zu verschaffen; und auf der andern, um sich
der Ausführung eines Vorhabens zu widersetzen,
das ihnen ungerecht schien. Alle diese Uneinig=
keiten schlugen zum Nachtheile des Vicekönigs
aus. Seine Soldaten verließen ihn, und traten

zur

zur Parthey der Auditoren über. Diese bemächtigen sich der Person des Nugnez, und beschlossen, ihn nach Spanien zurück zu schicken, weil sie besorgten, daß ihn Gonzalez gar ums Leben bringen ließe, wenn er in seine Hände geriethe. Der Befehlshaber der Schiffe, mit welchen man ihn wollte abgehen lassen, trug Bedenken, ihn mitzunehmen, weil man nicht wußte, wie der Hof die Sache aufnehmen würde. Sie entfernten sich sogar aus dem Hafen von Lima, und kreuzten längst den Küsten, bis Befehle vom Könige kämen. Sie hatten den vorigen Statthalter, **Vaca de Castro**, am Bord, dem der Vicekönig so hart begegnet war.

Die Auditoren indeß wollten die bemeldeten Schiffe zu ihrer Absicht haben, es koste auch was es wolle; sie schickten daher zwo Barken ab, welche sich derselben zu bemeistern suchen sollten. Es wäre zuviel gewagt gewesen, wenn man Gewalt gebraucht hätte; es fand sich aber ein anderes Mittel. Es wurde nemlich dem Commendanten dieser Schiffe zu Ohren gebracht, daß man dem Vicekönige den Kopf abschlagen würde, wenn er sie nicht übergeben wollte. Diese Drohung that ihre Wirkung. Man übergab die Flotte den Partheygängern der Auditoren, welche sich nicht säumten, den Nugnez einzuschiffen, um ihn nach Spanien zu führen. Einige Tage vor seiner Abreise hatten einige Willens gehabt, ihm wieder zu seiner Freyheit zu verhelfen; ihr Anschlag war aber verrathen worden, und die Urheber desselben wurden be-

strafft, indem man einem von ihnen die Hand abhieb, und die andern verbannete.

Man that sodann dem Pizaro alles zu wissen, was sich zugetragen hatte, in der Hoffnung, daß ihn dieses nöthigen würde, seine Truppen zu verabschieden; aber man betrog sich sehr darinne. Er glaubte, man wolle ihm eine Schlinge legen, und alle diese Nachrichten würden ihm nur gegeben, daß er seine Soldaten fortschickte, damit man sich Meister von seiner Person machen, und mit ihm nach Gefallen weiter verfahren könnte. Er setzte demnach seinen Marsch immer fort, war aber dabey behutsamer, als jemals. Die Auditoren fanden für gut, einen an ihn zu schicken, der ihn von allem, was vorgegangen wäre, benachrichtigen sollte. Sie stellten ihm vor, daß, ihrem Amte und den Befehlen zu Folge, die sie hätten, für alles zu sorgen, was zur Verwaltung der Gerechtigkeit und zum Besten des Landes dienlich sey, sie die Befolgung der Verordnungen aufgeschoben, und den Vicekönig nach Spanien geschickt hätten; sie verlangten daher ferner von ihm, daß er seine Truppen abdanken möchte, weil die Ursachen, die ihn bewogen hätten, die Waffen zu ergreifen, nicht mehr vorhanden wären; wenn er übrigens, zur Sicherheit seiner Person, einige Leute um sich haben wollte, so sollte es ihm erlaubt seyn, funfzehn bis zwanzig Reuter mit sich zu nehmen.

Die Deputirten, denen diese kützliche Sache aufgetragen war, begaben sich ins Lager des

Pizaro.

Pizaro. Dieser sprach erst im Geheim mit ihnen, und sagte, daß er ihnen für ihr Leben nicht stehe, wenn sie ihren Auftrag pünctlich erfüllt haben wollten. Er schrieb ihnen vor, was sie in Gegenwart aller Officiere von seiner Armee sagen sollten. Einer der Deputirten, der das Wort führte, ließ viel Klugheit blicken, und erwähnte nichts von der Abdankung der Truppen; denn dieß war der wesentlichste Punct, den ihn Gonzalez zu berühren verboten hatte. Die Officiere des Pizaro antworteten, daß es zum Besten des Landes nöthig sey, daß ihr General Statthalter von Peru würde, weil dadurch allen Unordnungen leicht abgeholfen wäre. Sie setzten hinzu, sie würden es bis aufs Aeußerste kommen lassen, und die Stadt Lima rein ausplündern, wenn man sich nicht nach ihren Absichten beqvemte. Die Deputirten kehrten mit dieser Antwort zurück, welche den Auditoren viel Unruhe machte.

Gonzalez rückte immer näher gegen Lima. Als er noch eine Viertheilmeile von der Stadt war, schickte er Deputirte ab, und ließ fragen, ob man ihm das Decret zur Statthalterwürde ausgefertigt habe. Da man nun nicht wußte, was man auf diese Frage antworten sollte, so zeigte er gar bald, die einzige Parthey, die man ergreifen könne, sey eine völlige Unterwerfung unter seinen Willen. In der folgenden Nacht drang einer seiner Officiere mit dreyßig Mann in die Stadt ein, hob acht und zwanzig Personen darinne auf, die sich be-

sonders eifrig für den Vicekönig bezeigt hatten, und ließ sie ins öffentliche Gefängniß setzen. Gonzalez sahe sich jetzt im Stande, alles zu unternehmen; denn es waren nicht funfzig Mann mehr, die den Auditoren Dienste leisten wollten. Alle Truppen der Stadt waren ins Lager des Pizaro übergegangen, welcher sich an der Spitze einer Armee von zwölfhundert Mann sahe. Einige seiner Officiere hatten sich unterdeß nach Lima begeben, wo sie fragten, ob das verlangte Decret ausgefertigt wäre, und alles mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten droheten, wenn man ihnen nicht schleunige Genugthuung wegen dieses Artikels leistete. Die Auditoren entschuldigten sich, so gut sie konnten, und sagten, es stünde nicht in ihrer Gewalt, das zu thun, was man verlangte. Carvajal, der Officier, von dem oben gesagt wurde, daß er mit dreyßig Mann in die Stadt gekommen wäre, holte in Gegenwart der Auditoren vier von seinen Gefangenen aus dem Gefängnisse, und ließ drey davon an den nächsten Baum henken. Diesem barbarischen Manne war es noch nicht genug, Grausamkeit auszuüben, sondern er setzte noch Spöttereyen hinzu, und sagte zu einem von den Unglücklichen: „Da du stets ein tapferer Officier gewesen bist, und dich durch deine Thaten hervorgethan hast, so will ich, daß du vor den andern im Tode einen Vorzug habest: damit du siehest, wie hoch ich deine Verdienste schätze, so lasse ich dir die Frey-

heit,

heit, den Ast selbst zu wählen, an den du willst gehangen seyn.„

Aus diesem grausamen Verfahren ersahen die Auditoren, daß sie nicht lange Zeit hätten, sich zu bedenken. Sie fertigten demnach das Decret für den Gonzalez Pizaro aus, in welchem man ihm die Statthalterschaft in Peru auftrug, ohne indeß dem Ansehen und den Rechten der königlichen Auditoren etwas zu vergeben, und dieses so lange, bis Se. Majestät etwas anders verordneten. Nachdem man ihm dieses Decret zugestellt hatte, zog er triumphirend in Lima ein, und wurde von den obrigkeitlichen Personen mit den gewöhnlichen Ceremonien empfangen. Man hätte gesagt, er wäre durch die rechtmäßigsten Wege zur Statthalterschaft gelangt, wenn man diesen Empfang gesehen hätte. Er übte sein Amt in allem aus, was den Krieg, und die Anführung der Truppen betraf, ohne sich in Gerichtssachen zu mengen, die er gänzlich den Auditoren überließ.

Gonzalez Pizaro mochte in dem Jahre 1544, da dieses geschahe, ohngefähr vierzig Jahre alt seyn. Er war groß und wohl gewachsen, hatte eine sehr braune Gesichtsfarbe, einen langen und schwarzen Bart. Ob er gleich ein Mann von nicht sehr großen Einsichten war, so verstand er doch das Kriegshandwerk vollkommen, und ertrug alles, was beschwerliches dabey vorkam. Geheimnisse zu verschweigen, war nie seine Sache, welches ihm oft sehr nachtheilig gewesen. Die Freygebigkeit war auch nicht eine

von

von seinen Tugenden. Die Unenthaltsamkeit trieb er bis zur Ausschweifung, und gieng fast kein Tag hin, so lange er Statthalter war, daß er nicht einige Grausamkeit begieng, wie er denn mehr als fünfhundert Menschen durch den Scharfrichter hat hinrichten lassen. Wer von seinen Officieren an seiner Wuth nicht Antheil nehmen konnte, war nicht der Mann, den er gern um sich litt. Der oben genannte Carvajal kann für einen der größten Bösewichter angesehen werden, die Spanien nach Peru geschickt hat. Er war von sehr geringer Herkunft, und hatte bey dem gemeinsten Soldaten angefangen, bis er General-Feldzeugmeister des Gonzalez wurde. Er brachte sein ganzes Leben unter den Soldaten zu, und hatte Gelegenheit, sich Geschicklichkeit und Erfahrung zu erwerben; denn er war jetzt in einem Alter von achtzig Jahren. Dem ohngeachtet war er noch im Stande, Kriegsdienste zu thun. Er war sehr grausam, und das Mitleid hatte nie den Zugang zu seinem Herzen finden können. Es war nichts seltenes bey ihm, Leute um geringer Ursachen willen, und öfters ohne alle Ursache, umzubringen. Eins seiner größten Vergnügen war, über das Unglück derer zu spotten, die er selbst unglücklich machte. Er war dem Weine sehr ergeben, und soff ihn mehr, als er ihn trank. Nach Reichthümern begierig, bediente er sich der ungerechtesten Mittel, um Geld zusammen zu scharren. Kurz, man bemerkte an ihm nie einiges Gefühl der

Recht-

Rechtschaffenheit oder der Religion, und doch sagt man, er sey ein Mönch gewesen.

Der Licentiat Alvarez, der den Vicekönig nach Spanien bringen sollte, bezeugte dem Nugnez sogleich den ersten Tag auf dem Schiffe, wie sehr ihm das Unglück, das ihm begegnet sey, zu Herzen gienge, und sagte ihm, daß er den Auftrag in keiner andern Absicht angenommen habe, als um ihm einen Dienst zu leisten, und ihn der Wuth seiner Feinde zu entziehen. Um ihn von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen noch mehr zu überzeugen, erklärte er ihn von dem Augenblicke an für frey, und bot ihm das Commando des Schiffs an. Die Aufführung des Alvarez muß um so viel seltsamer scheinen, da er es war, der das meiste zur Gefangennehmung des Statthalters, und zur Bestrafung derer, die ihn in Freyheit setzen wollten, beygetragen hatte. Nugnez nahm die Anerbietungen mit Freuden an, und setzte die Fahrt fort. Die beyden andern Schiffe, auf welchen seine Brüder, nebst verschiedenen Anhängern und Freunden waren, die man aus Peru vertrieben hatte, holten das Schiff ein, das er commandirte, und liefen zusammen in den Hafen zu Tumbez ein. Der Vicekönig stieg ans Land, und schickte nach verschiedenen Orten Couriere ab, um allen treuen Dienern des Königs zu befehlen, daß sie zu ihm kämen, damit er durch ihren Beystand die Kühnheit seiner Feinde zurücktreiben, und sich wieder in den Besitz seiner Würde setzen könnte. Es fanden sich verschiedene bey ihm

ihm ein, und er überlegte, wie er es angreifen müsse, um sein Vorhaben auszuführen.

Diese neue Begebenheit kam dem **Pizaro** bald zu Ohren, und dieser machte sogleich Anstalten, den Krieg wieder anzufangen. Ehe er auf den Feind losgieng, fand er für gut, einige Deputirte nach Spanien zu schicken, um sein Verhalten am Hofe zu Madrid zu rechtfertigen. Der Capitain **Bachiaco**, der sie begleiten sollte, begab sich nach Lima, um sich auf dem Schiffe einzuschiffen, auf welchem man noch immer den Statthalter, **Vaca de Castro**, gefangen hielt. Dieser wußte das Schiffsvolk auf seine Seite zu bringen, so daß er das Schiff in seine Gewalt bekam, und sogleich unter Segel gieng. Man war genöthigt, die Deputirten auf Brigantinen fortzuschicken, die seit kurzem angekommen waren. **Gonzalez** hatte verschiedene Personen im Verdacht, daß sie an der Flucht des **Castro** Antheil gehabt, und es hätte denen beynahe das Leben gekostet, die man für die vornehmsten Urheber davon hielt. Der Scharfrichter war schon bereit, einen von den vermeynten Missethätern aufzuhängen; aber eine Goldstange, die man dem General-Feldzeugmeister zu rechter Zeit in die Hand steckte, hob diese ungerechte Execution auf.

Der Capitain **Bachiaco**, der, wie ich gesagt habe, die Deputirten nach Spanien bringen sollte, war, anstatt in die offene See zu gehen, in den Hafen zu Tumbez eingelaufen, wo sich der Vicekönig befand. Dieser, der in der Einbildung stand, daß

daß es Pizaro selbst wäre, und daß er eine gute Anzahl Truppen mit sich bringe, machte sich in aller Geschwindigkeit mit hundert und funfzig Mann fort. Er nahm den Weg nach Quito, und lag nirgends still, bis er diese Stadt erreicht hatte. Bachiaco, der sich der Flotte des Vicekönigs bemächtigte, setzte seine Fahrt nach dem Hafen zu Panama fort. Die Einwohner dieser Stadt schickten ihm entgegen, und ließen ihn bitten, daß er nicht mit bewaffneten Leuten in ihr Gebiet kommen möchte. Er gab ihnen zu verstehen, daß er keine bösen Absichten hege; aber seine Handlungen kamen mit diesem schönen Versprechen nicht überein. Denn als zwey Schiffe von Panama abgehen wollten, so wurde das eine vom Bachiaco weggenommen, und wieder in den Hafen zurück geführt; den Patron des Schiffs und seinen Compagnon, hatte man indeß an die Seegelbäume gehängt. Bachiaco machte sich hierauf Meister von der Stadt, und führte sich als ein wahrer Tyrann darinne auf. Er ließ verschiedene Personen hinrichten, ohne sich die Mühe zu nehmen, sie nach der Form Rechtens zu verurtheilen. Vaca de Castro, der damals auch zu Panama war, verließ diese Stadt geschwind, und gieng wieder in See. Als er in Spanien angekommen war, wurde er in Verhaft genommen, und in ein Gefängniß gesetzt, in welchem er verschiedene Jahre blieb. Ferdinand Pizaro, der dem Don Diego d'Almagro den Kopf hatte abschlagen lassen, erfuhr ein gleiches Schicksal, als er an den

Hof

Hof kam, um sein Verhalten allda zu rechtfertigen. Er war schuldig, **Vaca de Castro** aber war blos unglücklich.

Der Vicekönig langte in Qvito an, welche Stadt von Lima über dreyhundert Meilen entfernt ist, und wurde von den Einwohnern sehr wohl aufgenommen. Er warb Truppen, um sich zu vertheidigen, im Fall er angegriffen werden sollte, und beschloß, in diesem Lande die Befehle Sr. kaiserlichen Majestät abzuwarten. Hier kamen einige Soldaten des **Gonzalez**, die mit ihrem Generale nicht zufrieden waren, zu ihm, und stellten ihm auf eine rührende Art den traurigen Zustand vor, in welchen die Stadt Lima durch die Tyranney ihrer Befehlshaber versetzt wäre. Ihre Erzählung brachte den **Nugnez** zu dem Entschlusse, sich nach St. Michael, einer Stadt, zwischen Qvito und Lima, von beyden 150 Meilen entfernt, zu begeben, weil ihm dieser Ort beqvem schien, die Hülfe, die man ihm aus Spanien schicken würde, an sich zu ziehen, und weil er von hier aus die Handlungen der Feinde beqvemer beobachten könnte. Er führte diesen Entschluß aus, und als er zu St. Michael angekommen war, suchte er nur Mannschaft, Pferde und Waffen zusammen zu bringen, so daß er in kurzer Zeit bis auf fünfhundert Mann auf den Beinen hatte.

Gonzalez zog seiner Seits auch Truppen zusammen. Da er sahe, daß sein Feind sich von Tage zu Tage verstärkte, so beschloß er, mit möglichster Geschwindigkeit gegen ihn anzurücken.

Er

Er fürchtete auch, daß unterdeß einige Verordnungen, zum Besten des Vicekönigs, vom Hofe ankommen möchten, welches ihm bey seiner Parthey viel Schaden würde gethan haben. Er eilte demnach, sich mit einer gewissen Anzahl Soldaten einzuschiffen. Der Rest seiner Truppen marschirte zu Lande. Zu Truxillo stieg er ans Land, und wartete in dieser Provinz auf seine Armee, die aus mehr als sechshundert Mann bestand. Der Vicekönig hatte ohngefähr eben so viel Volk; aber die Soldaten des **Pizaro** waren den Krieg mehr gewohnt, und besser mit Waffen versehen. Sie kannten ausserdem das Land und alle beschwerlichen Wege, welches ihnen eine große Ueberlegenheit über den Feind gab. Gonzalez setzte seinen Marsch fort, und holte bald den Vicekonig ein. Dieser, der sich nicht im Stande sahe, eine Schlacht zu liefern, verließ die Stadt St. Michael, und zog sich mit seiner Armee nach einem Gebirge, Caxas genannt. **Pizaro** setzte ihm nach, machte eine große Anzahl Soldaten vom Nachzuge zu Gefangenen, und nahm das ganze feindliche Gepäcke weg. Man kann sagen, daß er den Krieg wie ein Räuber führte, denn er schrieb an die vornehmsten Officiere des Vicekönigs, und wollte sie, durch Versprechung großer Belohnungen, verführen, ihren General zu ermorden. Man hieng auf dem Wege von Zeit zu Zeit einige Gefangene auf, und es war für den barbarischen Statthalter ein angenehmer Anblick, diese Unglücklichen hängen zu sehen. Es ist kein

Zweifel, daß die Armee des Vicekönigs gänzlich wäre geschlagen worden, wenn Gonzalez ihr hätte nahe kommen können; Nugnez hatte aber das Glück, den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen.

Pizaro vertheilte die Gefangenen, die er gemacht hatte, in verschiedene Städte. Diese Soldaten beschwerten sich laut und öffentlich über die Tyranney dieses Mannes. Die Freyheit, mit welcher sie sprachen, kostete verschiedenen das Leben, trug aber auch viel bey, daß die Statthalterschaft desselben immer verhaßter wurde. Einer von seinen Officieren, Namens Franz d'Almandras, der in der Stadt Plata commandirte, gieng mit den Einwohnern auf die unbarmherzigste Art um, weil sie sich einigermaßen dem Vicekönige geneigt bewiesen hatten. D' Almandras war ein blutdürstiger Mann, der sich völlig nach den Gesinnungen seines Generals richtete. Es giengen wenig Tage vorbey, wo er nicht dem Scharfrichter etwas zu thun gab. Einer der angesehensten Bürger, Namens Don Gomez de Luna, hatte einst gesagt, niemand, als der König, müsse Herr von Peru seyn; diese Rede, so vernünftig sie auch war, brachte ihn ins Gefängniß. Alle Einwohner baten für ihn; und da Almandras keine günstige Antwort darauf gab, so hatte einer von den Vorbittern das Herz, zu sagen: „Ey nun, wenn du ihn nicht aus dem Gefängnisse loslassen willst, so werden wir schon Mittel finden, ihn in Freyheit zu setzen.„ Der

Com-

Commandant verbarg seinen Verdruß, ließ aber in der folgenden Nacht den Gomez aus dem Gefängnisse auf den öffentlichen Markt führen, und ihn daselbst den Kopf abschlagen. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr diese barbarische Handlung die Gemüther habe aufbringen müssen. Ein gewisser Don Diego Centeno, der der vertraute Freund des Unglücklichen war, den man so ungerechter Weise ums Leben gebracht hatte, faßte nebst einigen andern Personen den Vorsatz, den Almandras zu ermorden, und das Land blos der Bothmäßigkeit des Königs zu unterwerfen. Die Verschwornen kamen an dem zur Ausführung bestimmten Tage in das Haus des Commandanten, um ihn, wie es gebräuchlich war, nach der Kirche zu begleiten. Don Diego näherte sich ihm, als ob er ihm etwas zu sagen hätte, und gab ihm einige Stiche mit einem Dolche. Man griff sodann den Tyrannen, führte ihn auf den Markt, und ließ ihm den Kopf abschlagen. Die Verschwornen erklärten sich sodann für den König, und alle Einwohner folgten ihnen darinne nach. Das Commando trug man dem Centeno auf, welcher der vornehmste Urheber der Empörung gewesen war. Dieser neue General warb sogleich Truppen, und als er sie beysammen hatte, ermahnte er sie zur Unterstützung seines Unternehmens in folgender Rede: „Ihr wisset, wie Gonzalez Pizaro der Gewalt, die er jetzt besitzt, sich bemächtigt, und durch was für Mittel er sich bey derselben erhalten hat. Er hat die

Völker um alle das Ihrige gebracht; er hat eine Menge tapferer Soldaten, welche seine herrschsüchtigen Projecte nicht unterstützen wollten, dem Schwerdte des Scharfrichters übergeben; er hat innerliche Kriege erregt, die den Spaniern und Indianern gleich nachtheilig gewesen sind; er hat sich endlich wider den König, seinen Herrn, empört; auf alle diese Mißhandlungen hat er eine tyrannische Herrschaft in diesen Ländern gegründet, deren Regierung dem **Blasco Nuñez Vela** vom Könige aufgetragen war. Uns liegt es ob, die Rächer aller dieser Ungerechtigkeiten zu seyn. Wir wollen uns ganz dem Dienste unsers Herrn ergeben, und zeigen, daß wir nützliche Unterthanen des Vaterlandes sind.„ Die Soldaten billigten diese Rede des **Centeno**, und zeigten sich bereitwillig, alles, unter der Anführung eines so verdienstvollen und beherzten Anführers, zu thun.

Der Capitain, **Alphonsus de Toro**, den **Pizaro** mit einigen Truppen zu Cusco gelassen hatte, hörte, was sich zu Plata zugetragen, und beschloß, den Folgen dieser Empörung vorzubauen. Er glaubte, (wenigstens glaubt es unser Schriftsteller,) daß er auch eine Rede an seine Soldaten halten müsse, ehe er sich auf etwas einließe: „Don **Diego Centeno**, sagte er, hat sich ohne alle Ursache, und unter dem Vorwande des Dienstes Sr. Majestät, empört. **Pizaro**, wie ihr wisset, ist Statthalter in diesem Lande; und was hat er nicht für das gemeine Beste gethan? Glaubet ihr wohl, daß ihr noch

noch im Besitz eurer Güter wäret, wenn man die Befehle vollzogen hätte, die Nugnez mit hieher brachte? Gonzalez ist es, der sich der Ausführung dieser unglücklichen Verordnungen widersetzt hat. Man giebt ihn für einen rebellischen Unterthan aus; und wodurch verdient er diesen verhaßten Titel? Haben ihn die königlichen Auditoren nicht zum Statthalter in Peru ernannt, nachdem sie den Vicekönig fortgeschafft hatten, dessen Aufführung sie nicht mehr ertragen konnten? Es kömmt uns nicht zu, zu entscheiden, ob die Auditoren einen Statthalter ernennen konnten; der Hof allein muß über diese wichtige Frage den Ausspruch thun. **Centeno** ist demnach straffällig, daß er sich einer Gewalt entzogen hat, die er für rechtmäßig ansehen mußte. Ich hoffe, daß ihr mir beystehen werdet, da ich einen Mann zur Strafe ziehen will, der die Verwegenheit gehabt hat, seinen Commandanten ums Leben zu bringen, und der eine ganze Provinz aufrührisch gemacht hat, um im Stande zu seyn, sein strafbares Unternehmen auszuführen.„

Der Mann, der diese Rede hielt, war einer von den wilden Officieren, die sich durch eben so ungerechte als grausame Strafen fürchterlich machen. Es scheint, daß **Pizaro** niemanden, als Leuten von diesem Character, etwas auftrug. Die Soldaten des **Alphonsus** versprachen demnach, mehr aus Furcht, als aus Ueberzeugung, alles zu thun, was man von ihnen fodern würde. Es nahm dieser Capitain

alle Pferde in der Stadt weg, und zwang alle Einwohner, die im Stande waren, die Waffen zu tragen, den Feldzug mit zu machen. Er brachte auf dreyhundert Mann zusammen, mit denen er von Cusco auszog, um von einem Posten Besitz zu nehmen, der ihm wichtig schien, und wo er sich drey Wochen aufhielt. Nach Verlauf dieser Zeit entschloß er sich, den Feind aufzusuchen. Beyde Armeen waren zwölf Meilen weit von einander, und schickten Geiseln und Deputirte an einander, um zu versuchen, ob ein gütlicher Vergleich unter ihnen möglich sey. Da diese Unterhandlungen aber fruchtlos abliefen, so rückte Alphonsus an, um eine Schlacht zu liefern. Seine Gegner hielten es nicht für klug, sich in ein Treffen einzulassen, und zogen sich durch ein wüstes Land, das über vierzig Meilen lang war, zurück. Alphonsus folgte ihnen bis nach Plata nach, welche Stadt er verlassen, und von allen Lebensmitteln entblößt antraf, wodurch er eben gehindert wurde, dem Feinde weiter nachzusetzen.

Centeno, der von allen Bewegungen des Feindes benachrichtigt wurde, kehrte wieder um, und bekam ohngefähr funfzig Mann von den Soldaten des Alphonsus in die Hände, von denen er die Verdächtigsten aufhenken ließ; den andern begegnete er mit vieler Gütigkeit, unter der Bedingung, daß sie ihm bey Gelegenheit zu Diensten seyn, und sich wieder in die Stadt Plata begeben sollten, wo er neue Anstalten machte.

Es hätten, während der Abwesenheit des Gonzalez, zu Lima leicht Unruhen entstehen können, wenn der Commandant in dieser Stadt sich nicht sehr klug und bescheiden aufgeführt hätte. Dieser vorsichtige Officier hieß **Lorenzo d' Aldana**. Da man sahe, daß er gegen diejenigen nicht hart verfuhr, welche die Aufführung des Pizaro mißbilligten, so machte man sich von seinem Eifer für den Statthalter keine großen Begriffe. Er mußte sogar einige empfindliche Vorwürfe deswegen hören; alles aber, was man auch in diesem Puncte wider ihn sagte, brachte ihn doch nicht auf andere Gedanken. Man mochte immer dem Pizaro melden, daß seine größten Feinde an dem Commandanten zu Lima einen Beschützer fänden, so wagte es Gonzalez doch nicht, ihn abzusetzen, weil er sich vor den Folgen einer solchen Veränderung fürchtete.

Der Vicekönig, der immer fortfuhr, seine Rechte zu vertheidigen, hatte sich tief in eine der Provinzen von Peru gezogen, bis er im Stande seyn würde, sich ins Feld zu stellen. Einige von seinen Officieren, die beschuldigt wurden, daß sie ein geheimes Verständniß mit dem Pizaro unterhielten, beschlossen ihr Leben am Galgen. Unter den verschiedenen Partheyen, die einander bekriegten, kamen fast eben so viele durch die Hand des Scharfrichters, als durch das Schwerdt der Feinde um. Mann kann sagen, daß die Eroberung von Peru für die Spanier eben so verderblich war, als für die Indianer.

Die Empörung der Einwohner zu Plata beunruhigte den Pizaro sehr. Es war nun die Frage, wie man den Folgen derselben vorbauen sollte. Die Sache wurde dem Carvajal, von dem wir oben geredet haben, aufgetragen. Er nahm einen Auftrag mit Freuden an, der ihm Gelegenheit gab, viel Geld zusammen zu scharren. Mit schriftlichen Befehlen und Vollmachten vom Statthalter versehen, reiste er von Qvito ab, in der Begleitung von nicht mehr, als zwanzig Personen, und begab sich nach St. Michael. Die Einwohner kamen ihm entgegen. Er befahl sechs Personen von den Vornehmsten, ihn in sein Qvartier zu begleiten; und als er sie bey sich hatte, ließ er die Thüren verschließen, Schildwachen davor stellen, und hielt folgende Anrede an sie, wie man sie von einem Manne von seinem Character erwarten konnte. „Gonzalez Pizaro, sagte er, beschweret sich sehr über euch. Ihr habet bey allen Gelegenheiten es mit dem Vicekönige, seinem geschwornen Feinde, gehalten. Was verdient wohl ein solches Verhalten? Ich hatte mir anfänglich vorgesetzt, eure Stadt mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten, und keines Menschen zu schonen; aber ich habe überlegt, daß die Vornehmsten des Orts allein die Strafbaren wären, und daß das Volk sey gezwungen gewesen, ihrem Beyspiele zu folgen. Die Strafe muß daher nur auf die unter euch fallen, die sie am meisten verdient haben. Der Rest eurer Mitbürger muß dadurch nur schüchtern gemacht werden,

damit

damit er sich künftig nicht einfallen lasse, seine Pflicht zu vergessen. Gegen euch, die ich hier vor mir habe, will ich die Strenge der Gerechtigkeit ausüben. Bereitet euch zum Tode; ihr habet nur noch einige Augenblicke zu leben.„

Diese Unglücklichen fielen ihm zu Füßen, und baten um Gnade; er ließ indeß aber immer einen aufhenken, den er für den Strafbarsten hielt. Diese Nachricht breitete sich bald in der Stadt aus. Die Weiber derer, die noch nicht hingerichtet waren, fanden Mittel, in das Haus zu kommen, wo ihre Männer in so großer Gefahr waren. Sie wandten Bitten und Thränen an, um das Herz des Carvajal zu erweichen. Dieser so rührende Anblick, oder vielmehr die Furcht vor einem Aufstande, machte, daß das Todesurtheil wiederrufen wurde. Die vermeynten Verbrecher kamen mit der Verbannung weg, und mit dem Verluste eines Theils ihrer Güter.

In den Städten Truxillo, Lima, Cusco, Guamanga, durch welche Carvajal zog, nahm er alles Geld aus den königlichen Cassen weg; er durchsuchte sogar die Gräber, um allda zu findenr was seinen Geiz befriedigte. Sechs bis sieben Tage nach seinem Abzuge von Lima, machten einige Einwohner dieser Stadt ein Bündniß, daß sie sich wider den Pizaro empören, und für den Vicekönig erklären wollten. Die Verschwörung wurde verrathen, und gab zu blutigen Executionen Anlaß. Es wurde mancher Unschuldige unter den Schuldigen mit hingerissen.

Carvajal, der sich in Marsch gesetzt hatte, um den Centeno auf den Leib zu gehen, erfuhr unterwegens, daß dieser sich tief in eine Provinz gezogen habe, und daß man, wenn man ihn aufsuchen wollte, ein wüstes und unfruchtbares Land durchmarschiren müsse; er faßte daher den Entschluß, wieder nach Lima zurück zu kehren. Kaum aber war er allhier angekommen, als er wieder zu Felde gieng, weil er hörte, daß Centeno seinen vorigen Aufenthalt veelassen habe. Carvajal stieß mit seinen Truppen zu denen des Alphonsus de Toro, welcher für eben die Sache stritt, aber nichts weniger, als ein Freund des Carvajal war. Man glaubte sogar, daß diese beyden Generale einander in die Haare gerathen würden, anstatt den gemeinschaftlichen Feind anzugreifen; aber einer und der andere fanden für gut, ihren Haß zu verbergen. Die beyden Armeen vereinigten sich bey Cusco. Einige Tage darnach, als Carvajal in dieser Stadt angekommen war, ließ er vier von den vornehmsten Einwohnern aufhenken, ohne die geringste Ursache anzugeben. Die Unglücklichen, mit denen man so hart verfuhr, waren vertraute Freunde des Alphonsus de Toro, welcher, wie man sich leicht vorstellen kann, über ein solches Verfahren äußerst aufgebracht war, aber die Umstände erlaubten ihm nicht, sich jetzt deswegen zu rächen. Wir wollen unterdeß den Carvajal und seinen Feldzug verlassen, um zu sehen, was zwischen den beyden Männern, die einander die Statthalterschaft von Peru streitig

machten, und zwischen ihrem Anhange, vorgieng.

Wir haben gesagt, daß Pizaro den Vicekönig verfolgte, der nicht im Stande war, sich seinem Feinde zu widersetzen. Nugnez zog sich so eilfertig zurück, daß es unmöglich war, ihn einzuholen. Man kann versichern, daß noch nie einem Feinde so lange und so hartnäckig nachgesetzt worden sey, weil man von der Stadt Plata, von welcher Gonzalez ausmarschirte, bis an den Ort, wo er für gut befand, stille zu halten, mehr als siebenhundert Meilen rechnet. Auf diesem Marsche hatte der spanische General Gelegenheiten genug, Schätze zu erwerben, oder vielmehr zu stehlen. Seine Parthey hatte sich ansehnlich verstärkt, durch die Vereinigung mit den Truppen, die der Capitain Bachiaco ihm zuführte, welcher mit dreyhundert und funfzig Mann, zwanzig Schiffen und einer ansehnlichen Artillerie, von Terra firma kam. Auf diese Vortheile stolz, glaubte nun Pizaro, vor allem Unfalle gesichert zu seyn. Er ließ sich verlauten, der Hof würde genöthigt seyn, ihm die Statthalterschaft in Peru anzutragen, und schien nicht geneigt, zu gehorchen, wenn man ihm einen Platz nehmen wollte, in den er sich eigenmächtig schon gesetzt hatte. Die ganze Zeit, die er sich zu Qvito aufhielt, wurde nur mit Festen und Lustbarkeiten zugebracht. Er überließ sich ganz dem lüderlichen Leben, und ließ, wie man sagt, einen Bürger aufhenken, mit dessen Frau er es hielt.

Pizaro, der in Sorgen stand, daß der Vicekönig nach Terra firma gehen möchte, um der Hülfe näher zu seyn, die er aus Spanien erwartete, fand für gut, ihm zuvor zu kommen, und sich dieses vortheilhaften Postens zu bemächtigen. Man ließ zu dieser Absicht eine Flotte auslaufen, welche man mit zweyhundert und funfzig Mann besetzte, und wovon man das Commando dem Peter Alphonsus de Hinoiosa gab. Dieser gieng unter Segel, und lief in den Hafen zu Panama ein, deren Einwohner die Parthey des Vicekönigs ergriffen hatten. Man wollte sich der Landung dieser Truppen widersetzen, und bald wäre es zu Thätlichkeiten gekommen. Hinoiosa erhielt unterdeß vermittelst eines Vergleichs die Erlaubniß, in die Stadt kommen zu dürfen, und sich dreyßig Tage allda aufzuhalten. Er machte sich diese Zeit zu Nutze, um die Soldaten, die zur Besatzung in der Stadt lagen, auf seine Seite zu bringen; den Einwohnern aber ließ er von seinen Truppen nicht das geringste Leid zufügen. Es war etwas seltenes, daß man einmal einen Officier des Pizaro so bescheiden fand. Man erinnerte sich noch, wie der Capitain Bachiaco bey ähnlichen Gelegenheiten mit der Stadt verfahren war. Es war dem Hinoiosa, während des Aufenthalts in diesem Lande, leicht, alle Unternehmungen des Vicekönigs zu erfahren, und es wurde ihm hinterbracht, daß Nugnez neue Anstalten mache, um sich wieder ins Feld zu stellen.

Man sahe während diesen innerlichen Kriegen von Zeit zu Zeit eine neue Person auf den Schauplatz treten, welche eine wichtige Rolle spielen wollte, und sich bald für die eine, bald für die andere Parthey erklärte. Ein gewisser **Michael Verdugo**, den seine Umstände einigermaßen genöthigt hatten, unter den Truppen des **Pizaro** Dienste zu nehmen, wagte es, sobald ihm die Sache möglich schien, zu dem Vicekönige überzugehen, von dem er zu allen Zeiten ein eifriger Anhänger gewesen war. Er führte seinen Entschluß auf eine sehr in die Augen fallende Art aus. Nachdem er in der Stadt Truxillo, wo er sich damals befand, sich heimlich mit Waffen und andern Bedürfnissen versehen hatte, beschloß er, sich eines Schiffs zu bemächtigen, das in den Hafen eingelaufen war. Um dieses Unternehmen glücklich auszuführen, ließ er den Schiffspatron und den Steuermann zu sich kommen, unter dem Vorwande, ihnen einige Waaren zu geben; und da er sie bey sich hatte, führte er sie in eine finstere und verborgene Kammer, und sperrte sie da ein. Das Fenster seines Wohnzimmers gieng auf den Platz, wo die Magistratspersonen und die angesehensten Bürger alle Tage zusammen zu kommen pflegten. **Verdugo** stellte sich umpaß, und bat alle, die er ansichtig wurde, daß sie ihn doch ein Bischen besuchen möchten. Sie fanden sich, einer nach dem andern, bey ihm ein, und er machte es mit ihnen eben so, als mit dem Schiffspatrone und Steuermanne. Er fuhr mit diesem

Spaße

Spaße so lange fort, bis er die vornehmsten Einwohner, an der Zahl zwanzig, beysammen hatte. Nachdem dieses geschehen war, gieng er in der Stadt herum, von einigen Soldaten begleitet, und rief: **Es lebe der König!** Hernach begab er sich wieder zu den eingesperrten Einwohnern, machte ihnen einige Vorwürfe, wegen der Ergebenheit, die sie gegen den **Pizaro** bezeigten, und erklärte ihnen, daß er Geld nöthig habe. Ein jeder mußte eine gewisse Summe bewilligen, die sich **Verdugo** sogleich auszahlen ließ. Da er sich nun im Stande sahe, weiter etwas zu unternehmen, so handelte er mit dem Schiffspatrone, wegen der Fortschaffung seiner Truppen, und seines Gepäckes. Er nahm seine Gefangenen auf Wagen bis an das Ufer des Meeres mit, wo er sie verließ, und sich mit ohngefähr zwanzig Soldaten und einer beträchtlichen Summe Geldes einschiffte.

Verdugo segelte an der Küste hin, und stieß auf ein Schiff, in welchem viel Geräthschaft war, die dem Capitain **Bachiaco** gehörte. Er machte sich Meister von dem Schiffe, und theilte, was er darauf fand, unter seine Truppen. Da die Anhänger des **Pizaro** davon Nachricht bekamen, schickten sie dem **Verdugo** einige Schiffe nach. Diese holten ihn an der Küste der Provinz Nicaragua ein, und hatten nicht viel Mühe sich seines Schiffs zu bemeistern, denn sie fanden niemanden auf demselben. Sie versuchten, eine Landung zu thun; da es ihnen aber nicht gelingen wollte, wie sie dachten, sahen

sie sich genöthigt, wieder unter Segel zu gehen. **Verdugo**, der unterdeß auf hundert Soldaten zusammen gebracht hatte, setzte dieselben auf einige Barken, und gieng wieder in See. Nach einigen Tagen stieg er abermals ans Land, und bemächtigte sich der Stadt Nombre de Dios. Er konnte sich hier nicht lange aufhalten, weil ihm **Hinoiosa** auf den Hals kam und verjagte, da er sich dann genöthigt sahe, auf seine Schiffe zurück zu gehen.

Der Streit wegen der Statthalterschaft in diesem reichen Lande, endigte sich endlich durch den Tod des einen Prätendenten. Der Vicekönig, **Blasio Nugnez de Vela**, der sich in den Canton Popayan gezogen hatte, war mit außerordentlichen Zurüstungen beschäfftigt, um sich in den Stand zu setzen, seinen Feind mit Vortheil anzugreifen. Er schrieb an alle, die er für seine Freunde hielt, daß sie doch mit ihren Truppen zu ihm stoßen sollten. Er stellte die Gerechtigkeit seiner Sache, und die verhaßte Aufführung seines Nebenbuhlers in allen diesen Briefen vor; endlich versicherte er allen, die ihm dienen wollten, den Sieg, und versprach die ansehnlichsten Belohnungen. Diese Briefe thaten alle Wirkung, die der Vicekönig nur verlangen konnte. Eine Menge Truppen kamen, und boten ihre Dienste an. Gonzalez, der die Absicht hatte, ihn zu überfallen, breitete das Gerücht aus, daß er Qvito verließe, um sich an das andere Ende von Peru zu begeben, und daselbst die Unruhen zu stillen, welche Centeno in

der Provinz Charcas erregt habe. Er machte sich in der That auf den Weg, und der Vicekönig bekam sogleich davon Nachricht. Nugnez fiel ins Netz, indem er sich in Marsch setzte, um die Stadt Quito anzugreifen, allwo er nur eine ganz schwache Besatzung zu finden vermeynte. Gonzalez eilte sogleich herbey, um dem Feinde über den Hals zu kommen. Er hatte ohngefähr siebenhundert Mann unter seinem Commando, die alle den Krieg gewohnt, und entschlossen waren, alles für ihren General zu thun. Beyde Armeen bekamen einander ins Gesicht, und man machte sich auf beyden Seiten zum Streite fertig. Der Vicekönig, der alle Vortheile auf der Seite des Feindes sahe, bezeugte deswegen nicht weniger Muth. Als man im Begriff war, die Schlacht zu liefern, redete Nugnez seine Soldaten folgender Gestalt an: „Meine Freunde, ich habe nicht die Absicht, euch durch meine Rede Muth zu machen. Da ich eure Treue im Dienste des Königs, unsers gemeinschaftlichen Herrn, kenne, so hoffe ich, daß ihr eure Pflicht thun werdet. Ich habe euch nichts weiter zu sagen, als daß wir die Sache Gottes verfechten.„ Die Armeen geriethen an einander, und der Streit war sehr hitzig. Während daß der Vicekönig Wunder der Tapferkeit that, gab ihm ein feindlicher Officier mit der Streitaxt einen Schlag auf den Kopf, daß er vom Pferde herab fiel. Die Soldaten des Nugnez, die ihren General fallen sahen, verloren den Muth, und wurden überwunden. Man fand den Vicekönig zwar noch

am

am Leben; aber ein Officier, der einen geheimen Groll gegen ihn hatte, hieb ihm den Kopf ab.

Gonzalez ließ zum Abzuge blasen, um seine Truppen wieder zu sammeln, die im Nachsetzen begriffen waren. Von der Armee des Vicekönigs waren ohngefähr zweyhundert Mann auf dem Schlachtfelde geblieben. Von der Gegenparthey befanden sich nur sieben Mann unter der Zahl der Todten. Man brachte den Körper des Nugnez nach Qvito, wo er mit vieler Pracht und Feyerlichkeit begraben wurde. Gonzalez war selbst dabey gegenwärtig, und legte dem Andenken eines Mannes zu Ehren, an dessen Widerwärtigkeiten er allein Schuld war, die Trauer an. Wenige Tage nach der Schlacht ließ Pizaro einige Soldaten henken, die unter der feindlichen Armee gedient, und sich aus Furcht vor der Strafe versteckt hatten. Andere wurden nach Chili ins Exilium geschickt. Man ernannte einen Officier, der sie unter einer guten Bedeckung dahin bringen sollte; aber sie fanden Gelegenheit zu entwischen, und bemächtigten sich eines Schiffs, auf welches sie sich begaben, und ohne Steuermann, ohne Matrosen, und ohne daß einer von ihnen die Schiffahrt verstand, fortsegelten. Mit vieler Mühe und Gefahr erreichten sie endlich Neuspanien. Die meisten von den Ueberwundenen traten in die Dienste des Pizaro, und trugen wider ihren Willen zur Befestigung seiner unrechtmäßigen Gewalt bey.

Der Tod des Vicekönigs machte dem innerlichen Kriege noch kein Ende. Centeno fuhr immer noch fort die unglücklichste, aber zugleich gerechteste Parthey zu vertheidigen. Carvajal, der, wie ich gesagt habe, ausgezogen war, um ihn anzugreifen, holte ihn bald ein, konnte aber nicht zum Schlagen kommen, weil sein Gegner, der sich auf seine Truppen nicht sicher verlassen konnte, es für besser hielt, sich im Angesichte der Feinde zurück zu ziehen. Man setzte ihm mit einer fast unglaublichen Geschwindigkeit nach; denn es gab Tage, an welchen beyde Armeen bis auf funfzehn Meilen marschirt waren. Die Müdigkeit machte, daß eine Menge Soldaten auf dem Wege liegen blieben. Die, die dem Carvajal in die Hände geriethen, wußten sicher, daß sie gehangen wurden. Da nun Centeno sahe, daß er den Händen der Feinde schwerlich entgehen würde, ließ er die achtzig Mann, aus denen damals seine Armee bestand, aus einander gehen, und rieth ihnen, sich zu retten, wenn es möglich wäre. Er blieb mit zween seiner Freunde zurück, und verbarg sich in eine Höle, wo ein Cacike des Landes ihn mit Speise und Trank versorgte. Carvajal, der von diesem Aufenthalte in der Höle nichts erfuhr, gieng auf Plata los, und machte sich mit leichter Mühe Meister von dieser Stadt.

Lopez de Mendoza, einer der vornehmsten Officiere des Centeno, der ganz Peru unter der Bothmäßigkeit des Pizaro sahe, und keinen Ort wußte, wo er sicher seyn könnte, beschloß die Länder zu verlassen, die unter der Herrschaft

schaft des **Gonzalez** standen, und mit einigen Soldaten, die er bey sich hatte, tiefer ins Land einzudringen. Da sie durch ein sehr wüstes Land zogen, trafen sie einen Spanier an, Namens **Vermudes**, der sich sehr wunderte, daß er sie allhier sähe, und der ihnen alles erzählte, was sich bey der Entdeckung des Flusses Plata zugetragen hatte. Die Eroberung dieses Landes war fast mit eben solchen Auftritten begleitet worden, wie sie Peru bisher gesehen hatte; es waren eben die blutigen Zwistigkeiten unter den vornehmsten Anführern entstanden, deren jeder immer allein Herr seyn wollte. **Vermudes** setzte hinzu, daß seine Begleiter entschlossen wären, nach Peru zu gehen, und die, die daselbst im Namen des Königs commandirten, um einen Anführer zu ersuchen, der im Stande wäre, den Unruhen Einhalt zu thun, und eine Eroberung vollenden zu helfen, die für Spanien ungemein nützlich seyn würde. „Wir haben gehört, setzte der Spanier hinzu, daß das Land, aus welchem ihr kommet, voller Unruhe und Zwiespalt seyn soll. Ich habe Befehl, mich nach allen zu erkundigen, was in Peru vorgehet, und unsere Officiere haben mir aufgetragen, der Parthey, die es am aufrichtigsten mit dem Könige meynt, ihre Hülfe anzubieten. Dieses Anerbieten ist nicht zu verachten, weil wir eine Menge Pferde und Waffen zu liefern im Stande sind.“

Nachdem **Mendoza** dieses alles angehört hatte, erzählte er sogleich alles, was sich in Peru zugetragen hätte. **Vermudes** bot ihm daher, kraft seines Auftrags, im Namen aller seiner Camera-

den Unterstützung an, wenn er wider den Carvajal zu Felde ziehen wollte. Sie näherten sich hierauf einem Corps Truppen, das nicht weit davon stand, und den Mendoza mit großen Freuden aufnahm. Officiere und Soldaten erklärten sich alle einmüthig, daß sie bereit wären, zum Dienste des Königs jeder Gefahr unter die Augen zu treten. Nachdem ihnen Mendoza die größten Lobsprüche gemacht hatte, stellte er sich an ihre Spitze, und gieng auf den Carvajal los. Dieser, der von ihrem Marsche und von ihren Absichten bald Nachricht bekam, zog ihnen mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit entgegen, und stand den Feinden im Gesichte, ehe sie sichs vermutheten. Die Habsucht seiner Soldaten wäre bald sein Unglück gewesen. Fast alle verließen ihr Lager, um das Gepäcke des Mendoza zu plündern. Wenn man die Gelegenheit zu nutzen gewußt hätte, so wäre die ganze Armee des Carvajal verloren gewesen. Er fand sich bald darauf einer weit größern Gefahr ausgesetzt. Sein Secretair, auf den er viel Vertrauen setzte, und der ihn doch im Herzen verabscheuete, wollte ihn aus dem Wege schaffen. Er ließ zween Schüsse auf seinen Herrn thun, von denen dieser aber nur leicht verwundet wurde. Carvajal vermuthete, daß es einer von seinen Soldaten wäre, der ihm nach dem Leben trachtete. Da die Sache in der Nacht und im Finstern geschahe, so wurde es niemand gewahr, und er ließ sich ganz in der Stille verbinden. Er verbarg den Verdruß, den ihn dieser Umstand verursachte, wollte aber schon die Mörder zu seiner Zeit erfahren, um sie zur Strafe verdienten zu ziehen. Men-

Mendoza, der von dem Unternehmen gegen das Leben des Carvajal war benachrichtigt worden, und nun erfuhr, daß der Anschlag mißlungen wäre, entschloß sich, durch eben die Wüsteney, welche dem Centeno zur Sicherheit gedient hätte, den Weg zurück zu nehmen, weil er wohl sahe, daß er nicht stark genug war, sich dem Feinde zu widersetzen. Er nahm alle die mit sich, die ihm folgen konnten; aber Carvajal ließ ihm nicht Zeit, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn. Er holte ihn ein, griff ihn an, schlug und bekam ihn gefangen, und ließ ihm den Kopf abschlagen. Verschiedene andere Officiere hatten mit ihrem Anführer gleiches Schicksal. Nach dieser Expedition zog Carvajal nach Plata zurück, stolz auf sein Glück, und mit neuen Schätzen bereichert.

Don Diego Centeno, ein tugendhafter Bürger, seinem Herrn getreu, von den Soldaten geliebt, siehet sich gezwungen, viele Monate in einer finstern Höle zuzubringen, da indeß Carvajal, des Zorns des Himmels und der Verabscheuung der Menschen werth, alle Augenblicke von der Hand des Sieges gekrönt wird, und so zu sagen im Ueberflusse schwimmt. Diese Art von Widersprüchen ist auf der Schaubühne der Welt nichts seltenes. Sollte das Glück von Rechts wegen wohl Bösewichtern zu Theile werden! Aber es kommen Fälle, wo über kurz oder lang die Geißeln des menschlichen Geschlechts zu Schanden gemacht werden. Carvajal, dieser verhaßte Bösewicht, war kaum

an dem Orte angelangt, den er sich zu seinem Aufenthalte ausersehen hatte, als das Glück sich schon beeiferte, ihn mit neuen Gunstbezeugungen zu überschütten. Man findet achtzehn Meilen von Plata, mitten auf einer Ebene, einen sehr hohen Berg. In diesem Berge fand sich ein sehr feines Silber, und in großer Menge. Die Spanier untersuchten die Sache sogleich, und machten davon eine Eintheilung unter die Bürger der Stadt. Die Indianer wurden abermals gebraucht, das Silber, zum Vortheil ihrer Eroberer, aus dem Berge heraus zu arbeiten. Jeder Indianer mußte seinem Herrn wöchentlich zwo Mark Silber liefern; brachte er mehr, so durfte er das übrige behalten. Man schaffte allen nöthigen Vorrath von Lebensmitteln dahin; aber der Zulauf des Volks, das die Habsucht von allen Orten herbey zog, war so groß, daß die Lebensmittel zu einem übermäßigen Preise stiegen. Die reiche Ausbeute der Silbergruben zu Potosi, wie man sie insgemein nennt, war Ursache, daß man andere Bergwerke in der Nachbarschaft verließ. Jeder wollte seinen Antheil an den neuen Schätzen haben. Man kann sich wohl vorstellen, daß Carvajal nicht ermangelt haben werde, sich eine so gute Gelegenheit zu Nutze zu machen. Er bemächtigte sich sogleich aller indianischen Sclaven, welche den Anhängern und Partheygängern seiner Feinde gehörten, so daß er in kurzer Zeit über zweymal hundert tausend Pfund Silber zusammen brachte, ohne seinen Soldaten etwas davon zu

geben,

geben, die ihn auf allen seinen Feldzügen begleitet hatten. Denn die spanischen Soldaten, die mit nach Peru giengen, nahmen keinen Sold. Wenn einer Geld nahm, so geschahe es, ein Pferd oder Waffen dafür zu kaufen. Jeder Soldat verlangte, daß der, dem er diente, wenn seine Sache glücklich gienge, ihm für die geleisteten Dienste einen ansehnlichen Antheil an den gemachten Eroberungen geben solle. Da nun ihr General sich hier so geitzig und eigennützig bewies, wurden sie so gegen ihn aufgebracht, daß sie ihn ermorden wollten. Er hatte indeß das Glück, von ihren Absichten Nachricht zu bekommen, und die Art, wie er sich rächte, brachte ein solches Schrecken unter die andern, daß es keiner mehr wagte, etwas gegen ihn zu unternehmen. Carvajal ermangelte nicht, große Summen an den Pizaro zu schicken, der als Statthalter den stärksten Antheil bekommen mußte.

Nach der Niederlage und dem Tode des Vicekönigs, blieb Gonzalez noch sechs ganze Wochen zu Qvito. Man sagt, daß ihn die Liebe zu der Frau, deren Mann er hatte henken lassen, so lange aufgehalten habe. Endlich entschloß er sich zur Abreise, und gieng nach Lima, wo er seine Gegenwart für nöthig hielt. Als er sich der Stadt näherte, stellte man eine Berathschlagung wegen der Ceremonien an, mit denen man ihn empfangen sollte. Einige Officiere hatten die Unverschämtheit, zu verlangen, daß man ihn den Einzug unter einem Tragehimmel, nach

Art der Könige, sollte halten lassen; andere, die die Schmeicheley noch weiter trieben, sagten, man solle einen Theil der Stadtmauer, und selbst etliche Häuser niederreissen, wie man ehemals zu Rom that, wenn ein Feldherr einen triumphirenden Einzug hielt. Auf diese Weise wollte man einen Mann aufgenommen haben, der eher verdient gehabt hätte am Pranger zu stehen. Gonzalez hielt seinen Einzug zu Pferde, und ließ seine Hauptleute zu Fuß vor sich hergehen, deren jeder sein Pferd am Zaume neben her führte. Der Erzbischof von Lima, die Bischöfe von Cusco, Qvito und Bogota giengen neben ihm her. Alle obrigkeitlichen Personen der Stadt machten ebenfalls einen Theil der Begleitung aus. Man hatte die Gassen mit Kräutern und Blumen bestreuet. Die Luft ertönte vom Klange der Glocken und verschiedener musicalischen Instrumente. So wurde Pizaro erstlich nach der Hauptkirche, und sodann nach seinem Hause geführt. Er nahm von diesem Augenblicke an, ein noch stolzer und trotziger Betragen an sich, als er vorher gehabt hatte. Alle diese äußerlichen Ehrenbezeigungen setzten ihm die Einbildung in den Kopf, daß er ein großer Mann sey, und eben dadurch gab er am meisten zu erkennen, wie klein seine Seele sey. Er hatte eine Garde von achtzig Mann, und gieng nie aus, ohne von einigen Cavalieren begleitet zu werden. Man unterstand sich nicht, sich in seiner Gegenwart niederzusetzen, und selten erwies er jemanden die Ehre, daß er ihn

grüßte.

grüßte. Mit einem Worte, er führte sich in allen Stücken als ein regierender Herr auf. Dieser lächerliche Stolz machte den Pizaro vollends verhaßt. Die Truppen, die ihm so viel Dienste geleistet hatten, und keine Belohnung erhielten, vergaßen ihm seine Undankbarkeit nicht. Man wird in der Folge die Wirkung dieses allgemeinen Mißvergnügens sehen.

Der Kaiser Carl V, der von dem, was in Peru vorgieng, zum Theil Nachricht hatte, und die Unordnungen abgestellt wissen wollte, beschloß, einen Mann, dessen Einsichten und Klugheit ihm bekannt waren, den Licentiat, Peter de Gasca, nach der neuen Welt zu schicken. Man gab ihm den Titel eines Präsidenten bey dem königlichen Gerichte (Audienza,) nebst völliger Gewalt in allem, was die Regierung des Landes betraf. Er reiste ab, ohne Truppen mit sich zu nehmen. Nachdem er eine Weile zu Sainte-Marthe stille gelegen, wo er von den Unruhen in Peru die erste umständliche Nachricht bekam, lief er in dem Hafen zu Nombre de Dios ein. Er stieg ans Land, und wurde von dem Hernan Mexia empfangen, der damals in Abwesenheit des Alphonsus de Hinoiosa in dem Platze commandirte. Der Präsident machte die Absicht seiner Ankunft bekannt, und zeigte die Vollmachten vor, die er bey sich hatte. Mexia schüttete vor ihm sein Herz aus, und betheuerte, seine Absicht wäre, dem Könige zu gehorchen, und ihm getreu zu dienen. Er erbot sich, ihm die Truppen zu überliefern, die

unter seinem Commando stünden, und ließ sich verlauten, daß es nicht schwer seyn würde, die Flotte zu Panama wegzunehmen. Der Präsident dankte ihm für seine guten Gesinnungen, und erklärte sich, daß er es anfänglich mit gelinden Mitteln versuchen wolle; würde er aber aufs Aeußerste gebracht, so würde er sodann freylich zu gewaltsamen Mitteln schreiten müssen, und das waren auch die Verordnungen des Hofes.

Hinoiosa wurde von dieser Unterredung benachrichtigt, und sie mußte ihm nothwendig einige Unruhe machen. Er verließ indeß doch Panama, und fand sich bey dem Präsidenten ein, welcher durch das Gespräch, das sie mit einander hielten, ihn für sich einnahm, doch ohne ihn ganz von der Parthey des Pizaro abwendig zu machen. Gasca schickte an diesen letztern einen Brief vom Kaiser, dem er noch einen von sich selber beyfügte. Carl V machte dem Gonzalez über den Aufruhr keinen Vorwurf; er schrieb alle Unordnungen, die seit einiger Zeit vorgefallen waren, der übermäßigen Strenge des Vicekönigs zu; er befahl aber zugleich dem Pizaro, sich nach allem zu beqvemen, was von dem Präsidenten zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe würde angeordnet werden. Noch mehr: der Kaiser versprach nicht allein dem Rebellen, das Vergangene zu vergessen, sondern ihm auch für alle Dienste, die ihm die Brüder Pizaro in Peru geleistet hätten, seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Gasca bat in seinem Briefe den

Gon=

Gonzalez, sich den Befehlen Sr. Majestät gemäß zu betragen. Er machte eine langweilige Erzählung von allen den Siegen, die der Kaiserl, ihr Herr, über die Türken und Franzosen erhalten hätte, um dem Pizaro begreiflich zu machen, daß es gefährlich wäre, wenn er sich einem so mächtigen Prinzen widersetzen wollte. Er suchte ihn auch durch das Gefühl der Ehre zu seiner Pflicht wieder zurück zu rufen, und um ihm zu beweisen, daß die Verbrechen einer einzelnen Person öfters die ganze Familie unglücklich machten, erzählte er ihm die Geschichte von einem eifrig catholischen Spanier, der seinen Bruder ermordet hatte, weil er ein Lutheraner war. Endlich führte er noch alle das Unglück an, das öfters durch Empörung gegen den rechtmäßigen Landesherrn entstanden wäre, und suchte den Pizaro und seine Anhänger durch die ewige Verdammniß zu fürchten zu machen. Der Brief des Präsidenten war sehr erbaulich; man muß sich auch darüber nicht wundern, denn der, der ihn geschrieben hatte, war ein Mönch und angesehenes Mitglied des Inqvisitionsgerichts.

Diese Briefe versetzten den Gonzalez in gewaltige Unruhe. Seine Officiere waren wegen der Parthey, die sie ergreifen sollten, in großer Verlegenheit. Einige, die alle Schwierigkeiten auf einmal aus dem Wege zu räumen gedachten, gaben den Rath, man solle den Präsidenten ermorden. Die billigsten waren der Meynung, daß man ihn nach Spanien zurück schicken sollte. Nach vielen Berathschlagungen

fiel

fiel man darauf, man wolle durch Abgeordnete dem Kaiser von den gegenwärtigen Umständen in Peru Nachricht geben lassen, und diesen Prinzen bitten, daß er die Statthalterschaft dem Pizaro ließe. Worüber man sich wundern muß, ist, daß man so listig war, und eine so kitzliche Sache gerade einer Person auftrug, die nichts weniger, als dem Gonzalez ergeben war. „Wenn dieser Mann, sagten sie, uns wider unser Vermuthen mit Eifer dient, und in der Sache glücklich ist, so können wir uns über die getroffene Wahl freuen; wenn er sich dagegen wider unsere Parthey erklärt, so ist es immer ein großer Vortheil für uns, wenn wir ihn aus dem Lande schaffen, wo er uns leicht Schaden thun kann.„ Während diesen Berathschlagungen hatte Vela Nugnez, den Tod seines Bruders, des Vicekönigs zu rächen, etwas unternehmen wollen; aber die Sache wurde verrathen, und sein Lohn war, daß man ihm den Kopf abschlug. Im Todesurtheile stand, man verdamme ihn als einen Verräther und Aufrührer gegen Se. Majestät. So misbrauchte man den Namen des Prinzen, um die grausamsten Ungerechtigkeiten zu beschönigen. Es trug sich damals eine Sache zu, welche den Pizaro sehr ärgerte. Alphonsus de Toro, einer seiner eifrigsten Anhänger, wurde ermordet, und zwar von seinem Schwiegervater, mit dem er zu Händeln gekommen war.

Lorenzo d'Aldana, dessen Bescheidenheit ich anderwärts gelobt habe, war einer von den Depu-

Deputirten, welche Gonzalez nach Spanien ernannte. Er war seiner Parthey schon seit langer Zeit verdächtig gewesen, weil er sich bey allen Gelegenheiten billiger und bescheidener bezeigt hatte, als die andern. Dieser gesetzte Officier, der durch die Umstände war genöthigt worden, einem Tyrannen zu dienen, beschloß, seinen Beystand und seinen Arm nicht länger einem unrechtmäßigen Befehlshaber zu leihen. Er begab sich nach Panama, und hatte einen Brief vom Pizaro bey sich, worinne dieser dem Präsidenten andeutete, daß er ja keinen Fuß nach Peru setzen möchte. Der Deputirte, anstatt diesen Brief zu übergeben, kam zum Peter de Gasca, und bot ihm seine Dienste an, welche mit Freuden angenommen wurden. Hinoiosa folgte unverzüglich diesem Beyspiele. Er, der ein guter Soldat, aber sonst kein grosser staatskluger Kopf war, hatte die Aufführung des Pizaro nie für eine wahre Rebellion angesehen. Sobald man ihm nun die Augen geöffnet hatte, gieng er zu der Parthey über, die er für die gerechteste hielt. Alle Officiere, die von ihm abhiengen, versprachen dem Gasca zu gehorchen, und die Sache bis auf weitere Ordre geheim zu halten.

Der Präsident, der sich die gegenwärtige Verfassung der Gemüther zu Nutze machen wollte, schickte geschwind den Lorenzo mit drey oder vier Schiffen, und ohngefähr dreyhundert Mann, nach Lima ab, wo er längst den Küsten hin alles zusammen lesen sollte, was sich in die

Dienste

Dienste des Königs begeben wollte. Lorenzo gieng mit seinen Schiffen ab, und wir werden bald vernehmen, wie es mit seiner Fahrt abgelaufen sey.

Alle Nachrichten, die Pizaro bekam, dienten nur, seine Unruhe zu verdoppeln. Er bediente sich der größten Vorsicht, und war beständig auf seiner Hut. Man hatte ihn im Verdacht, daß er einen von seinen Anverwandten, gegen den er mißtrauisch geworden war, mit Gift habe aus dem Wege schaffen lassen. Die Einwohner von Lima fanden sich in der traurigsten Lage. Sie wagten es nicht, mit einem einzigen Worte über die gegenwärtigen Umstände laut zu werden. Ein einziges solches Wort war bisweilen hinreichend, einen Mann in Leibes- und Lebensgefahr zu bringen. Gonzalez ließ seinen Adjutanten, den Carvajal, zu sich kommen, welcher noch immer fortfuhe, durch Rauben und Morden die Gemüther zu erbittern. Er wollte ihm indeß sein Mißvergnügen nicht merken lassen, und empfieng ihn mit den Merkmalen der lebhaftesten Zuneigung. Carvajal brachte Waffen, Gold und Silber mit; er war aber so gescheut gewesen, daß er einen großen Theil der Schätze für sich behalten hatte, die er den Völkern nahm, die das Unglück hatten, seine Tyranney zu erfahren.

Die vier Schiffe, welche Lorenzo d' Aldana commandirte, ließen sich an verschiedenen Orten sehen, ohne daß man erfuhr, wem sie gehörten, und was ihre Absicht wäre. Don Diego

de Mora, Lieutenant des Pizaro zu Truxillo, der nicht Lust hatte, länger im Dienste des Usurpators zu bleiben, erblickte diese Schiffe, und setzte sich mit einigen Personen und vielem Vorrathe auf ein anderes Schiff, um diese kleine Flotte aufzusuchen. Er sahe keine Gefahr, diese Unternehmung zu wagen. Denn wenn die vier Schiffe dem Pizaro gehörten, so konnte er vorgeben, er käme, ihnen Erfrischungen zu bringen; wenn sie aber dem Könige gehörten, so hatte er die Absicht, sich mit ihnen zu vereinigen, und zu einerley Endzweck zu arbeiten. Er lief demnach aus dem Hafen aus, und traf die Flotte in kurzer Zeit an. Man nahm ihn mit Freuden auf, nachdem er seine Absicht zu erkennen gegeben hatte, und sie liefen alle mit einander in dem Hafen zu Truxillo ein. Sie hielten es nicht für dienlich, ihre Mannschaft ans Land zu setzen. Man nöthigte blos die Einwohner, die Stadt zu verlassen, und sich in die Provinz Caxamalca zu begeben, um daselbst in größerer Sicherheit zu seyn, bis man ihrer Hülfe nöthig hätte. Als Gonzalez von dieser Verlassung der Stadt Nachricht bekam, schickte er den Licentiat Garcias de Leon dahin; dieser fand da die Schiffe des Lorenzo d'Aldana, und trat sogleich, mit allen Personen, die er bey sich hatte, auf ihre Seite oder auf die Seite des Königs.

Unter diesen verdrüßlichen Umständen bedauerte es Gonzalez sehr, daß er nicht dem Rathe einiger seiner Freunde gefolgt habe, die der Meynung waren, daß er sich den Lorenzo

vom

vom Halse schaffen solle, dessen Absichten sie schon seit langer Zeit eingesehen hatten. **Pizaro** sahe wohl, daß er sich in den Stand setzen müsse, einen Krieg auszuhalten. Er warb Truppen, und brachte auf tausend Mann zusammen, die er mit allem reichlich versahe. Der Aufwand, den man dazu machen mußte, belief sich über fünfhundert tausend Thaler. Alle Generale des **Pizaro**, die in verschiedenen Städten zerstreuet standen, bekamen Befehl, ihm Hülfstruppen zuzuführen, und nirgends etwas von Waffen, Pferden und dergleichen, was dem Feinde nützlich seyn könnte, zurück zu lassen. Man muß sagen, daß er nichts verabsäumte, was sein Unternehmen befördern konnte. Um seine Empörung zu rechtfertigen, sagte er, der Präsident, anstatt die Ruhe und den Frieden nach den Absichten des Hofes wieder herzustellen, habe zuerst das Feuer des Krieges wieder angezündet, indem er, in der Absicht, diejenigen zu bestrafen, die an dem Tode des Vicekönigs Antheil gehabt, Truppen zusammen geworben habe. Er ermunterte dadurch den Muth seiner Soldaten, welche doch lieber mit den Waffen in der Hand, als auf eine schimpfliche Weise am Galgen sterben wollten.

Mit dieser Rechtfertigung nicht zufrieden, ließ **Gonzalez** alle Gerichtspersonen, die sich in Lima befanden, zusammen kommen, und trug ihnen das Verbrechen vor, dessen sich, seiner Meynung nach, der Präsident schuldig gemacht hatte, da er Schiffe, die ihm nicht gehörten, an

sich

sich gezogen, und wider den Befehl des Königs, mit gewaffneter Hand in das Land eingetreten war. Man verfuhr in der Sache nach allen Formen, und verfaßte ein Urtheil, welches zum Hauptinhalte hatte, daß, nach geschehener rechtlichen Untersuchung, in Sachen des Licentiaten Peter de Gasca und seiner Officiere, man ihr Verbrechen so fände, daß sie den Tod verdienten; sie verdammten daher namentlich den Licentiat Gasca, daß ihm der Kopf abgeschlagen, Lorenzo aber und Hinoiosa geviertheilt werden sollten. Verschiedene andere Officiere wurden noch zu andern Strafen verurtheilt. Man siehet den Bewegungsgrund wohl ein, nach welchem diese Gerichtspersonen ein solches Urtheil abfaßten.

Die Flotte des Lorenzo kam indeß längst der Küste immer näher. Johann d'Acosta, einer von den Officieren des Pizaro, bekam Befehl, sich der Landung der Feinde zu widersetzen. Er würde in eine Falle gerathen seyn, die man ihm gestellt hatte, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, einige Spions aufzufangen, welche das ganze Geheimniß verriethen, um ihr Leben zu retten. Gonzalez erfuhr durch diese Gefangenen die Anzahl der Soldaten, die sich auf den Schiffen befanden, und worinne die Hülfe bestehe, die der Präsident erwartete. Er vernahm auch, daß ein Dominikaner, in weltlicher Kleidung, überall die Amnestie bekannt machte, die der König allen denen anbot, die an den letztern Unruhen Theil gehabt hatten, und nun

wieder in die Dienste Sr. Majestät treten wollten. Pizaro fand diesen Mönch, und ließ ihn in ein Gefängniß setzen, das voller Kröten und Schlangen war. Der Capitain Saavedra, Commandant des Gonzalez zu Guanuco, nahm alle Soldaten in der Stadt zusammen, und gieng mit ihnen zum Präsidenten über.

Don Diego Centeno, der seit länger als einem Jahre aus der Höle, in der er sich verkrochen hatte, nicht heraus gekommen war, entschloß sich, dieselbe zu verlassen, und abermals eine Rolle auf dem Schauplatze zu spielen, indem er vermuthlich von dem Caciken, der ihn mit Lebensmitteln versorgte, erfahren hatte, daß der spanische Hof den Peter de Gasca nach Peru geschickt habe, um im Namen des Königs das Commando in diesem Lande zu übernehmen. Er suchte einige von seinen alten Freunden auf, die an verschiedenen Orten in der Dunkelheit lebten. Vierzig Mann, die ziemlich schlecht mit Waffen versehen waren, indem sie die Degen an Stecken banden, wenn sie Spieße haben wollten, schienen ihm genug, die Stadt Cusco anzugreifen, worinne außer den Einwohnern noch eine Besatzung von mehr als fünfhundert Mann stand. Das Glück rechtfertigte die Verwegenheit des Centeno. Dieser tapfere Officier gieng auf die Feinde los, die aus dem Platze ausmarschirt waren, um ihm entgegen zu kommen, und mit ihm anzubinden. Der Angriff geschahe in einer sehr finstern Nacht, wodurch es sich zutrug, daß man in der Verwirrung und im Gelärme einan-

der weder sehen noch hören konnte, so daß die Einwohner von Cusco öfters einander selbst umbrachten. Don Diego bediente sich einer List, die ihm ungemein wohl von Statten gieng. Er ließ einige Pferde ohne Sattel und Zaum auf dem Wege hinlaufen, wo sich die Feinde gesetzt hatten. Diese Thiere, die von hinterdrein laufenden Indianern gejagt wurden, rannten scheu hin und her, und brachten die Truppen aus der Stadt in Verwirrung. Don Diego focht endlich mit so viel Muth, daß die Soldaten von der Parthey des Gonzalez gänzlich geschlagen, und in die Flucht gejagt wurden. Der Sieger wurde zum Generalcapitain der Stadt ernannt, deren er sich mit so wenigem Volke bemächtigt hatte. Er ließ dem Anton Roblas, der in derselben commandirte, den Kopf abschlagen; mit den Soldaten aber verfuhr er sehr gütig.

Nach diesem Siege zog Centeno mit ohngefähr vierhundert Mann von Cusco aus, und gieng auf die Stadt Plata los, um den Alphonsus de Mendoza zu zwingen, daß er sich für den Präsidenten erklärte, und ihn anzugreifen, wenn er von der Parthey des Gonzalez nicht lassen wollte. Dieser, der von dem glücklichen Erfolge des Don Diego schon Nachricht erhalten hatte, schickte den Johann d'Acosta gegen ihn. Pizaro fand viel Eifer bey dem Officiere, dem er diese Sache auftrug; aber die Truppen, die man ihm mitgab, bezeigten nicht eben den Eifer, sondern verließen ihren Commandanten bey der ersten Gelegenheit.

Da Gonzalez sahe, daß seine Sachen so schlecht liefen, ließ er die vornehmsten Einwohner von Lima zusammen kommen, und wandte alle seine Beredsamkeit an, um sie zur Treue gegen ihn zu ermahnen. Sie versprachen, alles für ihn aufzuopfern. Diese Versicherung tröstete ihn ein wenig wegen der verdrüßlichen Nachrichten, die er alle Tage erhielt. Während daß er Anstalten zu seiner Vertheidigung machte, erfuhr er, daß die Flotte des **Lorenzo** sich nur etliche Meilen von Lima habe sehen lassen. **Pizaro** berathschlagte mit seinen Officieren, und man fand für gut, mit den Truppen und allen Einwohnern aus der Stadt zu ziehen, und sich ans Ufer des Meeres zu stellen, um die Landung der Feinde zu hindern. Gonzalez befahl demnach allen sogleich, bey Lebensstrafe, ihm zu folgen, wohin er sie führen würde. Man sahe sich gezwungen, ihm zu gehorchen; indeß entgiengen ihm doch einige, die sich in Gebüsche und Hölen verbargen.

Pizaro schickte indeß den **Johann Fernandez** mit einer Barke nach der Flotte ab, und ließ dem **Lorenzo** sagen, er könnte einen von den Seinigen abschicken, damit man erführe, was seine Absichten wären. **Fernandez** erbot sich unterdeß, als Geisel dazubleiben, bis der Deputirte des **Lorenzo** zurück käme. Der Vorschlag wurde angenommen, und einem Capitaine, Namens **Penna**, geschahe der Auftrag, sich ins Lager des **Pizaro** zu begeben. Dieser brauchte große Vorsicht, daß der Abgeordnete

von

von der Flotte ja mit niemanden spräche; denn er befürchtete, daß ihn seine Truppen verlassen möchten, wenn sie erführen, daß man denen, die wieder zu ihrer Pflicht zurück kehren würden, alles vergeben, und noch besondere Vortheile zufließen lassen wollte. **Penna** wurde in das Zelt des Gonzalez geführt, wo er ihm eine Schrift überreichte, welche die Befehle des Hofes enthielt, und worinne ausdrücklich gesagt war, daß der König die alten Verordnungen wiederriefe, und eine General-Amnestie anböte. Der Deputirte setzte noch hinzu, Se. Majestät fänden nicht für gut, dem **Pizaro** die Statthalterschaft zu lassen, sondern hätten den Licentiat, **Peter** de Gasca, unter dem Titel eines Präsidenten, die Regierung des Landes aufgetragen. „Ich will alle, die auf der Flotte sind, mit Pferden zerreißen lassen, gab **Pizaro** trotzig zur Antwort; und die Verwegenheit des Präsidenten, der mir eine Gewalt zu rauben kömmt, in deren Besitze ich bin, werde ich schon zu strafen wissen.„ Er beschwerte sich hierauf über den **Lorenzo** d' Aldana, der ihn, wie er sagte, auf eine so schändliche Art verrathen hätte.

Nach dieser Antwort und einigen ähnlichen Gesprächen, bot Gonzalez dem Deputirten hundert tausend Thaler an, wenn er ihm das Admiralsschiff von der Flotte in die Hände spielen wollte. **Penna** aber antwortete: „Ich habe keine so niederträchtige Seele, daß ich denjenigen verrathen sollte, der mich hieher schickt, und man kann mir einen solchen Vorschlag nicht

thun, ohne sich selbst zu beschimpfen." Der Deputirte wurde wieder nach der Flotte geschickt, und **Fernandez** kam nach Lima zurück, nachdem er versprochen hatte, sich ganz dem Dienste des Königs zu wiedmen. Dieser Mann streuete in der That heimlich eine Menge Abschriften von dem Briefe aus, worinne der König eine gänzliche Vergebung des Vergangenen versprach.

Als **Gonzalez** von Lima auszog, und sich ans Ufer des Meeres lagerte, ließ er den **Peter Martin** aus Sicilien, einen Mann von gemeiner Herkunft und sehr zur Grausamkeit geneigt, zum Aufseher in der Stadt zurück. **Pizaro** befahl ihm bey seiner Abreise, alle ohne Barmherzigkeit henken zu lassen, die nicht mit ihm gezogen wären, oder, ohne ihren Abschied zu haben, wieder zurück kämen. **Martin** war in Beobachtung der Befehle des Statthalters so streng, daß, als er einen antraf, der dem Verbote entgegen handelte, er nicht so lange wartete, bis er gehangen werden konnte, sondern ihn selbst auf der Stelle mit dem Dolche ermordete. Dieser Aufseher der Stadt hatte sonst immer den Scharfrichter, mit Stricken versehen, bey sich, damit er, wenn ihm etwas in die Hände fiel, sogleich konnte aufhenken lassen.

Es liefen indeß dem **Pizaro** viele Soldaten davon, und nahmen bey dem Präsidenten Dienste. **Gonzalez** wurde darüber ganz wüthend, so daß er befahl, man solle alle die aufhängen, die man außerhalb dem Lager anträfe. Er suchte zwar die Unruhe, die er im Herzen hatte, zu verbergen;

gen; aber man wurde es gar leicht gewahr, daß ihn ein großer Kummer innerlich qvälte. Um ein allgemeines Ausreissen zu verhüten, entschloß er sich, sein Lager an einen andern Ort zu versetzen, und war sehr vorsichtig, damit keiner von seinen Soldaten entlaufen könnte. Er glaubte seine Truppen besser beysammen behalten zu können, wenn er sich entfernte. Während daß er auf dem Marsche war, jagten ein Paar Reuter mit ihren Pferden davon, und riefen: **Es lebe der König, und sterbe der Tyrann Pizaro!** Ob er gleich in vier Tagen zehn bis zwölf angesehene Personen hatte henken lassen, weil er sie im Verdachte hatte, daß sie entfliehen wollten, so ließen sich doch seine Truppen nicht abhalten, alle Augenblicke davon zu laufen; so daß er nur noch zweyhundert Mann übrig hatte, als er in die Provinz Nasca kam, welche funfzig Meilen von Lima entfernt ist. Damals konnte Gonzalez einsehen, wie viel daran gelegen sey, sich die Gunst seiner Truppen zu erwerben. Sein Geiz und seine Grausamkeit hatten ihn allen Soldaten verhaßt gemacht. Die Furcht allein hielt sie noch einige Zeit unter den Fahnen des Tyrannen zurück, und sie ergriffen mit Freuden die erste und beste Gelegenheit, wo sie ihn verlassen konnten.

Einige alte und schwache Officiere, welche die Erlaubniß bekommen hatten, in Lima zu bleiben, sammelten, da sie den Pizaro entfernt sahen, so viele von den Einwohnern zusammen, als sie auftreiben konnten, und erklärten sich für

den König. Lorenzo d'Aldana, der von allen diesen Vorfällen benachrichtigt wurde, und sich immer nahe bey der Hauptstadt aufhielt, machte die nöthigen Anstalten, ohne von seinem Schiffe zu kommen. Er schickte an alle Officiere von seiner Parthey Couriere ab, ließ ihnen von allem, was vorgieng, Nachricht geben, und machte ihnen seinen Plan, in Ansehung der gegenwärtigen Lage der Sachen, bekannt. Pizaro qvälte sich indeß mit gewaltigen Unruhen, und besorgte alle Augenblicke, von seinen Soldaten ermordet zu werden. Er wurde dadurch noch grausamer, als er zuvor gewesen war. Es gieng fast kein Tag vorbey, wo er nicht einige seinem Argwohne aufopferte, so daß ihm bald niemand mehr übrig blieb, an dem er seine Wuth auslassen konnte.

Lorenzo d'Aldana ließ bey dem Präsidenten nicht nach, daß er, sobald als möglich, nach Lima kommen möchte, um durch seine Gegenwart die Parthey des Pizaro vollends gänzlich über den Haufen zu werfen. Der Commandant der Flotte stieg endlich ans Land, und wurde in der Stadt mit Merkmalen der aufrichtigsten Ergebenheit aufgenommen. Johann d'Acosta, der, wie ich gesagt habe, auf dem Marsche war, um den Don Diego anzugreifen, erhielt einen Brief vom Gonzalez, worinne ihm dieser befahl, zu ihm zu stoßen. D'Acosta, der den Ruhm der Treue behaupten wollte, die hier aber mehr ein Verbrechen, als eine Tugend war, machte sich mit seinen Truppen zum

Marsche fertig. Einige Officiere, die unter ihm dienten, faßten den Vorsatz, ihn, ehe sie aufbrächen, zu ermorden; da es ihnen aber schien, daß ihr Vorhaben verrathen wäre, setzten sie sich mit allen, die Theil daran genommen hatten, zu Pferde, und ritten davon. Man wollte ihnen nachsetzen; aber die Mühe war vergebens. Von den Personen, die etwas von der Sache gewußt hatten, wurden einige gehangen; andere blos ins Gefängniß gesetzt. D' Acosta brach endlich auf, und gieng durch Cusco, wo er neue Beamtete einsetzte, nachdem er die alten abgesetzt hatte; einige von seiner Parthey aber, die ihn verließen, kamen in die Stadt zurück, und setzten alles wieder in den vorigen Zustand. Zwey Drittheile von seinen Soldaten liefen unterwegens davon, so daß er nur noch hundert Mann bey sich hatte, als er sich mit dem Pizaro zu Areqvipa vereinigte. Dieser letztere wußte nicht, was er anfangen sollte. Er fand sich nicht stark genug, dem Feinde zu widerstehen; und zu fliehen, schien ihm zu schimpflich, und zu unsicher.

Während daß Gonzalez mit sich zu Rathe gieng, wie er sich aus einer so gefährlichen Lage herausziehen wollte, schrieb Don Diego Centeno an den Alphonsus de Mendoza, gab ihm von der gegenwärtigen Gestalt der Sachen Nachricht, und ermahnte ihn, sich den Befehlen Sr. Majestät zu unterwerfen. Dieser Brief brachte den Mendoza vollends herum. Er erklärte sich für den Prasidenten, und vereinigte seine Truppen mit den Truppen des Centeno.

Ihre Armee belief sich, nach dieser Vereinigung, auf mehr als tausend Mann. Sie beschlossen, den Pizaro aufzusuchen, und einen gewissen Weg zu besetzen, damit er nicht entfliehen könnte. Einige Officiere des Gonzalez, die ihm bisher getreu gewesen waren, fanden nicht für gut, es länger mit ihm zu halten, da sie seine Sachen in so schlechten Umständen sahen. Sie verließen nicht allein für ihre Person die Parthey des Statthalters, sondern foderten auch die andern auf, ihrem Beyspiele zu folgen, und bedienten sich sogar des Dolchs gegen diejenigen, die sich dazu nicht verstehen wollten.

Der Präsident, für den sich fast ganz Peru erklärt hatte, gieng von Panama ab, und lief in den Hafen zu Tumbez ein. Er nahm den Weg nach Truxillo, und gab Befehle, daß alle Truppen sich in dem Thale Xauxa zu ihm versammeln sollten. Pizaro, der ein Ungewitter über seinem Haupte sich zusammen ziehen sahe, suchte seine Anhänger wieder zu gewinnen, und bat, daß sie doch unter seine Fahnen zurück kommen möchten. Er schrieb einen Brief an den Don Diego Centeno, der voll von gelinden Verweisen und prächtigen Versprechungen war. Er erhielt darauf eine sehr vernünftige Antwort, und man erbot sich, dem Gonzalez alle mögliche Dienste zu leisten, wenn er sich den Befehlen seines Königs unterwerfen wollte. Pizaro verbrannte den Brief des Don Diego, in Gegenwart verschiedener Personen, und beschloß, sogleich mit seinen Truppen aufzubrechen, und

auf

auf die Provinz Charcas los zu marschiren. Er machte sich demnach auf den Weg, und wollte mit Gewalt die Posten durchdringen, welche Centeno und Mendoza besetzt hielten. Der Capitain Carvajal, welcher das Vordertreffen führte, ließ über zwanzig Menschen aufhängen, die er unterwegens antraf. Unter diesen war ein Priester, der mit dem Breviario und einer Schreibetafel am Halse aufgehangen wurde.

Die Couriere von beyden Armeen begegneten einander beständig auf dem Wege, um ihren Generalen Nachricht zu bringen. Pizaro ließ den Centeno bitten, daß er ihn durchlassen, und zu keiner Schlacht zwingen möchte. Zu gleicher Zeit suchte er den Don Diego aufzuheben, weil er Krankheit halber schon seit einigen Wochen zu Bette lag; und dieser Anschlag wäre beynahe gelungen. Die beyden Armeen standen einander im Gesichte, und wurden Handgemein. Pizaro behielt nach einem blutigen Treffen den Sieg. Don Diego Centeno, der auf einem Tragebette von sechs Indianern getragen wurde, war so krank, daß er fast keine Empfindung mehr hatte; indeß wurde er doch, nach der Niederlage seiner Armee, durch die Sorgfalt und Emsigkeit einiger seiner Freunde, gerettet. Don Diego verlor in diesem Treffen über dreyhundert Mann. Pizaro hatte diesen unerwarteten Sieg blos dem Muthe und der Geschicklichkeit des Capitains Carvajal zu danken. Dieser Mann aber machte sich immer durch seine Grausamkeiten noch berühmter, als durch seine Siege.

Er ließ dreyßig Gefangene auf einmal henken. Der Capitain Bachiaco, der unter der Armee des Gonzalez diente, und anfänglich glaubte, der Sieg erkläre sich für den Centeno, gieng mitten in der Schlacht zu diesem Generale über. Da er aber am Ende sahe, daß die Sache anders lief, als er geglaubt hatte, war er sehr in Verlegenheit. Er glaubte indeß, seine That mit einem scheinbaren Vorwande beschönigen zu können; da aber Carvajal sahe, daß alles nur Vorwand sey, nahm er den Bachiaco in Verhaft, und ließ ihn henken, nachdem er vorher auf die grausamste Art seinen Spott mit ihm getrieben hatte. Er setzte hierauf den Flüchtigen nach, und alle, die das Unglück hatten, ihm in die Hände zu fallen, beschlossen ihr Leben an einem Galgen. Der Bischoff von Cusco konnte sich glückiich schätzen, daß er nicht war ertappt worden; seine Würde hätte ihn gewiß nicht gegen den Strang geschützt. Einer seiner Brüder mußte sein Leben auf diese schimpfliche Weise endigen. Alle Soldaten des Centeno wurden gezwungen, beym Pizaro Dienste zu nehmen.

Der Präsident, der seine Truppen im Thale Xauxa zusammen zog, sahe sich bald an der Spitze von mehr, als sechzehnhundert Mann. Die Niederlage des Don Diego verursachte ihm viel Verdruß; er ließ sich aber äußerlich nichts davon merken. Als er alle Anstalten gemacht hatte, brach er mit seinem Lager auf, und nahm den Weg nach Cusco. Seine Armee vermehrte sich von Tag zu Tage. Don Diego kam mit

ohn-

ohngefähr dreyßig Reutern, die mit ihm entflohen waren, auch dazu. Die Truppen mußten viel auf dem Marsche ausstehen, weil es ihnen an Lebensmitteln fehlte. Sie kamen endlich an einen Ort, Andaguayras genannt, wo der Präsident für gut befand, einen Theil des Winters zuzubringen. Mit dem Anfange des Frühjahrs setzte sich die Armee wieder in Marsch; und als man noch zwanzig Meilen von Cusco war, mußte man die Brücken über den Fluß Apurima erst wieder bauen, ehe man darüber kommen konnte, denn die Feinde hatten sie zerstöhrt. Und damit Pizaro nicht wissen möchte, an welchem Orte man den Uebergang versuchen wollte, ließ der Präsident die Baumaterialien an drey verschiedenen Orten herbey schaffen. Diese Vorsicht nutzte viel: denn Gonzalez, der seine Truppen nicht theilen wollte, konnte sich auch dem Brückenbau nicht widersetzen, wenn man Anstalt gemacht hatte, ihn an mehr als einem Orte zu unternehmen. Es wäre ihm indeß leicht gewesen, den Feind aufzuhalten. Hundert Mann, die er nur ans Ufer des Flusses stellen durfte, wären hinreichend gewesen, den Uebergang zu verhindern, oder ihn wenigstens sehr gefährlich zu machen.

Als die Armee des Präsidenten dieses Hinderniß überstiegen hatte, schickte Gonzalez einen Priester in das Lager der Feinde, und ließ den Gasca ersuchen, seine Truppen abzudanken, und nicht eher an den Krieg zu denken, bis neue Befehle vom Könige angekommen wären. Der Präsident antwortete ihm schriftlich, und

suchte

suchte ihn zu seiner Pflicht zurück zu bringen; aber alle Ermahnungen waren vergebens. Die Waffen allein sollten entscheiden, wer die Statthalterschaft in Peru haben sollte. **Pizaro** nahm mit neunhundert Mann seinen Posten zu Xaqvixaguana, und stand sehr vortheilhaft, weil man ihm nicht anders, als durch einen sehr engen Weg, beykommen konnte. **Hinoiosa**, der die Armee des Präsidenten commandirte, lagerte sich nicht weit vom Feinde. Man wollte einander sogleich mit dem ersten Tage eine Schlacht liefern; aber ein dicker Nebel, der sich erhob, machte, daß man sie noch aufschieben mußte. Den folgenden Tag, sobald die Sonne am Horizonte erschien, machte das grobe Geschütz auf beyden Seiten den Anfang. Der Erzbischof von Lima, der den Präsidenten begleitete, ermahnte selbst die Artilleristen, ihre Canonen gut zu richten, und ein gewaltiges Feuer zu machen. Da die Armee des **Pizaro** aus lauter Soldaten bestand, die ihm gezwungen dienten, so giengen ihrer alle Augenblicke einige ins feindliche Lager über. Man rieth demnach dem **Hinoiosa**, seine Truppen nicht näher anrücken zu lassen, weil man überzeugt wäre, daß er den Sieg erhalten würde, ohne sichs einen Tropfen Blut kosten zu lassen. Einige Officiere des **Gonzalez** wurden in der That so bestürzt, da sie das fast allgemeine Ausreißen ihrer Soldaten sahen, daß sie wie versteinert standen, und sich weder zum Streiten noch zum Fliehen entschließen konnten. **Pizaro** selbst verlor den Muth, und rief:

„Wenn

„Wenn alle sich dem Könige ergeben, so ergebe ich mich auch.„ Johann d'Acosta gab den Rath, sich durchzuschlagen, und beherzt wie Römer zu sterben; aber Gonzalez, der die Parthey nicht ergreifen mochte, die sich allein für einen tapfern Mann geschickt hätte, rief einen Officier der feindlichen Armee zu sich, gab ihm seinen Degen, ließ sich zu dem Präsidenten führen, und redete vor ihm sehr unüberlegte Dinge. Carvajal wollte sich im Gebüsche verstecken, wurde aber von seinen eigenen Soldaten beym Kopfe genommen.

Nach der Niederlage des Pizaro verfolgten die Sieger erst die Flüchtigen, und plünderten sodann das Lager des Feindes. Man fand unermeßliche Reichthümer darinne, und manche bekamen fünf bis sechs tausend Ducaten auf ihren Antheil. Ein Soldat, der einen beladenen Maulesel antraf, hieb die Stricke entzwey, daß die Ladung auf die Erde fiel, und behielt für sich nur den Maulesel. Drey andere Soldaten, die sich aufs Beutemachen besser verstanden, untersuchten die Ladung, und fanden eine große Menge Gold und Silber. Nachdem man einige Tage ausgeruhet hatte, arbeitete man an dem Processe der Gefangenen. Man hatte gegen den Pizaro weiter keinen Beweis nöthig, als sein eigenes Geständniß, und das allgemeine Bewußtseyn seiner Rebellion. Das Urtheil, das man über ihn sprach, erkannte ihm die Enthauptung zu; sein Haupt sollte sodann auf einem Pfahle zu Lima, in einer dazu verfertigten Nische,

die

die mit einem eisernen Gegitter von forn geschlossen wurde, ausgesteckt, und folgende Aufschrift darüber gesetzt werden: „Das ist das Haupt des **Gonzalez Pizaro**, des Verräthers und Rebellen gegen seinen König, der sich in Peru wider die höchste Gewalt auflehnte, und sich unterstand, der königlichen Armee im Thale Xaqvixaguana ein Treffen zu liefern.„ In eben diesem Urtheile wurde gesagt, die Güter des **Pizaro** sollten confiscirt, seine Häuser zu Cusco niedergerissen, Salz darüber gestreuet, und auf dem öffentlichen Markte ein Pfeiler aufgerichtet werden, worauf eine Aufschrift, mit der vorigen gleiches Inhalts, gesetzt werden sollte. Dieses Urtheil wurde noch an eben dem Tage, da es gesprochen worden war, an ihm vollzogen.

Der Capitain Don **Diego Centeno**, der bis an seinen letzten Augenblick die Wache bey ihm hatte, begegnete ihm sehr bescheiden, und litt nicht, daß ihm jemand ein beleidigendes Wort sagen durfte. Als **Pizaro** auf den Richtplatz gebracht war, gab er dem Scharfrichter alle Kleider, die er anhatte, und die von beträchtlichem Werthe waren; **Centeno** aber bezahlte nach der Hinrichtung den Werth dieser Kleider, damit die Ueberreste eines so angesehenen Mannes nicht in den Händen eines infamen Henkers bleiben möchten. Auf diese Weise beschloß **Pizaro** sein Leben, nachdem er in Peru die Rolle eines Monarchen, oder besser zu sagen, eines Tyrannen gespielt hatte. Man brachte seinen Körper nach Cusco, allwo er auf eine

ehrbare

ehrbare Art begraben wurde; seinen Kopf aber steckte man, wie es in dem Urtheile enthalten war, öffentlich aus. An eben dem Tage der Enthauptung des **Pizaro**, wurde sein Feldzeugmeister **Carvajal** geviertheilt; eine zwar harte Strafe, die aber für einen Mann in der That noch zu gelinde war, der sich so vieler Verbrechen schuldig gemacht hatte. Verschiedene Officiere von der Parthey des Rebellen wurden gehangen. Andere verurtheilte man zur Geißel oder auf die Galeeren. Die Strafbarsten unter ihnen wurden mit Pferden in Stücken gerissen. Die Schlacht zu Xaqvixaguana, welche den Unruhen in Peru ein Ende machte, wurde den 9ten April 1548 geliefert.

Der Präsident, der sich einige Zeit zu Cusco aufhielt, beschäfftigte sich lediglich mit der Wiederherstellung der Ruhe im Lande. Die Truppen sollten verabschiedet werden; aber man mußte sie auch vorher befriedigen. Die Sache schien etwas schwer zu seyn; denn es war kein Soldat, der nicht das beste Loos zur Belohnung für seine Dienste verdient zu haben glaubte. Man untersuchte demnach, wie hoch sich die Summe belief, die man auszutheilen hatte. Man machte davon eine so billige Eintheilung, als möglich war. Dem ohngeachtet entstanden darüber Klagen, Murren, und selbst aufrührische Meutereyen. Man sahe sich genöthigt, einige Soldaten abzustrafen, um die andern in Furcht zu erhalten. Die Einwohner aus verschiedenen Städten bekamen Erlaubniß, wieder nach Hause

zu gehen, und ihre Geschäffte, wie bisher, zu besorgen.

Nachdem Gasca einige Officiere auf neue Entdeckungen ausgeschickt hatte, nahm er den Weg nach Lima zu. Als er in dieser Stadt ankam, war es seine vornehmste Sorge, durch weise Verordnungen den Spaniern und Indianern eine Ruhe wieder zu geben, die sie seit langer Zeit nicht gekannt hatten. Er vertheilte die Truppen an verschiedene Orte herum, und hatte von dieser Einrichtung einen doppelten Vortheil. Man hatte weniger Unruhen zu befürchten, und man konnte leicht zur Entdeckung neuer Länder gelangen. Jeder Capitain bekam einen eigenen District, in welchem er das Commando hatte. Als der Präsident alles wieder in Ruhe sahe, faßte er den Entschluß, nach Spanien zurück zu gehen, um dem Könige das Geld zu überbringen, das er in Peru gesammelt hatte. Es entschlossen sich noch andere Personen zu dieser Reise, um in ihrem Vaterlande die Güter ruhig zu genießen, die sie aus der neuen Welt mitbrachten. Man kann sagen, daß der Präsident den Auftrag, den ihm der spanische Hof gethan hatte, mit vieler Klugheit und Bescheidenheit auszuführen wußte. Er zeigte eben so viel Rechtschaffenheit, als der Vicekönig Nugnez Vela, ohne den unbiegsamen Charakter desselben zu haben. Wenn er auch seinen Sieg durch einige Hinrichtungen befleckte, so traf doch die Strafe nur solche Personen, die sie mehr als zu wohl verdient hatten. Er hinterließ auch einige

Miß-

Mißvergnügte zu Peru: aber war es wohl möglich, es allen recht zu machen?

Ehe der Präsident abreisete, legte man eine neue Audienza zu Nicaragua an. Dieses Tribunal nahm dem **Rodriguez de Contreras** die Statthalterschaft der Provinz, und setzte, den alten Verordnungen zu Folge, alle Indianer wieder in Freyheit, die in seinem Dienste standen. **Rodriguez** gieng nach Spanien, die Wiedereinsetzung in seine Würde, und die Zurückgabe seiner Sclaven sich beym Könige auszubitten; aber er konnte nichts erhalten, und der Hof zu Madrid billigte das Verfahren der Auditoren. Da die beyden Söhne des **Contreras** erfuhren, daß es ihrem Vater am Hofe nicht gelungen sey, empörten sie sich, und suchten sich von der Provinz Meister zu machen. Eine große Anzahl Mißvergnügter verband sich mit ihnen. Sie wollten nach Peru gehen, in Hoffnung, daß ihre Parthey sich bald verstärken würde, wenn alle Soldaten zu ihnen kämen, die sich darüber beschwerten, daß man ihre Dienste nicht belohnt habe. Als sie sich zur Behauptung ihres Vorhabens stark genug glaubten, fiengen sie an thätig zu werden. Der Bischof in der Provinz war das erste Opfer, das sie ihrem Vater darzubringen für gut befanden, weil sie nicht Freunde mit einander waren. Eines Tages, als dieser Prälat ruhig beym Schachspiele saß, drangen einige Soldaten bey ihm ein, und ermordeten ihn.

Nach dieser That nahmen sie alles zusammen, was sie von Soldaten und Volke habhaft werden konnten, und setzten in ihre Fahne die Worte: **Armee der Freyheit.** Sie giengen hierauf, dreyhundert an der Zahl, zu Schiffe, und richteten ihren Lauf nach Panama, weil sie daselbst den Präsidenten zu finden vermeynten. Sie kamen in dieser Stadt an, fanden den aber nicht, den sie suchten, und mit dem sie gewiß schlecht würden umgegangen seyn, wenn er ihnen in die Hände gerathen wäre. Sie plünderten die königliche Casse, und schafften alles auf ihre Schiffe, was sie fortbringen konnten. Ihre Absicht war, sich nach Nombre de Dios zu begeben, allwo damals der Präsident sich aufhielt. Dieser bekam Nachricht von ihren Absichten, und ermangelte nicht, alle nöthige Vorsicht zu brauchen. Die Rebellen hatten ihre Kräfte getheilt. **Peter de Contreras** mußte auf den Schiffen bleiben, und sie bewachen. **Johann Bermejo**, einer von den Hauptpersonen der Rebellion, blieb mit hundert Mann bey Panama stehen, um den Marsch des **Ferdinand Contreras** zu sichern, welcher nach Nombre de Dios gieng.

Einige angesehene Männer zu Panama, die die Truppen der Rebellen so getheilt sahen, glaubten, daß es nicht schwer seyn würde, sie zu besiegen, wenn sie vorerst nur den **Johann Bermejo** angriffen. **Martin Ruiz**, königlicher Schatzmeister, und ein Edelmann, Namens **Johann de Larez**, nahmen in aller Geschwindigkeit die Einwohner, welche auf die Gebirge ent-

entflohen waren, und eine Menge Negern zusammen, welche auf dem Felde arbeiteten, und nachdem sie dieselben so gut als möglich ausgerüstet hatten, beschlossen sie, dem Feinde entgegen zu ziehen. Man ließ einige in der Stadt zur Bewachung zurück, und man verrammelte die Gassen, damit die, die auf den Schiffen waren, ihren Cameraden nicht so leicht zu Hülfe kommen, oder noch einmal die Häuser der Bürger ausplündern könnten. Man griff hierauf den Bermejo an. Er that einigen Widerstand; aber seine Soldaten wurden fast alle entweder gefangen genommen oder getödtet.

Nach diesem Siege setzte man dem Ferdinand Contreras nach. Dieser war, da er die Niederlage des Bermejo erfahren hatte, so erschreckt worden, daß er seinen Soldaten gerathen hatte, selbst auf ihre Sicherheit vermittelst der Flucht bedacht zu seyn. Er selbst ertrank in einem Flusse, über den er hinweg mußte, da er zu seiner Rettung flohe. Man machte einige von seinen Leuten zu Gefangenen; wo aber die andern hingekommen waren, konnte man nie erfahren. Alle diese Gefangene wurden auf den Markt zu Panama geführt, und allda mit Lanzen tod gestochen. Da Peter Contreras von diesen unglücklichen Vorfällen Nachricht bekam, verließ er seine Schiffe, und warf sich nebst einigen seiner Begleiter in eine Chalupe. Er fuhr an der Küste hin, bis nach der Provinz Nota, und nach der Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört. Auf diese Weise endigte sich

eine Revolte, welche der Präsident nicht hatte können voraus sehen, und die bald unglücklich für ihn abgelaufen wäre; denn er war nur erst seit drey Tagen von Panama weg, als die Rebellen daselbst ankamen.

Nachdem Peter de Gasca das Vergnügen gehabt hatte, diese Sache glücklich geendigt zu sehen, schiffte er sich mit seinen Reisegefährten ein, und kam in Spanien an, wo man ihn so empfieng, wie es die wichtigen Dienste erheischten, die er dem Staate geleistet hatte. Zur Belohnung bekam er das Bischofthum Valenzia. Don Antonio de Mendoza gieng kurze Zeit darauf als Vicekönig nach Peru.

Wenn man alle diese Eroberungen siehet, welche Spanien in der neuen Welt gemacht hat, sollte man sich einbilden, diese Monarchie müsse den höchsten Gipfel der menschlichen Macht erreicht haben. Länder von einer ungeheuern Größe, die der Herrschaft eines Prinzen unterworfen wurden, der schon über einen großen Theil von Europa zu gebieten hatte, und mit dem Titel eines Königs noch die Würde eines Kaisers verband; Gold- und Silbergruben, welche die kostbarsten Metalle im Ueberflusse hervorbrachten, mit denen man die schwersten Unternehmungen ausführt; eine beträchtliche Vermehrung der Unterthanen, welche zu dem strengsten Gehorsame gegen die Befehle ihres Regenten verbunden sind; alle diese Vortheile zusammen genommen, schienen den Spaniern eine Ueberlegenheit über alle andere Völker unsers

Welt-

Welttheils zu versprechen. Wozu haben indeß alle diese glänzenden Eroberungen gedient? Sie haben Spanien entvölkert, als welches einen großen Theil seiner Einwohner unter einen fremden Himmelsstrich schickte, und noch alle Tage schickt, wo sie ihrem eigentlichen Vaterlande fast gänzlich unnütz werden; sie haben die Nation arm gemacht, indem sie Ackerbau und Handwerke liegen läßt, um in einem fremden Lande Schätze zu suchen, die sie mit andern Völkern, die nun für sie arbeiten, theilen muß; sie haben endlich jene unglückliche Seuche unter uns gebracht, die, wie man sagt, unsern Vätern gänzlich unbekannt war, und welche unter ihren unglücklichen Nachkommen die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet hat.

Ende des achten Theils.

Inhalt.

Inhalt.

Staatsveränderungen im mitternächtlichen Amerika S. 3

= = = = im mittäglichen Amerika S. 200